

Forschungsbericht Nr. 26

Berufswahl und Lehrstellensuche

**Rekonstruktionen
des Berufsfindungsprozesses
von Jugendlichen**

April 2004

Simone Suter





Universität Bern
Institut für Pädagogik und Schulpädagogik
Abteilung Pädagogische Psychologie
Muesmattstrasse 27, 3012 Bern

Impressum

Forschungsbericht 26: Berufswahl und Lehrstellensuche. Rekonstruktionen des Berufsfindungsprozesses von Jugendlichen

Auflage: 50 Exemplare

April 2004

© Simone Suter

Druck: Druckerei der Universität Bern

Simone Suter

Berufswahl und Lehrstellensuche

**Rekonstruktionen
des Berufsfindungsprozesses
von Jugendlichen**

Forschungsbericht Nr. 26

INHALTSVERZEICHNIS

1	EINLEITUNG	7
1.1	Zielsetzungen	7
1.2	Die forschungsleitenden Fragestellungen	8
1.2.1	Aufbau der Arbeit	10
2	DIE RAHMENBEDINGUNGEN DES BERUFSFINDUNGSPROZESSES	11
2.1	Arbeit und Beruf im gesellschaftlichen Wandel	11
2.1.1	Struktureller Wandel des Arbeitsmarktes und der Arbeitsverhältnisse	12
2.1.2	Diskussionen über den Bedeutungswandel der Berufsarbeit	16
2.2	Die Selektionsfunktion des schulischen Bildungssystems	19
2.3	Berufswahl und Geschlecht	23
2.3.1	Frauen wählen „Frauenberufe“ – Männer wählen „Männerberufe“	24
2.3.2	Die widersprüchliche Funktion des allgemeinen Bildungssystems	27
2.4	Der Übergang von der obligatorischen Schule in die Berufsbildung	28
2.5	Das schweizerische Berufsbildungssystem	32
2.5.1	Historischer Abriss der Entstehung des Berufsbildungssystems	32
2.5.2	Aktuelle Entwicklungstendenzen und Reformbestrebungen	35
2.5.3	Die Berufslehre und mögliche Wege in die tertiäre Berufsbildung	37
3	DER BERUFSFINDUNGSPROZESS AUF DER EBENE DER SUBJEKTE	40
3.1	Verschiedene Aspekte der individuell zu treffenden Berufswahl	41
3.1.1	Die Berufswahl als rationale Entscheidung - differentialpsychologischer Ansatz	41
3.1.2	Die Berufswahl als Zuordnung – eine typologische Theorie	42
3.1.3	Die Berufswahl als Prozess – entwicklungspsychologische Theorien	42
3.1.4	Die Berufswahl als Resultat und Gegenstand sozialer Lernprozesse	44
3.1.5	Die Berufswahl als Entscheidungsprozess – entscheidungstheoretische Modelle	45
3.1.6	Die Berufswahl unter dem Aspekt psychodynamischer Prozesse	47
3.1.7	Berufswahl als Kompromissbildungsprozess – Sozialisationstheoretisches Modell	47
3.2	Zusammenfassende Bemerkungen zu den Berufswahltheorien	48
3.3	Ergebnisse deutscher Jugendstudien zum Berufsfindungsprozess	49
4	METHODE	53
4.1	Methodisches zur Datenerhebung und Datenauswertung	53
4.1.1	Die Fallauswahl	53
4.1.2	Methode der Datenerhebung: das problemfokussierte Interview	55
4.1.3	Die Kodierung und Auswertung des Datenmaterials	56
4.1.4	Von der Einzelfallrekonstruktionen über den systematischen Fallvergleich zur Typenbildung	59

5	EMPIRISCHER TEIL	61
5.1	Rekonstruktion der Berufsfindungsprozesse: 4 Gruppen unterschiedlicher Begründungs- und Verlaufsmuster	61
5.1.1	Gruppe 1: Sie wissen was sie werden wollen	61
5.1.1.1	Heset Elshai – Hochbauzeichner (Fall 8)	62
5.1.1.1.1	Biografisches	62
5.1.1.1.2	Chronologie des Berufsfindungsprozesses	62
5.1.1.1.3	Lehrstellensuche	63
5.1.1.1.4	Berufliche Zukunftsperspektiven	65
5.1.1.2	Andreas Dreher - Metallbauschlosser (Fall 10)	65
5.1.1.2.1	Biografisches	65
5.1.1.2.2	Chronologie des Berufsfindungsprozesses	66
5.1.1.2.3	Lehrstellensuche	67
5.1.1.2.4	Berufliche Zukunftsperspektiven	68
5.1.1.3	Margita Nevzati – technische Assistentin Coiffeuse (Fall 4)	68
5.1.1.3.1	Biografisches	68
5.1.1.3.2	Chronologie des Berufsfindungsprozesses	69
5.1.1.3.3	Berufliche Zukunftsperspektiven	70
5.1.1.4	Zusammenfassende Bemerkungen zu den beruflich Ambitionierten	71
5.1.2	Gruppe 2: Sie wissen was sie machen wollen	72
5.1.2.1	Daniel Eggimann – Multimediaelektroniker (Fall 1)	72
5.1.2.1.1	Biografisches	72
5.1.2.1.2	Chronologie des Berufsfindungsprozesses	72
5.1.2.1.3	Berufliche Zukunftsperspektiven	74
5.1.2.2	Diego Fuhrer – Automatiker (Fall 2)	75
5.1.2.2.1	Biografisches	75
5.1.2.2.2	Chronologie des Berufswahlprozesses	75
5.1.2.2.3	Berufliche Zukunftsperspektiven	77
5.1.2.3	Sonja Neuenschwander: Sattlerin (Fall 3)	78
5.1.2.3.1	Biografisches	78
5.1.2.3.2	Chronologie des Berufswahlprozesses	78
5.1.2.3.3	Berufliche Zukunftsperspektiven	80
5.1.2.4	Eva Haller: Polygrafin (Fall 9)	81
5.1.2.4.1	Biografisches	81
5.1.2.4.2	Berufsfindungsprozess	82
5.1.2.4.3	Zukunftsperspektiven	85
5.1.2.5	Zusammenfassende Bemerkungen zu den Anspruchsvollen	86
5.1.3	Gruppe 3: ...sicher eine Lehre	87
5.1.3.1	Mehmed Aziz: Anlage- und Apparatebauer (Fall 7)	87
5.1.3.1.1	Biografisches	87
5.1.3.1.2	Chronologie des Berufsfindungsprozesses	88
5.1.3.1.3	Zukunftsperspektiven	90
5.1.3.2	Aida Selimi: Verkäuferin in einer Bäckerei (Fall 11)	91
5.1.3.2.1	Biografisches	91
5.1.3.2.2	Chronologie des Berufsfindungsprozesses	92
5.1.3.2.3	Zukunftsperspektiven	95
5.1.3.3	Zusammenfassende Bemerkungen zu den Existenzsichernden	95
5.1.4	Gruppe 4: Eine kaufmännische Lehre als Zwischenlösung...	96
5.1.4.1	Maria Barreto – Kaufmännische Angestellte mit Berufswunsch Stewardess (Fall 5)	96
5.1.4.1.1	Biografisches	96
5.1.4.1.2	Chronologie des Berufsfindungsprozesses	97
5.1.4.1.3	Zukunftsperspektiven	99
5.1.4.2	Sophie Bürki: KV-Angestellte mit Berufswunsch Krankenschwester (Fall 6)	99

5.1.4.2.1	Biografisches	99
5.1.4.2.2	Chronologie des Berufsfindungsprozesses	100
5.1.4.2.3	Zukunftsperspektiven	102
5.1.4.3	Zusammenfassende Bemerkungen zu den auf Nummer sicher Gehenden	102
5.2	Typenbildung	103
5.2.1	Die beruflich Ambitionierten: glückliches Zusammenspiel	104
5.2.2	Die Anspruchsvollen: solider Hintergrund	105
5.2.3	Die Existenzsichernden: Angst vor unqualifizierter Arbeit und Arbeitslosigkeit	106
5.2.4	Auf Nummer sicher: dank Sekundarschulabschluss	107
5.2.5	Zusammenfassende Bemerkungen zu den Typen	108
5.3	Themen des Übergangs und der Zukunftsperspektiven	109
5.3.1	Veränderungen und Belastungssituationen beim Übergang	109
5.3.2	Zukunftsperspektiven	110
6	SCHLUSSBEMERKUNGEN	113
7	LITERATUR	116
7.1	Internetadressen	121
7.2	Zeitungsartikel	122
7.3	Amtliche Publikationen	122
8	ANHANG	123
8.1	Interview-Leitfaden	123
8.2	Kodierleitfaden	125

1 Einleitung

6 Jahre Primarschule, 3 Jahre Realschule. Gesucht: Lehrstelle als Automonteur.
6 Jahre Primarschule, 3 Jahre Sekundarschule. Gesucht: Lehrstelle als kaufmännische Angestellte¹.

Jeden Samstag präsentieren sich auf der hintersten Seite der Stellenmarkt-Beilage der Berner Tageszeitung „Der Bund“ rund zwanzig Jugendliche, die auf der Suche nach einer Lehrstelle sind. Mittels einer persönlichen Kurzbeschreibung, die von einer Aufzählung der besuchten Schulen bis zur Charakterisierung der eigenen Person reicht, bieten sie sich an. Auf der andern Seite werben Betriebe auf Plakaten im öffentlichen Raum und in Zeitungsinseraten um Lehrlinge. Solche Plakate, Inserate und Lehrstellengesuche verdeutlichen, dass auf dem Lehrstellenmarkt das Prinzip von Angebot und Nachfrage spielt. Die Funktionsweise dieses mit einem speziellen Gut - mit Bildung - handelnden Marktes ist keine reibungs- oder problemlose, was die im Mai 2003 zur Abstimmung gelangte „Lehrstelleninitiative“ zeigte. Jugendverbände und Gewerkschaften bemängelten ein zu geringes Angebot an Lehrstellen und forderten ein Recht auf Ausbildung für alle. Die Berufsverbände wie auch der Bundesrat empfahlen die Initiative als wirtschaftlich nicht tragbare Lösung zur Ablehnung, eine Empfehlung, welcher das Volk Folge leistete.

Diese an der Oberfläche sichtbaren Phänomene des Lehrstellenmarktes verdeutlichen das Spannungsfeld, in welchem der Prozess der Berufsfindung der einzelnen Jugendlichen stattfindet. Ihnen gilt in dieser Arbeit mein Interesse: Jugendliche, die gegen Ende der obligatorischen Schulzeit mit der Aufgabe konfrontiert sind, einen Beruf und eine Lehrstelle zu finden. Dabei bedingt ihr Entscheidungsprozess sowohl eine Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Anforderungen und Bedingungen, wie auch mit beruflichen Präferenzen und persönlichen Perspektiven. Der Fokus der folgenden Untersuchung wird auf die Phasen vor dem Eintritt in eine Berufsausbildung gerichtet, auf den sogenannten Berufsfindungsprozess. Wann dieser Prozess genau einsetzt, ob erst im Jugendalter oder bereits in der Kindheit, ist schwer zu bestimmen. Klar definiert und strukturiert hingegen ist die Endphase. In den letzten Schuljahren wird im Berufswahlkundeunterricht über die Berufswelt informiert, mögliche Wege werden aufgezeigt und die Schülerinnen und Schülern können in Schnupperlehren Einblicke in Berufswelten gewinnen. Vor Abschluss der obligatorischen Schulzeit sollte die Berufswahl vollzogen und die Entscheidung für eine berufliche Ausbildung getroffen worden sein. Der Übergang von der obligatorischen Schule in das Berufsbildungssystem bleibt, auch wenn nicht mehr davon ausgegangen werden kann, dass der einmal gelernte Beruf ein Leben lang ausgeübt wird, ein wichtiges biografisches Ereignis. Wie Jugendliche diesen Moment wahrnehmen, wie sie die Aufgabe bewältigen, darüber soll die folgende Untersuchung Aufschluss geben.

1.1 Zielsetzungen

Im Zentrum dieser Arbeit stehen die Ausführungen von VolksschulabgängerInnen über ihren Berufsfindungsprozess, den erlebten Übergang ins Berufsbildungssystem sowie über ihre momentanen Zukunftspläne. Dabei knüpft die vorliegende Arbeit an ein Projekt von Prof. Dr. W.

¹Der Bund (7.6.2003): Der Lehrstellenbund. Eine Aktion von Mittelschul- und Berufsbildungsamt, Berufs- Studien- und Laufbahnberatung und der Berner Tageszeitung „Der Bund“.

Herzog, Dr. M. Neuenschwander und Dr. E. Wannack mit dem Titel „Berufswahlprozess bei Jugendlichen“² an. In ihrer Langzeitstudie wurden Jugendliche aller Schulstufen zu drei unterschiedlichen Befragungszeitpunkten mittels standardisierter Fragebögen zum jeweiligen Stand ihres Berufsfindungsprozesses befragt. Im Sinne einer Konkretisierung lege ich den Fokus in meiner Arbeit auf eine spezifische Gruppe von Jugendlichen, auf diejenigen, die einen Volksschulabschluss auf Real- oder Sekundarschulniveau haben, einen Lehrvertrag abschliessen konnten und nun eine Berufslehre absolvieren.

Ziel meiner Untersuchung ist es, innerhalb dieser Teilgruppe authentische Muster von Lebenserfahrungen und Lebensentwürfen zu dokumentieren und Berufsfindungsprozesse mittels ausgewählter Wortbeiträge zu illustrieren. Es sollen die Wege rekonstruiert werden, welche die Jugendlichen bis zum Abschluss ihres Lehrvertrages beschritten haben. Zudem soll aufgezeigt werden, welche Motive hinter der getroffenen Wahl stehen, mit welchen Vorstellungen sie ihre Ausbildung beginnen und welche Pläne sie bezüglich der beruflichen Zukunft hegen. Die Untersuchung hat somit eine explorative Funktion, indem Einzelfälle und darin die sozialen Wirklichkeiten von Jugendlichen rekonstruiert und dargestellt werden. Aus dieser Zielsetzung ergibt sich die Anforderung, den Befragten die Gelegenheit zu bieten, die in ihrem Alltagshandeln verankerten Deutungen und Theorien über den komplexen Prozess ihrer Berufsfindung zur Entfaltung bringen zu können (vgl. Kapitel 4.1.2).

Wenn davon ausgegangen wird, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit eine durch handelnde Subjekte konstruierte ist, gilt, dass neben den Sinnsetzungsprozessen der Handelnden auch der dafür relevante Bezugsrahmen nachgezeichnet werden muss. Es wird in dieser Arbeit auch um die Verortung der einzelnen Subjekte in ihrem jeweiligen Kontext gehen und um eine Erörterung sogenannt „objektiver“ Rahmenbedingungen. Die Frage, „wie Handlungssubjekte – hineingeboren in historisch und sozial entwickelte Orientierungsrahmen – diese einerseits vorfinden und sich aneignen müssen, andererseits diese immer wieder neu ausdeuten und damit auch erfinden müssen“ (Schroer 1997, S. 109) steht forschungsleitend im Hintergrund. Theoretisches Wissen wird somit auch relevant zur Situationsdefinition der befragten Jugendlichen im Berufsfindungsprozess, indem versucht wird die Rahmenbedingungen, innerhalb denen die individuelle Berufswahl vollzogen wird, zur Darstellung zu bringen. Das im Kapitel 2 und 3 dargelegte Wissen soll insbesondere während der Auswertung und bei der Bildung von Typen in den Forschungsprozess einfließen.

1.2 Die forschungsleitenden Fragestellungen

Im Gespräch mit den Jugendlichen wird der Prozess der Berufsfindung auf drei Zeitebenen thematisiert: erstens soll er aus dem jetzigen Moment heraus durch die Jugendlichen retrospektiv dargestellt werden, zweitens sollen sie die gegenwärtige Situation nach dem vollzogenen Übertritt in die Berufsausbildung beurteilen und drittens werden sie aufgefordert, prospektiv ihre Zukunftsvorstellungen zu skizzieren. Dahinter steht die Auffassung, dass es sich beim Berufsfindungsprozess nicht um ein punktuell Ereignis handelt, sondern vielmehr um eine sich über eine längere Zeitspanne erstreckende Auseinandersetzung der individuellen Vorstellungen mit gesellschaftlichen Anforderungen, sowie eine wechselseitige Beeinflussung der beiden

² Die Untersuchung „Berufswahlprozess bei Jugendlichen“ von Prof. Dr. Walter Herzog, Dr. Markus Neuenschwander und Dr. Evelyne Wannack ist Teil des Nationales Forschungsprojekt 43 „Bildung und Beschäftigung“ (Projekt Nr.4043-058310, Laufzeit 2000-2003). Institut für Pädagogik und Schulpädagogik, Abteilung Pädagogische Psychologie, Universität Bern.

Aspekte. Der Berufsfindungsprozess wird somit als ein wichtiger Teilaspekt einer lebenslangen Identitätsbildung verstanden.

Die im folgenden dargelegten Fragestellungen bestimmten die Konstruktion des Interview-Leitfadens (vgl. Anhang), welcher als Hintergrundfolie der Gesprächsführung diente, wie er auch leitend die Auswertung strukturiert - immer mit der notwendigen Offenheit gegenüber Themen und Relevanzsetzungen von Seiten der Befragten. Die hinter den Fragestellungen stehenden theoretischen Annahmen werden in den folgenden zwei Kapiteln über die strukturellen und psychologischen Bedingungen des Berufsfindungsprozesses expliziert.

(1) Die erste Fragestellung betrifft den **Berufsfindungsprozess**. Es interessieren sowohl die Begründungen der getroffenen Berufswahl, wie auch der Weg durch die verschiedenen Phasen des Berufsfindungsprozesses, ausgehend von einer diffusen Berufsorientierung über eine Konkretisierung derselben, der Suche möglicher Lehrstellen bis zum Eintritt in die Berufsausbildung (vgl. Herzog et al. 2002). Der Verlauf wird aus den Aussagen der Jugendlichen rekonstruiert, während sich hinsichtlich der Begründung der getroffenen Berufswahl sich folgende konkrete Teilfragestellungen ergeben:

(1a) In welchem Verhältnis steht die getroffene Berufswahl zur individuellen Disposition, zum Selbstbild? Welche motivationalen Faktoren steuern das Entscheidungsverhalten?

(1b) Auf welche sozialen Ressourcen konnte Zugriff genommen werden? Welche Personen beeinflussten und unterstützen den Berufsfindungsprozess?

(1c) Wie wurden situative Bedingungen, wie z.B. die Situation des Lehrstellenmarktes, wahrgenommen? Welche Rolle spielten gesellschaftliche Faktoren im Entscheidungsprozess?

(2) Mit den Fragen zum **Übergang** und zur gegenwärtigen Arbeitssituation wird die momentane Situation der Jugendlichen, nach dem bereits erfolgten Eintritt in das Berufsbildungssystem, thematisiert.

(2a) Wie wurde der Übergang von der Schule in die Berufsausbildung erlebt? Welche Veränderungen stellten sich ein, gibt es Situationen, die als belastend erlebt wurden?

(2b) Wie beurteilen die Jugendlichen die in der Ausbildung erlebten Realitäten in der Konfrontation mit ihren Berufsvorstellungen?

(3) Mit dem dritten Fragenkomplex wird die dritte Zeitebene, die **Zukunftsperspektive** thematisiert.

(3a) Welche beruflichen Zukunftsperspektiven haben die Jugendlichen? Welchen Stellenwert nimmt der Beruf, die Arbeit in ihrem Lebensentwurf ein?

(3b) Haben die Jugendlichen Zukunftspläne bezüglich ihres „privaten“ Lebens und wenn ja, in welchem Verhältnis stehen diese zu ihrer beruflichen Karriere?

Die drei Fragestellungen wurden in der Interviewführung, wie auch in der Auswertung unterschiedlich gewichtet: im Zentrum steht der Berufsfindungsprozess, welcher pro Fall in seiner Gesamtheit rekonstruiert werden soll, d.h. die Auseinandersetzung mit der Berufswahl, wie auch die damit zusammenhängenden beruflichen Zukunftsperspektiven werden je Einzelfall rekonstruiert und anschliessend ähnliche Fälle gruppiert. Die Themen des Übergangs (2a, 2b) und die Fragen bezüglich des Verhältnisses des privaten und persönlichen Lebensentwurfes (3b) kommen hingegen lediglich summarisch zur Darstellung.

1.2.1 Aufbau der Arbeit

Im **zweiten Teil** dieser Arbeit werden die den individuellen Berufsfindungsprozess strukturierenden Bedingungen umrissen. Ausgehend von einer Skizzierung des Wandels in der Arbeitswelt sollen sozialwissenschaftliche Deutungsversuche bezüglich eines Bedeutungswandels der Arbeit im individuellen Lebensentwurf sozusagen als äusserster, allgemeiner Rahmen dargestellt werden. Anschliessend wird die Funktion des allgemeinen Bildungssystems, welches auf den Übergang in das Berufsbildungssystem hinführt, reflektiert. Letzteres wird sowohl in seiner historischen Entstehung wie auch hinsichtlich der aufgrund der Krisensymptome initiierten Reformen dargestellt, um die Situation und Perspektiven von Jugendlichen in der Berufslehre konkretisieren zu können. Der Bedeutung der Kategorie Geschlecht im Berufsfindungsprozess wird ein eigenes Unterkapitel gewidmet, in welchem aufgrund der Tendenz, die geschlechtsspezifische Berufswahl als individuelle Präferenz zu deuten, auf die gesellschaftliche Dimension dieser Kategorie hingewiesen wird.

Dieser von aussen auf den Berufsfindungsprozess gerichtete Blick aus einer eher strukturalistischen Perspektive soll im **dritten Teil** der Berufsfindungsprozess als eine sich dem Individuum stellende Entwicklungsaufgabe fokussiert werden. Zahlreiche psychologische Theorien bieten Anhaltspunkte, welche Prozesse bei der individuellen Wahl eines Berufes involviert sein können. Zur Beleuchtung der unterschiedlichen Bewältigungsstrategien und der dabei involvierten psychologischen Prozesse spreche ich im Folgenden von „Berufswahl“, während der Begriff der „Berufsfindung“ den gesamten Entwicklungsprozess umfasst, welcher in Auseinandersetzung mit der individuellen Disposition, den sozialen Ressourcen und den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in einen spezifischen Beruf mündet.

Diesen Teil abschliessend werden Ergebnisse von deutschen Jugendstudien zum Thema des Berufsfindungsprozesses zusammengefasst und die im Hinblick auf die vorliegende Untersuchung relevante Erkenntnisse kurz dargestellt.

Im **Teil vier** kommen die methodischen Grundlagen der Datenerhebung und Datenauswertung zur Darstellung. Und schliesslich werden im empirischen **Teil fünf** die mit Jugendlichen geführten Interviews in Form von Einzelfallrekonstruktionen dargestellt. Dabei befinden sich die befragten Jugendlichen zum Zeitpunkt des Gesprächs im zweiten Jahr ihrer Berufslehre. Im Vordergrund stehen gemäss der Fragestellung ihre Begründungen der Wahl und die Verlaufsmuster ihrer Berufsfindungsprozesse. Nach diesen beiden Gesichtspunkten werden die Einzelfälle mittels eines systematischen Fallvergleichs Gruppen zugeordnet. In einem letzten Schritt erfolgt durch die Verortung der Einzelfälle in sozialstrukturellen Zusammenhängen eine Typenbildung, bzw. sollen weiterleitende, in Hypothesen formulierte Fragestellungen aufgestellt werden. Letztlich soll in dieser Arbeit ein differenziertes Bild entstehen über unterschiedliche Bewältigungsformen der an die Jugendlichen herangetragenen Entwicklungsaufgabe des Übergangs von der obligatorischen Schule ins Berufsbildungssystem, sowie über die den Berufswahlentscheid rahmenden Bedingungen.

2 Die Rahmenbedingungen des Berufsfindungsprozesses

Gegen Ende der obligatorischen Schulzeit werden die Jugendlichen mit der Aufgabe konfrontiert, sich mit ihrer Berufswahl auseinander zu setzen. Bei dieser zu bewältigenden Entwicklungsaufgabe, die letztlich eine individuell, alleine zu treffende Entscheidung darstellt, werden sie mit Anforderungen und Bedingungen gesellschaftlicher Art konfrontiert, die ausserhalb ihres Einflusses stehen. Im folgenden Kapitel sollen die wichtigsten Rahmenbedingungen, welche in Form von strukturierten und strukturierenden Bedingungen auf den Berufsfindungsprozess der einzelnen AkteurInnen wirken, dargestellt und diskutiert werden. Ausgehen werde ich von einer Beschreibung der wichtigsten Veränderungen in der Arbeitswelt, die sich seit den 70er Jahren vollzogen haben. Dieser Wandel löste Diskussionen aus bezüglich einer veränderten Bedeutung der Arbeit im Lebensentwurf der Individuen, welche ebenfalls in groben Linien skizziert werden sollen. Eine entscheidende Funktion im Prozess der Berufswahl kommt dem allgemeinen Bildungssystem zu, weshalb ihm ein eigenes Kapitel gewidmet wird. Es bereitet auf den Übergang vor und mittels der Schulabschlüsse eröffnet es unterschiedliche Chancen auf dem Lehrstellenmarkt und stellt damit erste richtungsweisende Weichen. Während das allgemeine Bildungssystem relativ unabhängig von Entwicklungstendenzen auf dem Arbeitsmarkt besteht, ist der Übergang von der obligatorischen Schule in das Berufsbildungssystem, an der sogenannte 1. Schwelle, und spätestens beim Übergang nach der Berufslehre in den Arbeitsmarkt, der sogenannte 2. Schwelle, stark abhängig von konjunkturellen Veränderungen. Das Berufsbildungssystem, in welchem die interviewten Jugendlichen momentan ausgebildet werden, wird ebenfalls in diesem Kapitel dargestellt. Die aktuellen Problematiken und Entwicklungstendenzen des schweizerischen Berufsbildungssystems werden dahingehend besprochen, als sie für die hier in Frage stehenden Jugendlichen von Belang sein könnten.

2.1 Arbeit und Beruf im gesellschaftlichen Wandel

Arbeit ist sowohl für die Organisation und den Fortbestand einer Gesellschaft, wie auch im Leben der einzelnen Mitglieder von zentraler Bedeutung. Es handelt sich um eine anthropologische Grundausstattung des Menschen, als auch um einen gesellschaftlichen Grundtatbestand. Dabei bestimmt die gesellschaftliche Organisation der Arbeitsteilung weitgehend, was es für die Einzelnen bedeutet, einer Arbeit nachzugehen. Im Weiteren ist die Arbeit eine zentrale soziale Kategorie, indem sie massgeblich die sozialen Beziehungen der Menschen untereinander strukturiert. Ebenso ist sie Ausgangspunkt für gesellschaftliche Entwicklung und mitverantwortlich für einen Wandel auf gesellschaftlicher wie individueller Ebene.

Hinsichtlich dieses zentralen Stellenwerts der Arbeit werden seit den 80er Jahren Diskussionen³ geführt, welche deren Bedeutung sowohl für die gesellschaftliche Ordnung, wie auch im Leben

³ Einer der Autoren, der als einer der ersten die gesellschaftliche Bedeutung der Arbeit grundsätzlich in Frage gestellt hat, ist A. Schaff, der 1985 mit seinem Bericht an den Club of Rome der Befürchtung eines "Absterbens der Arbeit" Ausdruck gab. Oder A. Gorz, der 1989 in seinem Buch "Kritik der ökonomischen Vernunft" vom "Ende der Arbeitsgesellschaft" spricht und die Veränderungen der Arbeit beschreibt (vgl. Baethge 1989). Dessen These wird u.a. von Ulrich Beck (1986, 1998) bis heute weiterentwickelt und vertreten. Sein Hauptargument ist die Unvermeidbarkeit der Massenarbeitslosigkeit aufgrund des technischen Fortschritts, welcher gemäss seiner Prognose zu einer Auflösung des Normalarbeitsverhältnis führen werde. Als einen möglichen Lösungsansatz schlägt Beck den sogenannten "Bürgerlohn" vor, der in Gegenleistung von humanitären Einsätzen und wohlthätiger Arbeit entrichtet würde.

der Einzelnen, grundsätzlich in Frage stellen. Die Festigkeit der auf der Erwerbsarbeit aufbauenden gesellschaftlichen Strukturen wurde erstmals 1973 aufgrund der Ölkrise grundlegend in Frage gestellt. Entwicklungen auf verschiedenen Ebenen wie die Deregulierung der Finanzmärkte, die Globalisierungswelle, zunehmende Migrationsbewegungen und nicht zuletzt das veränderte Verhältnis der Geschlechter, gelten als weitere Ursachen für die Krise der "alte(n) Arbeitsgesellschaft" (Brose 2000, S.9). Kennzeichnendes Merkmal dieses heute krisenhaft wahrgenommenen Gesellschaftsmodells war die Industriearbeit als dominierende Arbeitsform, die in einem arbeitsteiligen Prozess organisiert und auf Massenproduktion und komplementär dazu auf Massenkonsum ausgerichtet war. Als ein weiterer Grundpfeiler des Systems galt eine prosperierende Volkswirtschaft, in welcher Vollbeschäftigung, d.h. nahezu keine Arbeitslosigkeit herrschte. Die Arbeit, im Sinne der lebenslangen Berufstätigkeit prägte in diesem Modell in geschlechtsspezifisch unterschiedlicher Weise den Alltag und teilte das Leben in Zeiten der Lohnarbeit und der Freizeit ein (Brose 2000, S. 10-14, Dettling 2000 S.203). Seit der Formulierung der These vom "Ende der Arbeit", welche ein langsames Schwinden der zentralen und strukturierende Funktion der Arbeit voraussieht, sind rund 20 Jahre vergangen. Der Zustand der Vollbeschäftigung ist entsprechend der Voraussagen nicht mehr erreicht worden und es ist höchst fragwürdig, ob er je wieder hergestellt werden kann. Als unbestritten gilt, dass die "alte Arbeitsgesellschaft der industriellen Moderne" (Brose 2000, S.9) einem tiefgreifenden strukturellen Wandel unterliegt und insbesondere deren soziale Architektur⁴ deutliche Anzeichen einer Krise zeigt.

Diese Krisenhaftigkeit manifestiert sich darin, dass

"eine bestimmte Form von Arbeit zwar einerseits für materielle Sicherheit, sinnvolle Daseinsgestaltung, gesellschaftliche Anerkennung und politische Inklusion der einzelnen wie auch für den Zusammenhalt und die freiheitliche Verfassung der Gemeinwesens unabdingbar erscheint, andererseits aber für eine wachsende Zahl von Menschen nicht mehr hinreichend verfügbar ist" (Mayer, 2000 S. 383).

Als eine Gegenthese zum postulierten Ende der Arbeitsgesellschaft (vgl. Brose 2000; Offe 1984; Baethge 1994) steht meines Erachtens nicht deren Ende, sondern vielmehr ein auf verschiedenen Ebenen stattfindender Prozess der Reorganisation an ⁵. Aufgrund der Tatsache, dass die Arbeit zu einem „knappen Gut“ wurde, zugleich aber ihre zentrale Bedeutung behalten hat, müssten alternative Konzepte der Organisation einer zukünftigen Gesellschaft gefunden werden.

⁴ Die Erwerbsarbeit gilt als ein zentraler Bestandteil der sozialen Architektur, indem mit der Erwerbstätigkeit zugleich die soziale Integration gesichert wird. Ebenfalls eine integrative Funktion kommt der Institution der bürgerlichen Familie, der Politik, den Parteien und Verbänden zu, welche zusätzlich abgesichert wurden durch die gegen Ende des 19. Jahrhunderts eingeführte sozialstaatliche Gesetzgebung.

⁵ Die von gesellschaftskritisch bis zu kulturpessimistisch-konservativ zu bezeichnenden Szenarien aus den 80er Jahren, als Antwort auf die Gefahr eines Zerfalls der bestehenden Gesellschaftsordnung, sind in gewisser Weise mit den von Emile Durkheim geäußerten Befürchtungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts vergleichbar. Er gab seinen Befürchtungen Ausdruck, dass aufgrund einer zunehmenden Individualisierung und Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft die gesellschaftliche Ordnung durch einen Zustand der "Anomie" aufgelöst werde. In der Arbeitsteilung sah er eine, wenn nicht die einzige Möglichkeit, den Zusammenhalt der Gesellschaft mittels einer neuen, der "organischen Solidarität" (Durkheim 1977/ [1893], S. 222) zu sichern. Damit sprach auch er der Erwerbsarbeit, genauer den professionellen Arbeitsorganisationen eine wichtige integrative Funktion zu.

2.1.1 Struktureller Wandel des Arbeitsmarktes und der Arbeitsverhältnisse

Bevor die relevanten Momente des Wandels von der "alten" zur "neuen Arbeitsgesellschaft" (Brose 2000, S.9) in ihrer Problematik dargestellt werden, müssen gegenüber einer einseitig den Wandel betonenden Sichtweise gewisse Funktionsweisen der wirtschaftlichen Gesellschaftsordnung festgehalten werden, die unverändert Bestand haben. Allen voran die Tatsache, dass die Produktion von Gütern und die Verteilung des Einkommens unverändert im Wesentlichen durch die Institution des Arbeitsmarktes geregelt wird. Ein weiteres zentrales Strukturmerkmal, welches Ausgangspunkt von Rationalisierung, Arbeitsorganisation und letztlich der Lebensführung ist, hat sich bis heute scheinbar selbstverständlich erhalten können: die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Auswirkungen der Trennung von privatem und öffentlichem Lebensbereich, sowie die unterschiedliche gesellschaftliche Wertung von Haus- und Erwerbsarbeit. Obwohl sich der Anteil der im Arbeitsmarkt tätigen Frauen massiv erhöht hat, erfolgt die Zuschreibung der Reproduktionsarbeiten bis heute mit Bezugnahme auf das im 19. Jahrhundert etablierte hierarchische Aussagesystem der Geschlechtscharaktere, welches den Reproduktionsbereich als weiblichen beschreibt (Knapp 1987, S. 300).

Fraglos eines der grössten gesellschaftlichen Probleme, das bis heute als ungelöst gilt, ist die Erwerbslosigkeit, welche seit den 70er Jahren nicht mehr als eine konjunkturelle, sondern als eine strukturelle bezeichnet werden muss. Hannah Arendt (1994) beschrieb die Arbeitslosigkeit schon 1958 als die zentrale Herausforderung der kapitalistischen Gesellschaft: "Was uns bevorsteht, ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgegangen ist, als die einzige Tätigkeit, auf die sie sich noch versteht" (Arendt 1994, S. 12). Eine auf Vollbeschäftigung ausgerichtete Gesellschaft orientiert sich am Normalfall der vollzeitlichen Arbeit und des gesicherten Arbeitseinkommens; abweichende Fälle konnten bisher durch sozialpolitische Massnahmen des Staates aufgefangen werden. Mit der Abnahme des Arbeitsvolumens aufgrund einer beschleunigt zunehmenden Rationalisierung in der Warenproduktion und im Dienstleistungssektor wird die Arbeit zu einem "knappen Gut" und die Erwerbslosigkeit steht an oberster Stelle der zu bewältigenden gesellschaftlichen Probleme. Die steigende Zahl der Langzeitarbeitslosen führt auf der Ebene der staatlichen Sozialversicherungen zu unlösbaren Finanzierungsproblemen (vgl. Kocka, Offe 2000). Zugleich entsteht durch die strukturelle Erwerbslosigkeit eine neue soziale Spaltung, nicht mehr nur zwischen sozialen Klassen oder ethnischen Gruppen, sondern auch zwischen jenen, die Arbeit haben, und jenen, die keine haben. Wer nicht in den Arbeitsmarkt integriert ist, wird nicht gebraucht, es entsteht somit eine neue soziale Frage der Ausgrenzung, die im neu aufkommenden "normativen Argument der Beteiligungsgerechtigkeit" (Dettling 2000, S. 205) einen Ausdruck findet. Eine diese soziale Spaltung beschleunigende Ursache liegt in einer neuen leitenden unternehmerischen Doktrin, welche sich auf die sogenannten "Kerngeschäfte" konzentriert. Zahlreiche, momentan nicht renditeabwerfende Unternehmen werden aufgelöst und die Arbeitnehmenden verlieren in Massenentlassungen ihre Stelle (Schallberger 2002, S. 30-31). Dieses neoliberale Wirtschaftskonzept zusammen mit einer zunehmenden Sockelarbeitslosigkeit sind mitverantwortlich für eine generell abnehmende Arbeitsplatzsicherheit, indem nicht mehr von einem lebenslangen Beruf oder der „Stelle des Lebens“ ausgegangen werden kann. Dies führt zu einer Verunsicherung bei jungen Menschen, die darin wurzelt, dass auch bei ihnen die Wahrscheinlichkeit gestiegen ist, keinen oder keinen sofortigen Eingang in die Arbeitswelt zu finden, was sich wiederum in zunehmend pessimistischen Einschätzungen ihrer Arbeitsplatzaussichten spiegelt (Wilkinson 1997, S. 103-107). Von der Gefahr eines Ausschlusses besonders betroffen sind Jugendliche aus MigrantInnenfamilien, indem sie bei

zunehmendem Lehrstellenmangel am meisten Schwierigkeiten bekunden, den Schritt in die Arbeitswelt zu vollziehen (Galley, Mayer 1998, S. 9-14) (vgl. Kp. 2.2 und 2.4.2).

Als eine der einschneidendsten Entwicklungstendenzen des Arbeitsmarktes, welche in Zusammenhang mit neuen unternehmerischen Doktrinen steht, gilt die Gewährung unterschiedlicher Arbeitsplatzsicherheiten. Die ausgeprägteste Form ist die sogenannte Randbelegschaft, welche im Gegensatz zur Kernbelegschaft nur bei anfallender Mehrarbeit zum Einsatz kommt und somit einem dauernden Arbeitsplatzrisiko ausgesetzt ist (vgl. Offe 1984; Baethge 1989; Schallberger 2002). Diese Form des Anstellungsverhältnisses kommt bisher vorwiegend im "unstrukturierten Teilarbeitsmarkt" (Heinz 1995, S. 24) vor, als ein Teil des Arbeitsmarktes, wo weder die Arbeitskräfte an einen bestimmten Arbeitsgeber, noch die Arbeitgeber an bestimmte Arbeitnehmer gebunden sind. Dies ist vor allem in arbeitsintensiven, gering technisierten Produktionsprozessen der Fall, z.B. im Gastronomie- oder Verkaufsbereich oder in der Textil- oder Bekleidungsindustrie. In diesem Arbeitsmarktsegment mit geringer Arbeitsplatzsicherheit und tiefer Entlohnung finden sich vor allem Jugendliche ohne berufliche Ausbildung, Frauen mit geringer Erwerbsarbeitserfahrung oder ohne Berufsausbildung sowie ausländische ArbeitnehmerInnen (Heinz 1995, S. 24-36; Buchmann et al. 2002, S. 23-31).

Nebst dem "unstrukturierten" Teilarbeitsmarkt wird in Arbeitsmarkttheorien im Weiteren zwischen "berufsfachlichen" und "betriebsinternen" Teilarbeitsmärkten unterschieden, in denen die Arbeitsverhältnisse je unterschiedlich geregelt sind und entsprechend andere Berufslaufbahnen eröffnen (vgl. Edwards [1981]; Sengenberger [1987] beide zitiert nach Heinz 1995, S. 24-36). Bei der Form des "betriebsinternen" Teilarbeitsmarktes wird die Aus- und Weiterbildung innerhalb einzelner Betriebe vollzogen, was die Abhängigkeit der einzelnen Arbeitskraft zu "ihrem" Unternehmen stark erhöhen kann. Der "betriebsfachliche" Teilarbeitsmarkt ist die bislang in der Schweiz dominierende Form, in welcher die Erwerbstätigen über eine Berufsausbildung verfügen oder einer professionellen Berufsgruppe zugehörig sind. Die durch die Ausbildung erworbenen Zertifikate garantieren den Erwerbstätigen gegenüber den Unternehmen eine gewisse Autonomie, sie können ihren beruflichen Werdegang relativ selbstbestimmt organisieren und befinden sich in der Regel in vertraglich klar geregelten Arbeitsverhältnissen (Heinz 1995, S. 28-36).

Auch innerhalb des berufsfachlichen Teilarbeitsmarktes zeichnen sich auf der Ebene der Beschäftigungsverhältnisse tiefgreifende Veränderungen ab. Nebst dem sogenannten "Normalarbeitsverhältnis" - verkörperlicht im männlichen Arbeiter oder Angestellten (ohne Beamte und Selbständige), der mit einem unbefristeten Arbeitsvertrag angestellt ist und vollzeitlich arbeitet – wurde die Teilzeitarbeit zu einer weitverbreiteten Beschäftigungsform: Fast jede fünfte Person ist heute nicht vollzeitlich beschäftigt (Schmid 2000, S. 274), ohne dass die Anzahl der Normalarbeitsverhältnisse in grossem Masse rückläufig war. Das teilzeitliche Arbeiten ermöglicht es Familien- und Erwerbsarbeit zu vereinen, oder ein ausgeglicheneres Verhältnis von Privat- und Erwerbsleben zu erreichen. Zugleich ist aber die Teilzeitarbeit die am stärksten diskriminierende Beschäftigungsform, die für die Betriebe zu einem wichtigen Steuerungsinstrument der Personalpolitik wurde. So kann Teilzeitbeschäftigung als Probezeit eingesetzt werden, als Organisationsinstrument personeller Fluktuation, indem die Teilzeitarbeitenden als Randbelegschaft definiert werden, oder Arbeitnehmende mit einem Wunsch zur Vollzeitbeschäftigung auf einer Warteposition stehen, deren Dauer beliebig verlängert werden kann. Innerhalb eines Betriebes definiert die Unterscheidung zwischen Voll- und Teilzeitarbeit, ob die Beschäftigung prekär oder stabil ist, und wird zum entscheidenden Kriterium für Berufsverläufe, da der Übergang von Teil- zu Vollzeitbeschäftigung in der Regel

einem Aufstieg gleichkommt. Ebenso ist die teil- oder vollzeitliche Anstellung entscheidend für die Definition der Qualifikation und somit bestimmend für den Lohn. In der Einstufung der Arbeit durch das Merkmal der Voll- oder Teilzeitbeschäftigung wird die Kategorie Geschlecht bedeutsam: Die meisten Teilzeitbeschäftigungen werden in weiblich geprägten Bereichen oder für Frauenarbeitsplätze eingerichtet und es sind auch Frauen, die häufig aufgrund von ihrer familiären Situation teilzeitliche Anstellungen nachfragen (Maruani 1997, S. 49-68; Buchmann et al. 2002, S. 23-31; Strub 2003).

Ein weiteres Anzeichen einer "Erosion des Normalarbeitsverhältnisses" (Schmid 2000, S. 269) zeigt sich im Phänomen der "Zeitarbeit", auch "Leiharbeit" genannt (ebd. S. 271). In den Niederlanden, das als ein sogenanntes Trendsetter-Land gilt, sind bereits über drei Prozent der Bevölkerung in Zeitarbeitsfirmen beschäftigt. Die MitarbeiterInnen solcher Firmen arbeiten in der Regel in unbefristeten Anstellungsverhältnissen, mit den üblichen Sozialversicherungen, jedoch mit variablem Einsatzort und einer Teilhabe am Risiko eines Arbeitsausfalles (ebd. S. 272). In der Schweiz wurden im Jahr 2001 etwa 106'000 Frauen und 55'000 Männer gezählt, die auf Abruf arbeiten, sei dies als Angestellte einer Zeitarbeitsfirma oder als Teil einer Randbelegschaft eines Unternehmens. Das heisst rund jede/r Zwanzigste kann die berufliche Tätigkeit nur ausführen, wenn der Arbeitgeber sie oder ihn dazu auffordert. Über eine garantierte Anzahl Arbeitsstunden pro Woche verfügen nur 41% der Personen, die auf Abruf arbeiten (SAKE 2002, S. 8).

Die Anpassungen in der Arbeitswelt an die neuen Unternehmungskonzepte, an die Dynamisierung aufgrund technologischer Innovationen und zunehmender Konkurrenz hat für viele Arbeitnehmende zur Folge, dass von ihnen eine erhöhte Flexibilität verlangt wird. Auf der Ebene der Berufsstruktur verändern sich die Berufsbilder rascher, Berufe verschwinden zum Teil ganz oder es entstehen neue, was eine Umstrukturierung der Ausbildungswege notwendig macht. Auf der Ebene der Berufsstruktur macht der Dienstleistungssektor⁶ heute einen Anteil von ca. 80% aus. Damit wurde das für die industrielle Gesellschaft charakteristische Qualifikationsprofil der Handarbeiter in der sogenannten "nachindustriellen Gesellschaft" (Bell 1991) durch die Büroberufe, leitende Angestellte, ManagerInnen, Ingenieure und Techniker als dominierende Berufsgruppen abgelöst.

Auf der Ebene der Produktionsweisen lässt sich ein Wandel beobachten, indem Massenproduktionen zunehmend in sogenannte "Billiglohnländer" ausgelagert werden. Ein anderes Phänomen wird mit der "Enträumlichung der Arbeitsmärkte" beschrieben, indem mit Hilfe von Computertechnik eine zunehmende Auslagerung von Arbeiten, die einst im Betrieb verrichtet wurden nun in einer neuen Form von Heimarbeit geleistet werden. Beides sind Entwicklungen, die wiederum Auswirkungen auf die Anstellungsverhältnisse und die Qualifikationsanforderungen der jeweiligen Arbeitnehmenden haben (Schallberger 2002, S. 30-33).

Ein relativ neuer Aspekt des Qualifikationsprofils der Arbeitnehmenden ist, der geforderten Flexibilität inhaltlicher und zeitlicher Art entsprechen zu können. Auf der Ebene der Ausbildung wird in diesem Zusammenhang das bisherige Konzept des Berufes und der Berufsbildung in Frage gestellt, zur Diskussion stehen Konzepte einer sogenannten "neuen Beruflichkeit" (Schmid 2000, S. 279). Dieses als zukunftsweisend geltende berufliche Konzept ist nicht mehr auf eine spezifische berufliche Tätigkeit ausgerichtet, sondern basiert auf einer breiten Basisqualifikation, die im Verlaufe der beruflichen Tätigkeit durch akkumuliertes Expertentum erweitert werden soll (Schmid 2000, S. 278). Ausbildungswege neu entstehender Berufe wurden ansatzweise bereits im Sinne dieser "neuen Beruflichkeit" umgesetzt, indem Basiswissen in

⁶ Zum Dienstleistungssektor werden gemäss Offe (1984) die Tätigkeiten gezählt, die dem Schutz und der Sicherung institutioneller und kultureller Formalstrukturen des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses dienen (ebd. S. 237).

Grundausbildungen erworben wird und in Modulen Spezialisierungen erfolgen (vgl. Kp. 2.5.2). Gegenüber dem alten Berufskonzept, welches von einer engen und langanhaltenden Bindung der Person zu ihrer beruflichen Tätigkeit ausging, deutet dieses neue Konzept der Beruflichkeit auf eine veränderte Bedeutung der Arbeit im individuellen Lebensentwurf hin.

2.1.2 Diskussionen über den Bedeutungswandel der Berufsarbeit

Die Strukturumbrüche in der Arbeitswelt stehen in einem wechselseitigen Verhältnis zum Bedeutungswandel der Arbeit auf der Ebene der Subjekte, zu Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen, der familiären Lebensformen, der individuellen Lebensentwürfe und Identitätskonzeptionen. Unklar ist jedoch, wie sich die Bedeutung der Arbeit im individuellen Lebensentwurf verändert hat, bzw. hängen die Einschätzungen davon ab, in welcher Zeitspanne die Entwicklung betrachtet wird. Bis heute bestand hat der Begriff des „Berufes“, welcher zur Beschreibung des Verhältnisses des Individuums zur Erwerbsarbeit gebräuchlich ist. Dieser kennzeichnet die individuelle, entgeltliche, meist kontinuierlich wahrgenommene Arbeitsleistung und wird zugleich zur Bezeichnung einer professionellen Position, wie auch zur Klassifizierung arbeitsteiliger Gesellschaftsstruktur verwendet. Das Wort „Beruf“, welches auf den mittelhochdeutschen „beruof“ (Duden 1997, S.75) was Leumund oder Ruf bedeutet, zurückgeht, wurde in seiner heutige Bedeutung in der deutschen Alltagssprache durch Luther eingeführt. Der Begriff kennzeichnete ursprünglich eine auf einer inneren Berufung beruhende Tätigkeit, gleich welcher Art, ob hochqualifiziert oder alltägliche Routinearbeit, die aus einer religiösen Haltung heraus ausgeübt wurde. Damit gewann die „arbeit“, mit welcher Mühsal, Plage und Not assoziiert wurde an Status und löste sich vom unmittelbaren Zweck, das Überleben zu sichern (vgl. Weber 1995 [1904/05], S. 338-356). Dieser ethische Zusammenhang von Berufung und Beruf ist, wenn auch in säkularisierter Form, bis heute erhalten geblieben (Scharmann 1977, S. 31-37). So wird mit Berufsarbeit die spezifischen Leistung einer Person bezeichnet, die für sie Grundlage der Existenz ist. Zugleich definiert die Berufsarbeit aber auch die gesellschaftliche Position und Funktion, wie sie auch das innere Verhältnis einer Person zu ihrer Arbeit beschreibt. Das heisst, bis heute kann davon ausgegangen werden, dass ein Individuum seinen Beruf idealerweise „aufgrund eines inneren Rufes, einer als ganz persönlich empfundenen Qualifikation ergreift“ (Simmel [1922] zitiert nach Scharmann 1977, S. 33).

Eine unumstrittene, auf der individuellen Ebene spürbare Folge der Dynamisierung in der Arbeitswelt, liegt in der gestiegenen Ungewissheit von Berufsverläufen. Das Erlernen eines Berufes bietet keine Garantie mehr, diesen auch ausüben zu können und vom Konzept einer lebenslangen Berufstätigkeit⁷ kann nicht mehr ohne weiteres ausgegangen werden. Eine in der Schweiz durchgeführte Studie aus dem Jahr 1999 über die subjektive Bindekraft an die berufliche Erstausbildung kam zum Ergebnis, dass diese gesunken sei. Dabei stand die festgestellte erhöhte Abwanderung aus dem erlernten Beruf in der Regel in Zusammenhang mit einer Höherqualifizierung (Borkowsky, Streckeisen 1985). Dieser Tatbestand scheint sich heute insofern verändert zu haben, als zahlreiche Arbeitnehmende einen Berufswechsel nicht freiwillig ins Auge fassen, sondern die strukturellen Umbrüche sie zu Anpassungsleistungen zwingen. Als Folge der veränderten Produktions- und Arbeitsstrukturen reicht es zunehmend nicht mehr aus,

⁷ Dabei bezeichnet u.a. Mayer (2000, S. 389) selbst das Konzept des lebenslangen Berufes als ein Konstrukt, welches mangels eines Vergleichs historisch unterschiedlicher Geburtskohorten empirisch bislang nicht wirklich überprüft sei. Als Gegenevidenz zum „lebenslangen Beruf“ führt er an, dass in älteren Kohorten (zwischen 1930 und 1950 geborene) Facharbeiter auch bereits Berufswechsel vollzogen haben. Heute wird, allerdings wiederum ohne Bezugsgrösse, als ein Indikator für die Flexibilisierung auf dem Arbeitsmarkt von 50% der Arbeitnehmenden gesprochen, die nicht den Beruf ausüben, den sie in ihrer Erstausbildung erlernt haben (Galley, Meyer 1998, S. 14)

ausschliesslich über Fachwissen zu verfügen. Um sich den raschen Entwicklungen entsprechend anpassen zu können, bedarf es vielmehr sogenannter "Basis- oder Schlüsselqualifikationen", wie auch ein hohes Mass an Selbstkontrolle und Eigenverantwortung. Die damit verbundene Verlagerung von fachlichem Wissen hin zu kognitiven Fähigkeiten weist auf eine steigende Bedeutung der "Allgemeinbildung" hin (Brater 1997, S. 160-162; Mayer 2000, S. 384). Betroffen davon sind nicht nur die unteren Stufen der industriellen Produktion, sondern auch die Arbeitsverhältnisse der im "mittleren Bereich" Qualifizierten (Baethge 1994; Sennett 1998). Die aufgrund sogenannter Flexibilisierungsprozesse veränderten Anforderungen machen eine Abstrahierung von berufsspezifischen Inhalten notwendig, was, wie oben erwähnt, eine Diskussion über die Modernisierung der Berufsbildung (Kutscha 1992) auslöste.

Verbunden mit dem diskutierten Konzept einer neuen Beruflichkeit wird ein Verlust der identitätsstiftenden Bedeutung des Berufes vorausgesagt, eine These u.a. von Kutscha, die, obwohl er sie mittlerweile wieder relativiert hat, bis heute Anlass zu Kontroversen bietet. Anhaltspunkte für ein Schwinden der Bedeutung der Berufsarbeit im individuellen Lebensentwurf liefern die festgestellte "säkular abnehmende Lebensarbeitszeit" (Offe 1984 S. 17) und ein parallel dazu gestiegener Bedeutungszuwachs der Freizeit. Analysen des soziokulturellen Wandels, wie sie z.B. Lalive d'Epinay (1992) für die Schweiz im zwanzigsten Jahrhundert vornahm, weisen daraufhin, dass sich u.a. auch die Bedeutung der Berufsarbeit verändert hat. Lalive D'Epinay stellt fest, wie der Ethos der Pflicht, welcher die Richtung des individuellen und kollektiven Handelns bestimmte, ab den 50er Jahren in der Phase gesellschaftlichen Wohlstandes langsam durch den neuen Ethos der Selbstverwirklichung ersetzt wurde. In diesem Kontext taucht der Wille zum individuellen Glück auf und der Ethos der Arbeit erfährt damit eine kopernikanische Wende: es gilt fortan, dass jeder Mensch gewisse Fähigkeiten und die Gesellschaft den Auftrag hat, deren Entfaltung zu fördern. Dies kommt einer Umkehrung gegenüber der bisherigen Auffassung gleich, gemäss derer sich der Mensch verwirklicht, indem er seinen Platz in der Gesellschaft findet und dem sozialen Ganzen dient. Heute, so das Fazit Lalive d'Epinays, sei die Gesellschaft Mittel zur Verwirklichung des Einzelnen, ebenso wie die Berufsarbeit der Selbstverwirklichung und nicht dem Gemeinwohl zu dienen hat (Lalive d'Epinay 1992, S. 166-167). Zu einer letztlich vergleichbaren Einschätzung kommt Zoll (1992), der in Anlehnung an Max Weber von einem Zerfall des Kerns der protestantischen Ethik im europäischen und nordamerikanischen Raum spricht, indem die „innerweltliche Askese“ erstmals 1968 grundlegend in Frage gestellt wurde. Die rastlose Berufsarbeit, die ökonomische rationale Lebensführung, Sparsamkeit und Kapitalbildung (vgl. Weber 1995/ [1904/05], S. 342), alles Kennzeichen der protestantischen Arbeitsethik, wichen, gemäss modernisierungstheoretischen Analysen zunehmend einem Konsumhedonismus und einer Freizeitorientierung. Anstelle der alten Arbeitsmoral, welche die Selbstverleugnung bedingte, gilt heute die Selbstverwirklichung⁸ als oberste Devise. In der Auflösung der moralischen Legitimität der Bedürfnisunterdrückung sieht Zoll denn auch ein Zeichen des Beginns eines neuen kulturellen Modells (Zoll 1992).

Doch die Stimmen, die in den 80er und 90er Jahren im Anschluss an Analysen des soziokulturellen Wandels einen radikalen Bedeutungsverlust der Erwerbsarbeit

⁸ Die für die Berufsarbeit notwendigen Tugenden des "utilitaristischen Individualismus" wie Fleiss, Nüchternheit, Besonnenheit und Sparsamkeit, allesamt Eigenschaften der protestantischen Ethik, seien durch Merkmale des expressiven Individualismus abgelöst worden. Dessen Idealbild ist gekennzeichnet durch Autonomie, Authentizität, Sensibilität, Expressivität und Originalität, Eigenschaften, die sich nicht mehr mit den Anforderungen eines beruflichen Alltags oder einer beruflichen Laufbahn vereinen liessen (vgl. Buchmann, Eisner 1998).

heraufbeschwörten, sind heute leiser geworden⁹. Stattdessen wird ein Bedeutungswandel der Berufsarbeit postuliert, der sich in Übereinstimmung mit dem soziokulturellen Wertewandel vollzogen habe. Dieser Wandel liegt gemäss Baethge (1994) darin, dass die Arbeit heute "subjektbezogenen Ansprüchen" (ebd. S. 4) zu genügen habe, im Sinne einer "positiven Verankerung von Arbeit im persönlichen Identitätsentwurf". Das vermehrte Auftreten sogenannter post-tayloristischer Zusammenarbeitsformen, die eine Verwirklichung subjektzentrierter Ansprüche im Bereich der Arbeit ermöglichen, führt Baethge als Nachweis des Bedeutungswandels an (ebd. S. 5). Grundsätzlich hält er damit an der in westlichen Industriegesellschaften für die Sozialstruktur und die Vergesellschaftungsfunktion zentralen Bedeutung der Berufsarbeit fest. Der Kernaussage, dass es "im Zuge der fortschreitenden Modernisierung zu einer zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit" (ebd. S. 6) komme, muss meiner Meinung nach entgegengehalten werden, dass eine Vielzahl von Arbeitsplätzen die Ansprüche an ein gutes Einkommen, einen sicheren Arbeitsplatz, an Mitbestimmung, Persönlichkeitsentfaltung, Kreativität sowie Freiräume in der Arbeitsgestaltung in keiner Art und Weise zu erfüllen vermögen. In den Theorien, die einen Bedeutungsverlust oder -wandel der Arbeit postulieren, wird meiner Meinung nach der Zusammenhang zu den Strukturbedingungen der Arbeit zu wenig gewichtet oder zum Teil sogar ausgeblendet. So sind insbesondere diejenigen Arbeiten, die "kaum mehr als ein automatisches Funktionieren" (Arendt 1994, S. 229) verlangen, nicht mit subjektbezogenen Ansprüchen in Einklang zu bringen, sondern dies ist nur innerhalb eines spezifischen Segments des Arbeitsmarktes möglich¹⁰.

Abschliessend kann festgehalten werden, dass die Debatte über die Folgen des Wandels der Erwerbsarbeit, sei es auf der Ebene der Sozialstruktur oder der Ebene der Bedeutung der Arbeit im individuellen Lebensentwurf, bis heute nicht abgeschlossen ist. Obwohl sich das Arbeitsvolumen nicht schlagartig verringert hat, wovon einige Theorien der 80er Jahre ausgingen, muss dennoch von einer Krise gesprochen werden, in welcher die strukturelle Arbeitslosigkeit sowie die zunehmenden prekären Arbeitsverhältnisse zu den grössten Herausforderungen der gesellschaftlichen Organisation wurden. Befürchtet wurde ebenfalls in den 80er Jahren mit dem Aufkommen der neuen Technologien eine "breite Banalisierung der Arbeit", was nicht im erwarteten Masse aufgetreten ist. Die Kluft zwischen hoch- und niedrigqualifizierten Tätigkeiten, zwischen sinnerfüllter Arbeit und automatisierten Routinearbeiten hat sich jedoch auch nicht verringert, sondern eher noch verschärft. Die These eines allgemeinen Verlusts an Leistungswillen oder identitätsstiftender Bedeutung der Erwerbsarbeit kann nicht aufrecht erhalten werden, sondern die Ansprüche an die Arbeit scheinen eher gestiegen zu sein. Diese Kombination der einerseits grösseren Unsicherheiten in den Arbeitsverhältnissen und der gestiegenen subjektbezogenen Ansprüche an die Arbeit hat für Individuen zu einem erhöhten Konkurrenzdruck geführt. Die Schwierigkeit eine „gute“, sichere Stelle zu finden und die Anforderungen an die Qualifikation sind gestiegen. Dies zeigt sich besonders deutlich anhand von Individuen, welchen der Zugang zum Arbeitsmarkt versperrt bleibt,

⁹ So zum Beispiel neokonservative Kulturkritiker, die eine auf Kosten der Leistungsethik zunehmende "privatistisch-hedonistische" Haltung der Jugend anprangerten, welche die Arbeitsmoral zu zerstören drohe (vgl. Noelle-Neumann [1978] zitiert nach Buchmann, Eisner 1998, S. 113). Ebenso wird kaum mehr ernsthaft davon gesprochen, dass die "hedonistische Genuss- und Erlebnisorientierung" (Bell 1991) die sich in den Kapitalismus ideal einpassende Charakterstruktur der puritanischen Enthaltsamkeit und der protestantischen Ethik bedrohe.

¹⁰ Hannah Arendt befürchtet in ihrer skizzierten weiteren Entwicklung der Arbeitsgesellschaft, dass das Endstadium in einer „Gesellschaft von Jobholders“ liegen wird (Arendt 1994, S. 229).

oder die eine Arbeit verrichten, die ihnen nicht entspricht¹¹ (vgl. Pawlowsky 1986; Baethge 1989; Schallberger 2002).

2.2 Die Selektionsfunktion des schulischen Bildungssystems

Hinsichtlich der Chancen auf dem Arbeitsmarkt kommt dem Bildungssystem eine wichtige Funktion zu. Indem es junge Menschen im Hinblick auf die zukünftige Erwerbsarbeit bildet und ausbildet, steht es in einem engen, funktionalen Bezug zur produktiven Nutzung der Arbeitskraft. Obwohl unbestritten ist, dass die Qualifikation für den Arbeitsmarkt zu einer zentralen Aufgabe des Bildungssystems gehört, kann dessen Bedeutung nicht auf die sogenannte „technische Reproduktionsfunktion“ (Bourdieu 1981) reduziert werden, sondern es besteht in einer relativen Unabhängigkeit zum ökonomischen System. Kernstück des Bildungssystem ist bis heute das Recht auf elementare Bildung, welches im Verlauf des 19. Jahrhunderts schrittweise durchgesetzt wurde und die Schule zu einer zentralen Institution in einer auf liberalen Grundsätzen basierenden Gesellschaft werden liess (vgl. Kapitel 2.5.1). Die individuelle Leistung und damit indirekt die personale Autonomie wurden zum Kern des bürgerlich-individualistischen Aufstiegsprinzips, parallel dazu die Erwerbsarbeit zum bestimmenden Faktor der sozialen Platzierung. Seither entscheidet in industriellen Gesellschaften der Beruf bzw. die Arbeitsstelle weitgehend über Status, Einkommen und Prestige des Individuums. Dem Bildungssystem kommt bezüglich der Positionierung der Arbeitskräfte im Produktionsprozess eine zentrale Rolle zu. Es bestimmt mittels der verliehenen Titel die Stellung der Arbeitskräfte massgeblich mit und übernimmt damit zusätzlich zur technischen eine „soziale Reproduktionsfunktion“. In den deshalb sogenannten „credential societies“ (Collins[1979] zitiert nach Dietz et al. 1997, S. 65) beruht die gesellschaftliche Schichtung und deren Reproduktion in starkem Masse auf der Verteilung von Bildungschancen, d.h. auf den vom Schulsystem verteilten Zertifikaten (Bourdieu 1981; Dietz 1997).

Diese Verknüpfung zwischen dem sozialen Status und der Berufsstruktur, sowie die Rolle des Bildungssystems wurden, nachdem die Bildungsexpansion in den 60er Jahren nicht zum erwarteten Abbau sozialer Ungleichheiten geführt hatte, zum Thema bildungssoziologischer und –politischer Diskussionen. Die Hauptkritik richtete sich dagegen, die Unterschiede in der Sozialstruktur lediglich auf ein Bildungsgefälle zwischen den einzelnen Individuen zurückzuführen. Auf den ersten Blick scheinen sich die individuell unterschiedlichen schulischen Leistungen in einem unterschiedlichen Qualifizierungsgrad auszudrücken und in einer diesem entsprechenden Arbeitsstelle zu münden. Gemäss zahlreicher Befunde der internationalen Bildungsforschung steht jedoch fest, dass die Bildungsunterschiede nur bedingt durch Differenzen in den individuellen Begabungen erklärt werden können.

„Heute weiss man etwas besser, dass die Anfangsbedingungen, vorwiegend das kulturelle Erbe der Familien und die Qualität der ersten Ausbildungsprozesse, für die zukünftige berufliche Laufbahn, für die Arbeitskarriere eine ausschlaggebende Rolle spielen“ (Combe, Helsper 1991, S. 155).

¹¹ Eine Studie von Pawlowsky, welcher die Veränderungen in der Haltung zur Arbeit in einen Zusammenhang zu den Strukturbedingungen der Arbeit stellt, kommt u.a. zu folgenden Ergebnissen: Insbesondere bei jüngeren Menschen mit niederem Berufsstatus ist eine „Distanz zur Arbeit“ feststellbar, die sich in Unzufriedenheit, geringer Identifikation und hohem Stellenwert der Freizeit äussert. Zweitens stellt er jedoch fest, dass Arbeit trotzdem eine Vorrangstellung gegenüber der Freizeit einnimmt und an zweiter Stelle nach der Partnerschaft und der Familie rangiert. Und Drittens lässt sich ein Wertewandel feststellen, der wegführt von der hohen Bedeutung von sozialem Status und Einkommen, hin zur Wertschätzung interessanter Arbeit, der Wichtigkeit sozialer Beziehungen und der Verwirklichung eigener Vorstellungen (Pawlowsky 1986).

Pierre Bourdieu und Jean-Claude Passeron (1971) wiesen darauf hin, dass vielmehr das Bildungssystem selber zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten beiträgt und entlarvt das von diesem hochgehaltene Ziel der Chancengleichheit als Illusion. Indem der Schulerfolg in kausale Abhängigkeit von der individuell erbrachten Schulleistung gesetzt wird, bleibt gemäss den beiden Autoren die Frage nach den Bedingungen von schulischem Erfolg systematisch ausgeblendet. In der vermeintlich individuellen Schulleistung der einzelnen SchülerInnen manifestiert sich jedoch immer auch das von der Familie entsprechend ihrer Position im sozialen Raum vererbte kulturelle Kapital, sowie ein spezifischer Klassen-Ethos im Sinne eines Systems verinnerlichter und impliziter Werte. Teil dieses Ethos ist die Einstellung gegenüber der Zukunft, indem die beruflichen Aspirationen immer auch in Abhängigkeit zum sozialen Herkunftsmilieu stehen. Ebenso sind die Einstellungen zur Institution Schule von der familiären Herkunft stark geprägt. Das Postulieren gleicher Chancen und die Hervorhebung der individuellen Leistung betitelt Bourdieu deshalb als eine „Verschleierung“, weil die innerhalb der Familien stattfindende Vererbung des kulturellen Kapitals verdeckt werde. Somit würden die Voraussetzung schulischen Erfolgs unsichtbar gemacht und schulische Erfolge wie Misserfolge einseitig der Verantwortung der Individuen zugeschrieben. Schulleistungen, so die Konklusion Bourdieus, sind Grundlage der Auslese nicht nur nach Leistungsunterschieden, sondern vor allem im Sinne sozialer Auslese, wo die Kategorien der sozialen Herkunft und des Geschlechts wirksam werden (Bourdieu 1981; 2001). Theodor Scharmann (1977), für den die individuelle Leistung ebenfalls den Kern des bürgerlich-individualistischen Aufstiegsprinzips darstellt, richtete seine Kritik, in gemässiger Form, ebenfalls gegen die Bedingungen im Bildungssystem:

„Die Realisierung dieses Prinzips setzt allerdings die fortschreitende Institutionalisierung angemessener Qualifikations-, Ausbildungs- und Weiterbildungsmöglichkeiten voraus und geht (...) von der Annahme relativ weitreichender gesellschaftlicher und ökonomischer Mobilitätschancen in einer zwar dichotomen, aber offenen Gesellschaft aus“ (Scharmann 1977, S. 34).

Im Sinne Scharmanns hat sich seit der Feststellung der mangelhaften Realisierung der Chancengleichheit die Durchlässigkeit in den Bildungssystemen erhöht. Die soziale Mobilität hat grundsätzlich zugenommen, indem Schranken abgebaut und neue Weiterbildungsmöglichkeiten geschaffen wurden. Dies lässt sich insbesondere an der erhöhten Bildungsbeteiligung der Frauen ablesen, als ein Erfolg in Richtung der Verwirklichung der mit dem Leistungsprinzip implizit postulierten Chancengleichheit.

Ergebnisse der PISA Studie aus dem Jahr 2001 weisen jedoch daraufhin, dass bis heute der Besitz von kulturellem Kapital ein Prädiktor von schulischem Erfolg geblieben ist. Die „unvorteilhafte“ soziale Herkunft bezüglich des Berufsstatus und des Ausbildungsniveaus der Eltern kann mit ein Grund sein, weshalb Schülerinnen und Schüler bei der Kompetenzförderung in der Schule benachteiligt sein können und von der Beteiligung höherer Ausbildungsgänge ausgeschlossen werden. So sind Kinder von Eltern mit höherer Bildung unter Studierenden an den Universitäten und Hochschulen immer noch übervertreten, wogegen auf Schulstufen mit Grundansprüchen der Anteil der Kinder aus unteren Statusgruppen überproportional hoch ist (vgl. Bourdieu 1981; Kraus 1996, 1998; Dietz 1997). In diesem Sinne scheint das Schulsystem Bildungsbenachteiligungen nach wie vor eher zu zementieren, als dass es sie zu kompensieren vermag (vgl. Coradi Vellacott, Wolter 2002; Blossfeld, Shavit 1993; Graf, Graf 1997). Bei Jugendlichen immigrierter Familien kumulieren sich die Benachteiligungen noch, da deren Familien häufig zu den einkommensschwächsten Gruppierungen der Gesellschaft gehören und die Eltern im Durchschnitt seltener über hohe Bildungsabschlüsse verfügen. Aufgrund von deren

Bildungsferne, wie auch aus sozioökonomischen Gründen, bekommen ihre Kinder am wenigsten Unterstützung. Zusätzlich haben die Jugendlichen ausländischer Herkunft, insbesondere wenn sie ihr Heimatland nicht bereits im Vorschulalter verliessen, aufgrund der Fremdsprachigkeit erschwerte Bedingungen, sich im Schulsystem integrieren und bewähren zu können (Moser 2001, S. 116). Ebenfalls sehr deutlich zeigt sich die unsichtbare Vererbung von kulturellem Kapital bei Jugendlichen, die keine nachobligatorische Ausbildung absolvieren: 60% der 16-19jährigen, die ohne Beruflehre ins Erwerbsleben eintreten, sind Kinder von Eltern ohne Berufsabschluss (Lamprecht, Stamm 1997, S. 41). Im Weiteren haben langzeitlich angelegte Laufbahnstudien zu Tage gebracht, dass der berufliche Werdegang im Sinne einer Karriere einer Rangordnung entspricht, die durch das schulische Bildungssystem festgelegt wurde. Die Stufe des erreichten Abschlusses in der obligatorischen Schule in der Schweiz, eines früh selektionierenden, dreigliedrigen Schulsystems, hat somit einen Voraussagewert für das Spektrum möglicher Berufe und Karriereverläufe (Dietz 1997).

Im Hinblick auf die zu untersuchenden Jugendlichen bedeutet dies, dass sie aufgrund ihres schulischen Abschlusses der Sekundarstufe I sich vorerst in den unteren Bereichen der hierarchisch strukturierten Berufswelt eingliedern werden. Die im europäischen Vergleich strenge Selektion des schweizerischen Bildungssystems ermöglicht nur etwas mehr als einem Sechstel eines Jahrganges, die gymnasiale Maturität zu erwerben und sich damit das Feld der akademischen Berufe zu eröffnen. Die Mehrheit, rund zwei Drittel der Jugendlichen eines Jahrgangs¹², steht nach der obligatorischen Schule vorerst vor der Option, ins Berufsbildungssystem oder direkt als unqualifizierte Arbeitskraft ins Erwerbssystem einzutreten. Dabei stehen ihnen ganz andere Segmente des Arbeitsmarktes offen als den akademisch Ausgebildeten, ohne dass sie in der Regel in direkte Konkurrenz zu einander treten würden. Dabei sind die den AbgängerInnen aus dem Berufsbildungssystem offenstehenden Stellen u.a. durch eine festgeschriebene Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Lohnkategorien gekennzeichnet (Dietz 1997, S. 65). Diese Wirksamkeit der Bildungstitel hat sich im schweizerischen Arbeitsmarkt in den 90er Jahren noch erhöht, was u.a. daran ersichtlich ist, dass in den Geschäftsleitungen die Anzahl ehemaliger Lehrlinge gegenüber den Akademikern am Sinken ist (Lauterbach, Wettstein 1991, S. 61-63). Diese Beobachtung stimmt mit einem Befund eines internationalen Vergleichs überein, welcher die soziale Auslese durch das Schul- und Ausbildungssystem in Ländern mit einem formalen Laufbahnprinzip als besonders ausgeprägt beschreibt. In der Schweiz, mit ihrem im folgenden darzustellenden dreigliedrigen, hierarchisch aufeinander aufbauenden Schulsystem, werden durch die Vergabe von Berechtigungszertifikaten wichtige berufliche Weichen gestellt und damit zu einem vergleichsweise frühen Zeitpunkt der Zugang zu unterschiedlichen Arbeitsmarktsegmenten bereits deutlich vorstrukturiert (Mayer 2000, S. 395). Anzumerken gilt hier, dass sich durch die Neuorganisation der Fachhochschulen sich für Inhaber eines Berufsbildungsabschlusses und einer Berufsmaturität die Möglichkeiten der Weiterqualifikation im Bereich der tertiären Bildung erheblich verbessert haben.

Die eben erwähnte Dreigliedrigkeit des schweizerischen Schulsystems, ein Begriff welcher die Existenz von sogenannten Sonderschulen unterschlägt, beruht auf der Unterscheidung zwischen dem Gymnasium, einem Schulabschluss der Sekundarstufe mit Grundansprüchen (ehemals Real- oder Primarschulabschluss) und einem Abschluss auf der Stufe erweiterter Ansprüche (ehemals

¹² Dieses Verhältnis gilt besonders deutlich in der deutschen Schweiz, in der französischen und italienischen Schweiz besuchen mehr Jugendliche allgemeinbildende Schulen. In der ganzen Schweiz besuchen mehr Mädchen allgemeinbildende Schulen und sind in den Berufsausbildungen untervertreten. Abschlussquoten innerhalb der Sekundarstufe II: Rund 66% der 20-Jährigen haben ein Fähigkeitszeugnis erworben, 20% ein Diplom einer allgemeinbildenden Schule und knapp 15% bleiben ohne nachobligatorischen Abschluss (Rudin 2001, S. 15).

Sekundarschulabschluss), d.h. einer dreifachen Differenzierung innerhalb der VolksschulabgängerInnen¹³.

Rund zwei Drittel der Jugendlichen eines Jahrganges schaffen in der 6. Klasse den Übergang auf die Schulstufe mit erweiterten Ansprüchen, wovon ungefähr die Hälfte der SchülerInnen im Anschluss an die obligatorische Schulzeit in allgemeinbildende Schulen übertritt, u.a. ins Gymnasium. Ein Drittel verlässt die obligatorische Schule mit einem Abschluss erweiterter Ansprüche und ein verbleibendes Drittel der Jugendlichen eines Jahrgangs betritt den Lehrstellenmarkt mit einem Abschluss auf dem Niveau der Grundansprüche. Ihre schulische Bildung basiert auf einem Lehrplan, der im Vergleich zu demjenigen auf dem Niveau der erweiterten Ansprüche ein geringeres Pensum umfasst. Dies führt dazu, dass ihnen der Weg zu Berufsausbildungen, die auf dem Pensum des Schultyps der erweiterten Ansprüche aufbauen, erschwert wird. Aufgrund der grossen Konkurrenz auf dem Lehrstellenmarkt wird vor allem von den SchulabgängerInnen des Typs der Grundansprüchen zunehmend die Möglichkeit ergriffen - unter Voraussetzung einer bestandenen Aufnahmeprüfung, bzw. genügend freier Plätze - sich mittels eines 10. Schuljahres, sogenannter berufsvorbereitender Schuljahre, nachzuqualifizieren und sich damit die Chancen auf dem Lehrstellenmarkt zu erhöhen (Borkowsky, Gonon 1996, S. 53; BfS 1999).

Brisant bei dieser dreiteiligen Klassifikation ist einerseits die Tatsache, dass in den Schultypen mit Grundansprüchen Kinder oder Jugendliche mit ausländischer Nationalität und Kinder mit Eltern aus unteren sozialen Schichten übervertreten sind. Andererseits wurde aufgrund der Ergebnisse der PISA-Studie (2000) erneut die Trennschärfe der Selektionskriterien¹⁴ in Frage gestellt, mittels deren die Zuweisung zu den einzelnen Schultypen erfolgt.

Beim Übergang ins Berufsbildungssystem gilt ebenfalls der Grundsatz: "Je höher die schulische Leistung (ist), desto besser die Chance, eine erstrebenswerte Lehrstelle zu erhalten" (Borkowsky, Gonon 1996, S. 20). Werden die Bedingungen des schulischen Erfolgs mitberücksichtigt, kann vereinfachend festgestellt werden, dass jemand mit besseren Startbedingungen in der Regel auch bessere Chancen auf einen guten Ausbildungsplatz hat. Dabei spiegelt die Rangordnung der Berufe bezüglich schulischer Qualifikationen und Anforderungsprofilen zugleich auch die Attraktivität von Ausbildungswegen und Programmen wider (ebd. S. 20). Anders gesagt und aus einer Aufstellung¹⁵ der Ausbildungsberufe nach schulischer Herkunft ersichtlich, sind diejenigen Berufe mit einem hohen Anteil an SchulabgängerInnen mit erweiterten Ansprüchen zugleich die beliebtesten Berufe, die in der sozialen Taxonomie oben stehen, d.h. welche bezüglich Prestige und Status eine gute Position versprechen. Aus der Sicht der SchulabgängerInnen bietet sich denjenigen mit einem Abschluss erweiterter Ansprüche ein vielfältigeres Spektrum möglicher Berufe, was sich wiederum in der Verteilung der Schultypen in den einzelnen Berufen spiegelt. Die Verteilung der Lehrlinge unterschiedlicher schulischer Herkunft je Beruf zeigt sehr deutlich, dass die von SchülerInnen aus dem Schultyp mit Grundansprüchen dominierten Berufe in Branchen liegen, die nicht in direktem Zusammenhang zu den sogenannten zukunftssträchtigen Technologien stehen: es sind dies die Berufe Coiffeur/-euse, HauswirtschafterIn, LandwirtIn, MalerIn, BäckerIn-KonditorIn, Koch, Köchin, alles Berufe, die insgesamt nicht als sehr

¹³ Eine Minderheit der Gemeinden führt Schulen, die es ermöglichen, die Selektionsfächer je nach Leistung in entsprechenden Niveaustufen zu besuchen und diese entsprechend abzuschliessen. D.h. SchülerInnen solcher Schultypen haben einen Abschluss der je nach Selektionsfach differenziert, ob dieses auf dem Niveau mit erweiterten oder Grundansprüchen besucht wurde. Dabei ist bis zum letzten Schuljahr die Durchlässigkeit in jedem Fach gewährleistet.

¹⁴ Die SchülerInnen wurden schwergewichtig in ihren Lesefertigkeiten getestet, worauf die Testresultate die Zuweisung der SchülerInnen zu den spezifischen Schultypen nur für eine Teilmenge bestätigen konnten.

¹⁵ BIZ (19.12.2002): Übergangsmatrix 2000-2001. Schulische Herkunft der 1.LehrschülerInnen.

prestigereich gelten und vergleichsweise über eine schlechte Entlohnung, z.T. über schwierige Arbeitsbedingungen und wenig Aufstiegsmöglichkeiten verfügen. Hingegen sind die von einer überwiegenden Mehrheit von SchülerInnen mit einem Abschluss erweiterter Ansprüche gewählten Berufe wie InformatikerIn, ElektronikerIn, KonstrukteurIn, PolymechanikerIn und ElektromonteurIn in Branchen angesiedelt, die als zukunftsträchtig gelten, über einen hohen Status verfügen und zudem von Männern dominiert sind.

Als Fazit kann festgehalten werden, dass bei der Berufswahl schulische Abschlüsse eine bestimmende Rolle spielen, wobei diese, wie aufgezeigt, nicht nur den individuellen Leistungsunterschieden zugeschrieben werden können, sondern vielmehr von einem Zuweisungsprozess von beruflichen Ausbildungen gesprochen werden muss, in welchem soziale Ungleichheiten reproduziert werden (Borkowsky, Gonon 1996, S. 28). Deshalb muss m.E. in Zusammenhang mit Berufsfindungsprozessen eine gewisse Vorsicht mit Begriffen wie "Entscheidung" und "Wahl" geübt werden, da diese den Berufsfindungsprozess einseitig auf der Ebene der Subjekte, als individuell verorten und nicht in Zusammenhang zu sozial strukturierten Bedingungen stellen, die einen Einfluss auf die individuellen Chancen ausüben.

Dabei ist der Schultyp nur eine Dimension, die von der Ebene gesellschaftlicher Strukturen bzw. vorstrukturierter Wege auf den individuellen Berufsfindungsprozess wirkt, eine ebenso wichtige Rolle spielt die Geschlechtszugehörigkeit. Eine vergleichbare Aufstellung, wie diejenige der gewählten Berufe und der schulischen Herkunft der Lehrlinge, lässt sich bezüglich der Verteilung der Geschlechter erstellen: Männer verteilen sich über ein grösseres Spektrum an Berufen und sind in den Berufen mit hohem Prestige und guten Zukunftsperspektiven und Arbeitsbedingungen übervertreten¹⁶ (vgl. Buchmann et al. 2002; Geissler 1996; Kraus 1996; Krüger 1999) (vgl. Kp. 2.3).

Werden diese Befunde nochmals in Zusammenhang gebracht mit der in der PISA-Studie bestätigten Reproduktion sozialer Ungleichheiten, so wird deutlich, dass das Bildungssystem den versprochenen Grundsatz der Chancengleichheit nicht einzulösen vermag, sondern diejenigen, die bereits über kulturelles Kapital verfügen weiterqualifiziert und diejenigen aus "ungünstigen soziokulturellen" Herkunftsverhältnissen relativ leer ausgehen lässt, wie auch die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes in der Regel reproduziert wird (Coradi Vellacott, Wolter 2002). Vor dem Hintergrund vermeintlich gestiegener "subjektiver Ansprüche" (Baethge 1989, S. 4) an die Arbeitstätigkeit und der zugleich grossen Kluft im Spektrum inhaltlich unterschiedlicher Anforderungen von einer existenzsichernden monotonen Erwerbsarbeit bis zu einer Arbeitstätigkeit als sinnerfüllte Lebensäusserung (Offe 1984), ist dieser Befund der sozialen Reproduktionsfunktion des Bildungs- und des Berufsbildungssystems von einschneidender Bedeutung.

2.3 Berufswahl und Geschlecht

Geschlechtsspezifische Zugangsbeschränkungen auf formaler Ebene sind mehrheitlich abgebaut und in offiziellen Ausschreibungen, in Berufswahlbüchern und in Lehrmitteln wird konsequent die Gleichstellung praktiziert - eine Ausnahme stellt hier die mechanisch-technische Branche dar, indem Betriebe in ihren Inseraten noch regelmässig ausschliesslich nach Männern Ausschau halten. Als weiterer Nachweis der Beseitigung diskriminierender Schranken kann der seit den

¹⁶ Die Ausnahme sind die kaufmännischen Berufe: kaufmännische Angestellte bzw. Angestellter (3 jährige Berufslehre) ist von beiden Geschlechtern der am häufigsten erlernte Beruf. An dritter Stelle bei den Frauen und an 4. Stelle bei den Männern steht das Handelsdiplom (1 jährige Berufsfachschule) (BfS 2002).

60er Jahren stark gewachsene Anteil erwerbstätiger Frauen angeführt werden. Immer mehr Familienfrauen ist es möglich geworden, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen. Mit der Abkehr vom traditionellen weiblichen Lebensmodell, welches die Rolle der Frauen als Ehefrau, Hausfrau und Mutter festlegte, wird heute von einer doppelten Orientierung des weiblichen Lebenslaufes gesprochen. Die jungen Frauen entwerfen ihre Zukunft nicht mehr ausschliesslich im Rahmen der Familie, sondern planen und organisieren ihren Lebenslauf doppelt oder entscheiden sich für ein Leben ohne eine Familiengründung (Geissler, Oechsle 1996; Heinz 1995).

Obwohl auch auf der Ebene der Zulassungsbedingungen die Schranken abgebaut wurden und mittlerweile formal alle Berufe allen zugänglich sind, verläuft der Berufsfindungsprozess für Männer und für Frauen bis heute mit unterschiedlichen Vorzeichen. Junge Frauen wählen tendenziell eher „Frauenberufe“ und die Mehrheit der männlichen Jugendlichen ergreift einen sogenannten „Männerberuf“. Dabei kennzeichnen sich die sogenannten Frauenberufe unter anderem auch dadurch aus, dass sie häufig schlechtere Arbeitsbedingungen haben als die „Männerberufe“, im Durchschnitt weisen sie einen schlechteren Verdienst auf, verbunden mit einem tieferen Prestige, schlechteren Möglichkeiten des beruflichen Aufstiegs und einer autonomen Arbeitszeiteinteilung (vgl. u.a. Borkowsky 2000; Nadai, Seith 2001) und sich somit in vielen Belangen schlecht mit einer Familie vereinbaren lassen. Befunde aus der Geschlechterforschung zeigen Aspekte der Genese dieser erklärungsbedürftigen Differenzen, deren fortwährenden Reproduktion und der damit verbundenen sozialen Ungleichheiten auf.

Ziel ist es im Folgenden, die unterschiedliche Ausgangslage von jungen Frauen beim Übergang ins Berufsbildungs- und Erwerbssystem, ihre Situation und Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt gegenüber denjenigen von jungen Männern darzulegen und Erklärungsansätze aufzuzeigen, weshalb Frauen „Frauenberufe“ und Männer „Männerberufe“ wählen, oder allgemein, welchen Einfluss die Kategorie „Geschlecht“ auf den Berufsfindungsprozess haben kann.

2.3.1 Frauen wählen „Frauenberufe“ – Männer wählen „Männerberufe“

Das Berufsbildungssystem wie auch der Arbeitsmarkt präsentieren sich nicht nur für Inhaber der verschiedenen Bildungsabschlüsse unterschiedlich, sondern sind entlang des kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit segregiert. Diese geschlechtsspezifische Segregation manifestiert sich in unterschiedlichen Formen und führt unter dem Strich, trotz der gestiegenen Erwerbstätigkeit der Frauen und der gestiegenen Anzahl Frauen mit höheren Bildungsabschlüssen, zu einer durchschnittlich schlechteren Positionierung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Es lassen sich drei Dimensionen der geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes unterscheiden, welche gegenüber dem gesellschaftlichen Wandel der letzten 30 Jahre gegenüber relativ konstant blieben. Die erste Segregationslinie verläuft horizontal durch die verschiedenen Berufsfelder und Branchen. Zweitens vertikal, indem die Geschlechter ungleich auf die hierarchischen Positionen verteilt sind, was heisst, dass die Berufe, in denen Frauen übervertreten sind, generell weniger Ansehen geniessen und schlechter entlohnt werden. Und drittens sind die Beschäftigungsverhältnisse ebenfalls geschlechtsspezifisch unterschiedlich (Kühnlein, Paul-Kohlhoff 1996; Nadai, Seith 2001). Ohne auf die Entstehungsgeschichte dieser Segregationslinien hier näher eingehen zu können, sollen die Auswirkungen, welche die sich gegenseitig verstärkende Interaktion zwischen der segregierten Berufsbildung und dem segregierten Arbeitsmarkt auf den Berufsfindungsprozess von jungen Frauen und Männern haben, verdeutlicht werden (Borkowsky 2000, S. 287).

Ein Blick auf die statistische Erfassung der Verteilung der Geschlechter auf die Berufslehren genügt, um die horizontale Ungleichheit deutlich zu machen: Mit Ausnahme des Berufes der kaufmännischen Angestellten¹⁷, welcher bei beiden Geschlechtern der beliebteste Beruf ist, lässt sich keine für Männer und Frauen gemeinsame Liste der am häufigsten absolvierten Berufsausbildungen erstellen. Gemäss einer Erhebung von 1998 sind 139 Berufe, was rund der Hälfte der gelernten Berufe entspricht, geschlechtsspezifisch dominiert, was bedeutet, dass der Anteil des einen Geschlechts zwischen 60-95% ausmacht¹⁸. Von der Gesamtzahl der geschlechtsspezifisch dominierten Berufe sind 37 Frauen- und 102 Männerberufe (Borkowsky 2000, S. 288). Es gibt also sehr viel mehr Männerberufe als Frauenberufe, wobei von letzteren mit einer Ausnahme alle Berufe im Dienstleistungssektor angesiedelt sind (Nadai, Seith 2001, S. 18). Zudem sind die von Männern bevorzugten Berufsfelder in mehr Berufe aufgefächert und tendenziell auch spezialisierter als die sogenannten weiblichen Berufsfelder. Obwohl sich der Frauenanteil auf weniger Berufe konzentriert, lernen Frauen häufiger einen nicht geschlechtstypischen Beruf, eine Tendenz, die anhält. So hat sich die Anzahl Frauen, die Elektromonteurin werden, seit 1980 vervierfacht, dennoch waren es 1998 erst deren 20. Ebenfalls zugenommen hat die Anzahl der Schreinerinnen, (1980: 44, 1998: 106) und auch Automechanikerinnen gibt es viermal mehr als noch 1980 (Arnold, Borkowsky 1998, S. 41-42). Gründe, weshalb hauptsächlich von Frauen geschlechtsatypische Berufe ergriffen werden, so kann vermutet werden, stehen unter anderem auch in Zusammenhang zur vertikalen Dimension der Segregation, d.h. zur ungleichen Positionierung von Frauen- und Männerberufen bezüglich deren Status, Prestige und Entlohnung. Diese ungleiche Bewertung steht wiederum in einem Zusammenhang zur Dauer der Berufsausbildungen (Borkowsky 2001, S. 4-6). In den Ausbildungen, die 1-2 Lehrjahre dauern, sind Frauen massiv über- und im Gegensatz dazu in den 4-jährigen Lehren mit 10% stark untervertreten¹⁹. Wer eine einjährige Berufslehre abgeschlossen hat, der oder dem bleibt der Bildungsweg auf der Tertiärstufe versperrt, dasselbe gilt auch für zweijährige Berufslehren, da mindestens drei Jahre Berufslehre Voraussetzung zur Berufsmittelschule sind und die Höheren Fachschulen künftig ebenfalls, wie die Fachhochschulen, die Berufsmaturität voraussetzen werden (BFS 2001b, S. 25).

In dieser in der ungleichen Berufsbildung geronnenen Form geschlechtsspezifischer Segregation liegt eine der Erklärungen, weshalb der Anteil von Frauen in den höheren hierarchischen Positionen und sozio-professionellen Kategorien viel tiefer ist, wie auch der Umstand, dass ihr Verdienst durchschnittlich 28% unter demjenigen der Männer liegt (Nadai, Seith 2001, S. 18). Diese Lohndifferenz lässt sich zu einem grossen Teil nicht inhaltlich begründen, sondern gleichwertige Arbeit wird je nach dem ob sie von einer Frau oder einem Mann ausgeübt wird, ungleich entlohnt (Grossenbacher 2000; Strub 2003). Sehr eindrücklich lässt sich diese unterschiedliche Bewertung bei Berufen nachweisen, die einen über einen längeren Zeitraum sich vollziehenden Geschlechtswechsel erfahren. Als Beispiel hat die Arbeit eines Sekretärs

¹⁷ Dabei macht in der Berufsgruppe der Büroberufe, wo im Jahr 2000 knapp 12'000 Fähigkeitszeugnisse (24% aller BBG-reglementierten Lehren) ausgestellt wurden, der Frauenanteil beinahe zwei Drittel aus (Borkowsky 2001, S. 3-5).

¹⁸ Konkret sind in den Berufen der Metallverarbeitung, der Maschinenindustrie, des Baugewerbes, der Verarbeitung von Holz und in der Landwirtschaft die Männer fast unter sich (Borkowsky 2000, S. 288-289). Die hauptsächlich von Frauen dominierten Berufe sind die Berufsarten der Körperpflege, der Heilbehandlung, in geringerem Ausmass Berufe im Verkauf und im Büro (ebd. S. 258).

¹⁹ Dreijährige Lehren, was der Dauer von 56% der BBG geregelten Lehren entspricht, werden ungefähr von gleich vielen Männern wie Frauen absolviert. Die 4-jährige Lehre (28%) hingegen findet sich vor allem bei technischen Berufen, wo fast 90% der Fähigkeitszeugnisse von Männern erworben werden. Ein kleinerer Teil der Lehren (16%) dauert zwischen 1-2 Jahre mit einem Frauenanteil von rund drei Vierteln. (Borkowsky, Gonon 1996, S. 27). Die von Frauen dominierten Berufe, hauptsächlich Berufe im Gesundheitswesen, in der Erziehung und der Sozialarbeit, waren bis vor kurzem von der Reglementierung auf Bundesebene ausgeschlossen und wurden bei der Etablierung von Fachhochschulen klar benachteiligt (Borkowsky 2000, S. 286).

gegenüber der Arbeit einer Sekretärin eine ganz andere Bedeutung und ist in einer anderen Lohnklasse angesiedelt (Heintz, Nadai et al. 1997).

Bei der dritten Dimension des geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarktes wird die Frage der Beschäftigungsverhältnisse in Betracht gezogen. Diese stehen in einem engen Zusammenhang zur geschlechtsspezifischen Zuweisung von Familien- und Hausarbeit, sowie sie auch die Frage der Qualifikation und letztlich auch der Berufsbildung betreffen. Während 90% der Männer im sogenannten Normalarbeitsverhältnis, in unbefristeter Vollzeitarbeit angestellt sind, i.d.R. in sogenannten gut qualifizierten Männerberufen, arbeiten 54% der Frauen teilzeitlich. Bei Müttern mit Kindern unter 15 Jahren beträgt der Anteil der teilzeitlich arbeitenden Frauen sogar 80% (Nadai, Seith 2001, S. 17-18; Strub 2003). Teilzeitarbeit ist meistens nur in sogenannten Frauenberufen möglich, welche häufig kürzere Ausbildungen erfordern und als schlechter qualifizierte Ausbildungen gelten, d.h. tiefere Lohnansätze haben. Weil das Beschäftigungsverhältnis, wie weiter oben dargestellt, entscheidend ist für die Qualifikation, Entlohnung und Weiterbildungsmöglichkeiten, drängt sich die grundsätzliche Frage auf, ob das Berufsprinzip als solches einer „Geschlechterlogik“ folge. Wenn das Konzept der Berufsarbeit auf die sogenannte männliche Normalbiografie zugeschnitten ist und sich nicht mit einer doppelten Orientierung auf Familie und Beruf vereinen lässt, muss es als eine Erklärung der geschlechtsspezifischen Ungleichheiten in der Berufswelt herangezogen werden (Krüger 1999; Wetterer 1993; Blossfeld 1993). Historische Analysen zeigen denn auch auf, wie diese Trennung und geschlechtsspezifische Zuweisung von Berufs- und Reproduktionsarbeiten und die ungleiche Bewertung der beiden Arbeitssphären entstanden sind. Im Weiteren führen sie aus, wie die Ausbildung des kulturellen bürgerlichen Ideals der Rolle der Frau als Ehefrau, Gattin und Mutter zu einem grundlegenden Bestandteil des kapitalistischen Wirtschaftssystems und zu einem kennzeichnenden Merkmal industrialisierter Gesellschaften wurde. Durch die Rekonstruktion der Genese dieses Systems der Zweigeschlechtlichkeit, welches sich auf Unterschiede in der Natur der Geschlechter beruft, konnte dessen kulturelle Konstruiertheit aufgezeigt werden (vgl. Heintz, Nadai 1997; Krüger 1999; Wetterer 1993).

Auf der Ebene der betrieblichen Organisation konnten Analysen der aktuellen Zugangsbedingungen zum Arbeitsmarkt deutlich machen, dass vordergründig neutrale Organisationsformen sich an einem männlichen Modell orientieren. Indem diese in ihrer Anstellungspraxis von einer Vollzeitbeschäftigung und von einer Flexibilität ohne anderweitiger Verpflichtungen ausgehen, welche Überstunden ebenso voraussetzt wie eine geographische Mobilität, schliessen sie Frauen mit Familie von vornherein aus (Nadai, Seith 2001, S. 17-23). Dass von diesem Ausschluss hauptsächlich Frauen betroffen sind, liegt einerseits daran, dass die Reproduktionsarbeiten ebenfalls einer Geschlechterlogik folgen, indem sie bis heute mehrheitlich in den Zuständigkeitsbereich der Frauen fallen (Bauer 2000, S. 82-84). Auf der anderen Seite fehlen öffentliche Strukturen der Kinderbetreuung²⁰, wie auch die Möglichkeiten der Teilzeitarbeit beschränkt sind, die es Müttern oder Vätern ermöglichen würden, Erwerbs- und Familienarbeit zu vereinen.

Die Selektionsmechanismen der Betriebe, welche den Zugang zu den Arbeitsstellen regeln, grenzen jedoch nicht nur Frauen mit Familien aus. Im Wechselspiel zwischen der „job queue“ (Reskin, Roos [1990] zitiert nach Nadai, Seith 2001, S. 20), wo auf der einen Seite die Arbeitnehmenden auf der Suche nach möglichst attraktiven Arbeitsplätzen sind und der „labor

²⁰ Damit sind nicht nur fehlende Kinderkrippenplätze gemeint, sondern auch die Tatsache, dass die öffentliche Schule bis heute auf die Verfügbarkeit nicht erwerbstätiger Mütter aufbaut.

queue“, wo die Arbeitgeber Arbeitskräfte nach bestimmten Merkmalen auswählen, wird das Geschlecht häufig zu einem zentralen Strukturmerkmal. Männer werden in diesem Selektionsprozess aus oben genannten Gründen in der Regel bevorzugt, weshalb anstatt der „labor queue“ von einer „gender queue“ gesprochen wird (Nadai, Seith 2001, S.20).

Ein weiterer Mechanismus, der Frauen davon abhält, in gewisse Berufsfelder vorzudringen, sind Ausgrenzungspraktiken im Berufsalltag. Diese können von subtilen Diskriminierungen bis zu offensichtlichen Ausschlussmechanismen reichen. Dabei erfolgt die Diskriminierung seit der offiziellen Gleichstellung hauptsächlich auf informeller Ebene, indem eine Karriere nicht nur abhängig von der notwendigen Qualifikation gemacht wird, sondern auch von sozialen Beziehungen, Netzwerken und sozialen Kompetenzen, die wiederum abhängig sind von der Akzeptanz durch das Gegenüber. So müssen Frauen in einem männlich dominierten Umfeld die dort geltenden Interaktionsmuster übernehmen und dazu einen Akkulturationsprozess durchlaufen. Dabei sind sie abhängig von der Bereitschaft der Männer, sie als Minderheit, sogenannte „token“ gegenüber einer männlichen Mehrheit zu akzeptieren, und werden damit zum Symbol und zur Repräsentantin ihres Geschlechts gemacht (Nadai, Seith 2001, S. 17-23). Der Befund dieses Wirkungskreises ist nicht nur im Arbeitsmarkt gültig, vergleichbare Mechanismen spielen auch im Berufsbildungssystem und auf dem Lehrstellenmarkt. Aussagen von jungen Frauen, welche die Ausbildung in einem männlich dominierten Beruf als „Hürdenlauf“ bezeichneten, scheinen in diese Richtung zu weisen (Huber, Christen 1998).

Die aufgezeigte Strukturiertheit des Arbeitsmarktes und des darauf hinführenden Berufsbildungssystem sollen verdeutlichen, dass die Reproduktion der geschlechtsspezifischen Differenzen nicht allein aus persönlichen Berufswünschen heraus erklärt werden kann, sondern diese aus der Interaktion zwischen individuellen Präferenzen und der erlebten oder antizipierten Hürden im Berufs- und Erwerbssystem zustande kommen (Borkowsky 2000, S. 287).

2.3.2 Die widersprüchliche Funktion des allgemeinen Bildungssystems

Gegenüber dieser geschlechtsspezifischen Strukturiertheit des Arbeitsmarktes und des Berufsbildungssystems scheint das allgemeine Bildungssystem, welchem wie in Kapitel 2.2 aufgezeigt, eine zentrale Zuweisungsfunktion bezüglich der sozialen Position zukommt, eine entgegengesetzte Funktion zu haben, indem es geschlechtsspezifische Ungleichheiten zu kompensieren scheint. So gehörten im Zuge der Bildungsexpansion in den 60er Jahren vor allem die jungen Frauen zu den vermeintlichen Siegerinnen. Ihr Anteil an weiterführenden Bildungsgängen nahm ab Mitte der 70er Jahre in hohem Tempo zu und entwickelte sich zu einem Bildungsvorsprung im Bereich der Maturitätsabschlüsse. Auch im Bereich der obligatorischen Schulen sind die Mädchen die Gewinnerinnen, indem sie das Volksschulsystem inhaltlich wie formal besser qualifiziert verlassen als die Knaben. Dieser Qualifizierungsvorsprung löst sich jedoch auf dem Weg in den Arbeits- und Lehrstellenmarkt im sogenannten Bermuda-Dreieck wieder auf. Die Diskrepanz zwischen steigender Bildungsbeteiligung und der folgenden beruflichen Karriere, welche bei den gewählten Berufsausbildungen oder der Studienzweigwahl ihren Anfang nimmt, wird in der Hauptsache mit der Strukturiertheit des Arbeitsmarktes erklärt, der die jungen Frauen zwingt, sich anzupassen. Unabhängig von subjektiven Orientierungen und schulischer Qualifikation werden die Jugendlichen beider Geschlechter in der Konfrontation mit dem Berufsbildungssystem, in welchem die Geschlechterordnung zu unterschiedlichen beruflichen Bildungsangeboten geronnen ist, zum „doing gender“ gedrängt. Dies führt dazu, dass ihr Handeln auch wieder zur

Reproduktion des kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit beiträgt (Rodax 1996; Imdorf 2003). In diesem Sinne konnte in Studien nachgewiesen werden, dass antizipierte Barrieren und Chancen auf dem Arbeitsmarkt im Berufsfindungsprozess eine zentrale Rolle spielen: „Frauen arbeiten in Frauenberufen, nicht weil sie sich in ihrer freien Wahl dafür entschieden haben, sondern weil ihnen andere Berufswege verschlossen sind oder zumindest beträchtlich erschwert werden“ (Heintz et al. 1997, S. 31). Hürden und Barrieren im Arbeitsmarkt und der von Linda S. Gottfredson (1996) beschriebene Eingrenzungs- und Kompromissbildungsprozess (vgl. Kap. 3.1.7) müssen somit zur Erklärung der geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes herangezogen werden²¹.

Eine ebenso wichtige Funktion des allgemeinen Bildungssystems liegt neben der formalen Qualifikation in der Bildung und Festigung von berufswahlleitenden Interessen. In dieser Hinsicht ist das allgemeine Bildungssystem mitverantwortlich für die Reproduktion sozialer, hier insbesondere geschlechtsspezifischer Ungleichheiten, da die Jugendlichen die obligatorische Schulzeit mit dem Wissen verlassen, dass ihnen bestimmte Fächer besser liegen als andere. Schulfächer werden in der Regel geschlechtsspezifisch wahrgenommen, Deutsch gilt als das „Mädchen-Fach“, während mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer zur Domäne der Jungen gehören. Gute Leistungen in einem als männlich wahrgenommenen Fach werden von Frauen nicht positiv, im Sinne des Selbstvertrauens stärkend aufgenommen, sondern sind vielmehr legitimationsbedürftig oder stehen in Konkurrenz zu den Leistungen der männlichen Mitschüler. Die erschwerte Identifikation mit einem geschlechtsatypischen Schulfach wirkt sich mit zunehmender Verweildauer im Schulsystem auf das Interesse, die Motivation und am Ende auch auf die Schulleistungen aus. Dabei sind die Fachinteressen, das Selbstvertrauen in die eigenen fachlichen Leistungen und die fachlichen Leistungen die Faktoren, welche die Berufswahl massgeblich beeinflussen (Keller 1998, S. 69). Die Schule spielt somit am Wirkungszusammenhang der sich selbsterfüllenden Prophezeiungen, dass „Frauenberufe“ von Frauen gewählt und „Männerberufe“ von Männern bevorzugt werden, eine nicht unbedeutende Rolle (Keller 1998). Dieser schulische Wirkungskreis der Reproduktion geschlechtsspezifischer Stereotypen ist vergleichbar mit den Sozialisationsprozessen im vorschulischen, familiären Bereich, indem dort auch Unterschiede reproduziert und wichtige Grundsteine der Interessensbildung und der Zuschreibung von Zuständigkeiten gelegt werden.

2.4 Der Übergang von der obligatorischen Schule in die Berufsbildung

Ein bis zwei Jahre vor Abschluss der obligatorischen Schule beginnt für Jugendliche die konkrete Auseinandersetzung mit der Berufswahl. In dieser letzten Phase des Berufsfindungsprozesses müssen sie sich auf einen bestimmten Beruf oder ein Feld akzeptabler Berufe festlegen. Auf der konkreten Suche nach einer Lehrstelle, an der sogenannten 1. Schwelle, werden sie konfrontiert mit einem regional spezifischen Angebot von Lehrstellen, welches einen entscheidenden Einfluss auf die Ausrichtung und schliesslich auf die Berufswahl selbst haben kann. Ist eine passende freie Lehrstelle gefunden worden, muss die Bewerbung auch noch zum gewünschten Erfolg, nämlich der Unterzeichnung eines Lehrvertrages führen. In

²¹ Dabei übt das spezifische Berufsbildungssystem einen Einfluss auf die Reproduktion des geschlechtsspezifischen Rollenmodells aus: in Ländern wie der Schweiz, wo die Berufswahl relativ früh stattfindet und in einer Lebensphase, in der die Orientierung an normativen Vorgaben noch relativ ausgeprägt ist, wirkt sich das in der Primärsozialisation erworbene verinnerlichte Rollenmodell stärker aus, als in Ländern, in denen die Berufswahl später und die Ausbildung „on the job“ erfolgt (Borkowsky 2000; Grossenbacher 2000).

diesem Kapitel sollen die den befragten Jugendlichen gemeinsamen Bedingungen und konkreten Anforderungen des Berufsfindungsprozesses sowie der Lehrstellensuche dargestellt werden.

Der Prozess der Berufsfindung verläuft in institutionell vorstrukturieren Phasen, in welchen die Schule eine zentrale oder zumindest strukturierende Rolle spielt. Die Lehrpläne aller Kantone beinhalten Berufswahlkundeunterricht, der in der Regel spätestens in der 7. Klasse einsetzt und sich gegen Ende der Volksschulzeit intensiviert. Verfügen die Jugendlichen über eine allenfalls noch diffuse Berufsorientierung muss sich diese bis in die 9. Klasse soweit konkretisiert haben, dass eine gezielte Suche nach einem Ausbildungsplatz erfolgen kann. Am Ende der obligatorischen Schulzeit sollte sich die Berufsfindung konsolidiert haben, um erfolgreich den Schritt über die 1. Schwelle ins Berufsbildungssystem vollziehen zu können (Herzog, Neuenschwander, Wannack 2003).

Eine den Lehrkräften wie auch den einzelnen Jugendlichen zur Seite stehende Institution der Erziehungsdirektion sind die sogenannten Berufsinformationszentren (BIZ), die im Kanton Bern praktisch von allen Klassen in Anspruch genommen werden²². Deren Angebot reicht von einem breiten Informationsangebot, der sogenannten Infothek, über ein einmaliges Infogespräch bis zu einer mehrere Sitzungen umfassenden individuellen Berufs- und Laufbahnberatung, bei der in der Regel die Eltern auch miteinbezogen werden²³.

Eine weitere Informationsmöglichkeit besteht in den zahlreichen Berufswahlbüchern, Broschüren und CD-Roms, welche einen Überblick über alle Berufe vermitteln und über die einzelnen Berufe konkret informieren. Grundsätzlich steht den Jugendlichen ein Angebot von ungefähr 400 gültig reglementierten, eidgenössisch anerkannten Berufen zur Auswahl, wobei in jedem Jahr zwischen 250 und 300 als tatsächliche Ausbildungsberufe gewählt werden. Die Anzahl von sogenannten Berufsfeldberufen wie auch neu entstehender Berufe befindet sich im Steigen, was dazu führt, dass insbesondere die Eltern keine oder nur eine beschränkte beratende Funktion übernehmen können und die Lehrkräfte sich diesbezüglich angemessen informieren müssen (Borkowsky, Gonon 1996; Zihlmann 1999). In den offiziellen Lehrmitteln und Büchern von öffentlichen Stellen, welche den Jugendlichen ebenfalls als Informationsquellen zur Verfügung stehen, werden die Berufslehren grundsätzlich immer als für beide Geschlechter und für alle VolksschulabgängerInnen offene Berufe dargestellt, allenfalls steht die Bemerkung "für gute PrimarschülerInnen", um hohe schulische Anforderungen offen zu legen. In nicht von öffentlichen Stellen publizierten Zeitungsbeilagen oder in Inseraten kommt es hingegen vor, dass Ausschreibungen ausschliesslich an Jugendliche gerichtet werden, die über einen Abschluss mit erweiterten Ansprüchen verfügen oder dass Lehrstellen nur in der männlichen Form ausgeschrieben werden. Dies verweist auf die Selektionspraxis von Betrieben, für die der Schulabschluss und/oder das Geschlecht ein Kriterium des Ausschlusses, bzw. der Auswahl sein können.

In einer weiteren Phase der konkreten Suche eines Ausbildungsortes können sich die Jugendlichen mit dem sogenannten "Lehrstellenbarometer"²⁴ über die Situation auf dem Lehrstellenmarkt informieren. Es handelt sich dabei um ein Beobachtungsinstrument auf

²² Ein ebenfalls von zahlreichen bernischen Schulklassen besuchter Ort ist die einmal jährlich stattfindende Berufs- und Ausbildungsmesse BAM, an welcher die einzelnen Berufe vorgestellt werden und die Jugendlichen sich direkt bei Lehrmeistern oder Lehrlingen über den Beruf informieren können.

²³ Vgl. BIZ (10.1.2003): Gespräch mit A. Simonett, Berufsberater des BIZ Bern.

²⁴ Der "Lehrstellenbarometer", eine vom Institut LINK auf Auftrag des Bundesamtes für Berufsbildung und Technologie verfasste Untersuchung, verfolgt die Veränderungen auf dem Schweizer Lehrstellenmarkt und versucht sich abzeichnende Entwicklungen möglichst früh aufzuzeigen. Die Befragung wird seit 1997 jährlich in jeweils zwei bis drei Erhebungswellen realisiert.

nationaler Ebene, welches auf der Basis von Umfragen einerseits bei Betrieben bezüglich offener Lehrstellen und andererseits bei Jugendlichen bezüglich dem Stand ihres Berufsfindungsprozesses über die zu erwartenden Entwicklungen auf dem Lehrstellenmarkt informiert (SGB 2001, S. 10). Dies war eine der Massnahmen im Rahmen des Lehrstellenbeschlusses 1997, welche aufgrund der Lehrstellenkrise ergriffen wurde und neben der Informationsfunktion für die Lehrlinge der Früherkennung von Engpässen auf dem Lehrstellenmarkt dienen soll (vgl. Kpt. 2.5.2). In etwa demselben Zeitraum wurden verschiedene Internet-Seiten²⁵ eingerichtet, welche über Stellenangebote informieren, virtuelle Berufsberatungen anbieten und die nach lokalen Angeboten abgefragt werden können. Ebenso besteht in verschiedenen Tageszeitungen das Angebot, in einer wöchentlich veröffentlichten Seite sich über die aktuelle Situation auf dem Lehrstellenmarkt, über spezifische Probleme der Lehrstellensuche oder Entwicklungstendenzen zu informieren, sowie mittels einer Anzeige die gewünschte Lehrstelle auszuschreiben. Dabei ist der Lehrstellenmarkt in seiner Ausdehnung immer als ein regionaler zu verstehen, da die Jugendlichen ihre Lehrstelle im Umkreis des Wohnorts ihrer Eltern wählen. Mit dem geringen Lehrlingslohn können sie nicht für ihren Lebensunterhalt aufkommen und die Vergabe von Stipendien wäre zwar theoretisch in Einzelfällen möglich, ist jedoch unüblich und mit einem grossen administrativen Aufwand verbunden.

Gemäss den Angaben des Lehrstellenbarometers zeigte sich für die interviewten Jugendlichen, die alle ihren Lehrvertrag alle im Zeitraum von Mitte 2000 bis Mitte 2001 abgeschlossen haben, ab dem Jahr 2000 eine leichte Entspannung auf dem Lehrstellenmarkt. Der kurze und zurückhaltende wirtschaftliche Aufschwung setzte sich im Jahr 2001 nicht fort, sondern es musste eine Stagnation des Lehrstellenangebots konstatiert werden (LINK 2001). So blieben nach Auskunft der Betriebe im Jahr 2001 insgesamt nur gerade 9% der Lehrstellen unbesetzt. Nach Einschätzung des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes SGB kann jedoch nur dann von einer Wahlfreiheit der Jugendlichen und einer Funktionsfähigkeit des Lehrstellenmarktes gesprochen werden, wenn ein Angebotsüberhang von rund 12 Prozent (SGB 2001, S. 20) an Lehrstellen vorhanden wäre. Unbestritten knapp ist bisher das Angebot bei den Berufen der Informations- und Kommunikationstechnologien in den sogenannten zukunftsweisenden und den zugleich beliebtesten Branchen. Pro Lehrstelle in der Informatikbranche bewarben sich in der fraglichen Zeit im Durchschnitt 37 junge Menschen – 36 müssen sich demnach nach einem anderen, nicht wunschgemässen Angebot umsehen (lipa 2002a). Ebenso prekär präsentiert sich die Situation bei den Büroberufen, welche zum Erhebungszeitpunkt im Frühling (die Lehren werden i.d.R. im August begonnen) über die letzten Jahre hinweg konstant nur gerade 2% unbesetzte Lehrstellen meldeten. Eine ganz andere Situation besteht zum Beispiel im Baugewerbe, wo im Jahr 2002 mit 19% deutlich mehr Lehrstellen offen blieben als im Jahr 2001 (14%) (LINK 2001, S. 28).

Der nächste Schritt, der in der Regel einer Festlegung auf einen Beruf oder auf ein Spektrum möglicher Berufe folgt, ist die Suche nach einer Schnupperlehre. Dabei stellt sich aus der Sicht der Betriebe in Branchen mit einer sehr hohen Nachfrage das Problem, dass sie nicht allen interessierten Jugendlichen einen Schnupperlehrplatz anbieten können. Deshalb verlangen sie,

²⁵ Vgl. Literaturliste: Internetadressen.

was in jedem Fall für die Informatik- und Polygrafischen Berufe gilt, eine vollständige Bewerbung, häufig inklusive eines Eignungstests²⁶.

Eine Schnupperlehre in einem sogenannten Trend-Beruf dauert nur noch gerade ein bis maximal drei Tage und ist in der Regel eine Bedingung für das weitere Bewerbungsverfahren. Das eigentliche Ziel einer Schnupperlehre, den Jugendlichen die Möglichkeit zu geben, ihre Berufsvorstellungen zu überprüfen, wie auch dem Lehrbetrieb einen persönlichen Eindruck möglicher zukünftiger Lehrlinge zu verschaffen, ist bei grossem Andrang nicht mehr gewährleistet. Aufgrund der hohen Konkurrenz unter den zahlreichen Lehrstellensuchenden bekommt sie eine vorselektionierende Bedeutung und es besteht die Gefahr, dass aufgrund des formalen Auswahlverfahrens Jugendliche mit einem Abschluss auf dem Niveau der Grundansprüche von Anfang an ausgeschlossen werden. Ganz anders sieht die Situation in Branchen mit geringer Nachfrage aus, wo im Extremfall die Anfrage persönlich, mittels eines Telefonanrufs erfolgen kann, keinerlei formale Kriterien von Bedeutung sind und die Jugendliche in der Regel eine ganze Woche lang schnuppern können²⁷.

Innerhalb der Berufsbildung stellt sich somit ein Ausleseeffekt ein, der mit demjenigen zwischen allgemein- und berufsbildenden Schulen vergleichbar ist: die theoretisch anspruchsvolleren und zugleich zukunftsreicheren Berufe stehen Jugendlichen aus Schultypen mit erweiterten Ansprüchen und somit tendenziell aus mittleren Schichten offen, während die theoriearmen Berufsausbildungen einen hohen Zulauf aus den unteren sozialen Schichten erfahren, aus den Schultypen mit Grundansprüchen. Der Anteil von SonderschülerInnen und SchulabgängerInnen aus Schultypen mit Grundansprüchen ist im Handwerk und in Kleinbetrieben deutlich grösser als in der technischen oder kaufmännischen Branche und in industriellen Grossbetrieben. Im Jargon der Jugendlichen wird dementsprechend auch häufig von Sekundar- und Primarschulberufen gesprochen, obwohl formal keine solchen Zugangsbeschränkungen bestehen. Stratmann (1999) stellt diesbezüglich zur Diskussion, inwiefern diese Zuweisung ein Produkt der Auswahlverfahren bei der Rekrutierung von Lehrlingen der grösseren Betriebe ist, oder inwiefern die ungleiche Verteilung tatsächlich mit lernpsychologischen Argumenten, wie dem Bedarf an grösserer Betreuung lernschwacher SchülerInnen erklärt werden kann. Tatsache ist, so das Fazit seiner Untersuchungen, dass das duale System der Berufsbildung gleich wie die obligatorische Schule ganz bestimmte Gruppen von Jugendlichen fördert, während andere benachteiligt werden (Stratmann 1999, S. 469-474).

Abschliessend und zur Vollständigkeit müssen noch die Möglichkeiten erwähnt werden, die Jugendlichen offen stehen, die nach Abschluss der obligatorischen Schule keinen Lehrvertrag abgeschlossen haben und die weder direkt ins Erwerbsleben einsteigen noch arbeitslos werden wollen. Ihnen bietet sich mittlerweile ein je nach Kanton unterschiedliches jedoch zunehmend breiteres Spektrum an sogenannten Brückenangeboten, wie zum Beispiel das 10. Schuljahr. Dieses erhöht insbesondere den SchulabgängerInnen des Schultyps mit Grundansprüchen die Chancen auf einen Beruf mit höheren Anforderungen an das Allgemeinwissen. Innerhalb der berufsvorbereitenden Schuljahre werden als Schwerpunkte entweder Allgemeinbildung, praktische Ausbildung oder Integration von Fremdsprachigen angeboten. Weitere Möglichkeiten variieren je nach Kanton sehr stark. Im Kanton Bern zum Beispiel absolvieren seit 1997 pro Jahr

²⁶ Eignungstests erfassen das Schulwissen und Kompetenzen wie zum Beispiel logisches Denken, technisches Verständnis oder Vorstellungs- und Konzentrationsvermögen, wobei je nach Beruf unterschiedliche Fähigkeiten gemessen werden. Sie dienen den Unternehmen als Instrument der Auswahl geeigneter Lehrlinge, zusätzlich zum Schulabschluss, Zeugnis und einer schriftlichen Bewerbung. In der Lehrlingsselektion werden zunehmend nicht mehr betriebseigene, sondern zentral entwickelte und zentral durchgeführte Tests eingesetzt. Für ganze Berufe oder gar für ganze Berufsgruppen werden einheitliche Tests benutzt, zum Beispiel der «Grundlagentest für technische Berufe» oder der «kaufmännische Grundlagentest» (BIZ 2002b; ERZ 2002).

rund 120 Jugendliche ein so genanntes Motivationssemester: in Bern bei „todo“, in Biel bei «move» oder in Burgdorf unter dem Namen „KICK“²⁸.

2.5 Das schweizerische Berufsbildungssystem

Zum Zeitpunkt des Gesprächs befanden sich die interviewten Jugendlichen im zweiten Lehrjahr, d.h. auf dem Weg zu einem Berufsabschluss, einem eidgenössischen Fähigkeitszeugnis. Damit sichern sie sich über ein staatlich anerkanntes Berechtigungswesen formal die Legitimation auf einen Platz im Arbeitsmarkt und auf eine einigermaßen sichere Position. Ob sich dieser Anspruch wird einlösen können, zeigt sich letztlich jedoch erst an der 2. Schwelle, beim Übergang in den Arbeitsmarkt.

Im folgenden Kapitel sollen das Berufsbildungssystem und die darin vorstrukturierten Wege im Kontrast zum allgemeinbildenden Schulsystem charakterisiert werden. Im Weiteren wird die Frage bedeutsam sein, inwiefern sich Anzeichen von Krisen- und Modernisierungseffekten der Arbeitswelt im Berufsbildungssystem, in das die Jugendlichen übergetreten sind, zeigen, um dann letztlich im empirischen Teil fünf zu überprüfen, ob Anzeichen davon auch in den rekonstruierten Einzelfällen sichtbar werden.

2.5.1 Historischer Abriss der Entstehung des Berufsbildungssystems

Für den weitaus grössten Teil der Erwerbstätigen in der Schweiz erfolgt der Zugang zum Arbeitsmarkt über das Berufsbildungssystem und nur für eine Minderheit über das Allgemeine Bildungssystem. Dabei zeichnet sich das schweizerische Bildungssystem durch eine klare Trennung zwischen diesen beiden Systemen und einer vergleichsmässig strengen Selektion in den auf diese zuführenden Schulen aus. Auf die im Vergleich zu andern Ländern strengen Selektionsbedingungen und die daraus resultierenden Hierarchien bin ich im Kapitel 2.1 bereits eingegangen, während ich hier die Entstehungsgeschichte insbesondere des Berufsbildungssystems in den wichtigsten Eckdaten aufzeigen möchte. Dies im Hinblick auf ein besseres Verständnis struktureller Schwierigkeiten desselben und letztlich der Rahmenbedingungen, mit welchen die befragten Jugendlichen in einer Berufslehre konfrontiert sind.

Dass es sich beim allgemein- und dem berufsbildenden System um zwei voneinander klar getrennte Systeme handelt, wird beim Blick auf deren Zugehörigkeit zu verschiedenen Bundesdepartementen ersichtlich. Das Allgemeine Bildungssystem ist dem Departement des Innern unterstellt, während das Berufsbildungssystem dem Volkswirtschaftsdepartement, genauer dem Bundesamt für Berufsbildung und Technologie (BBT) angehört (Galley, Meyer 1998, S. 11). Ebenso liegen die Gründungsdaten in unterschiedlichen Zeitepochen. Die Grundsteine des heutigen Berufsbildungssystems sind gegen Ende des 19. Jahrhunderts gelegt worden, wogegen die Anfänge des heutigen Allgemeinbildungswesens, welches bis heute hauptsächlich der Hoheit der Kantone obliegt, in der Zeit der liberalen Revolutionen und der

²⁷ Vgl. Der Bund (23.03.2002)

²⁸ vgl. Der Bund (18.08.2001).

ersten Verfassung des schweizerischen Bundesstaates von 1848 zu verorten sind ²⁹(Lauterbach, Wettstein 1991, S. 16-17).

Während die Allgemeinbildung wie oben angedeutet von deren Anbeginn dem Aufgabenbereich der Kantone zugeschrieben wurde, gilt das ursprünglich von den Zünften getragenen Berufsbildungssystem weniger als öffentlich-staatliche Aufgabe denn als Privatsache der Unternehmen. Wohl der wichtigste Hinderungsgrund einer reibungslosen Planung eines modernen Berufsbildungssystems waren in einer ersten Phase die unterschiedlichen Interessen und Probleme der Handwerker und Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen. Erstere fühlten sich durch das Aufkommen der industriellen Produktionsweise bedroht und wehrten sich dagegen, ihr einst zünftisches System der Meisterlehre auf die veränderten Qualifikationsanforderungen übertragen zu lassen. Ein weiteres, bis heute entscheidendes Spannungsfeld öffnete sich in der weiteren Entwicklung zwischen den unternehmerischen Interessen des Gewerbeverbandes und den Forderungen der organisierten Arbeitnehmenden. Zwar wurde von beiden Seiten eine einheitliche Reglementierung der Berufsbildung angestrebt, jedoch mit unterschiedlichen Motiven und Schwerpunkten. Das Gewerbe verfolgte seine Interessenspolitik, indem es eine staatliche Unterstützung anstrebte, um seine Konkurrenzfähigkeit mit der Grossindustrie und dem Ausland aufrecht zu erhalten. Die Gewerkschaften hingegen erhofften sich einen besseren Schutz der Lehrlinge und ein höheres Bildungsniveau der angestellten ArbeiterInnen. Diese beiden unterschiedlichen Logiken, die unternehmerische gegenüber einer eher sozialpolitischen, prägen bis heute die Auseinandersetzungen um das Berufsbildungssystem.

Der Bundesbeschluss von 1884, in welchem erste staatliche Subventionierungen der gewerblichen Bildungsanstalten erlassen wurden, kann als erster Meilenstein im Aufbau eines einheitlichen Berufsbildungssystems bezeichnet werden. In sogenannten "Fortbildungsschulen" und "Lehrwerkstätten", die als Anfangspunkt der heutigen gewerblich-industriellen Berufsschulen gesehen werden können, wurde Lehrlingen abends und sonntags die Möglichkeit geboten, sich Allgemeinwissen anzueignen. Später wurden vorerst auf kantonaler Ebene, wiederum auf Druck des Gewerbeverbandes, Lehrlingsgesetze eingeführt, welche in weiten Teilen auch von den Gewerkschaften gutgeheissen wurden. Zentraler Teil dieser ersten Reglementierungen waren die sogenannten Lehrlingsregulative, die u.a. Lehrlingsprüfungen umfassten und den Besuch einer fortbildenden Schule voraussetzten. Die Förderung der praktischen Ausbildung hingegen blieb vorerst vollständig im Aufgabenbereich der Gewerbeverbände. Erst 1930, in den Jahren der Wirtschaftskrise, wurden im ersten "Bundesgesetz über die berufliche Ausbildung" auf nationaler Ebene Reglementierungen der Lehrlingsausbildung erlassen, welche fortan von den Betrieben einzuhalten waren. Dieser Beschluss erfolgte in einer Zeit, als die Lehrstellen in der Industrie merklich abnahmen, allgemein ein Mangel an Lehrstellen herrschte und erstmals die Forderung nach Vorlehrcursen für stellenlose Jugendliche laut wurde. Lediglich in Basel und Zürich wurden entsprechende Kurse angeboten und bis nach Ende des 2. Weltkrieges konnte mehr als ein Viertel der Jugendlichen keinen Beruf erlernen. In der Vernehmlassung dieses ersten Bundesgesetzes zur beruflichen Ausbildung meldeten sich nebst den Spitzenverbänden von Arbeit, Kapital und Gewerbe erstmals auch die Lehrlinge zu Wort. In ihren öffentlichen Stellungnahmen kamen grosse Missstände zum Vorschein: Die Lehrlinge befanden sich in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Lehrmeister, in welchem sie oft ohne Rechte waren und der Ausnutzung als billige Arbeitskräfte wehrlos ausgeliefert waren. Zur Verbesserung ihrer

²⁹ Zu den Gründungsdaten des Allgemeinen Bildungswesens gehören die 1830 auf kantonaler Ebene errichteten öffentlicher Volksschulen. Die Gründungen der ersten Universitäten gehen in Bern auf das Jahr 1834 und in Zürich auf 1833 zurück und 1854 wurde das Eidgenössische Polytechnikum, die spätere Eidgenössische Technische Hochschule gegründet.

Situation konnte auf Druck der Gewerkschaften auf der Ebene des Bundesgesetzes lediglich ein wöchentlicher Schulbesuch zur Vorschrift gemacht werden.

Nach dem zweiten Weltkrieg hatte das sogenannte "duale System", in welchem die Berufsausbildung in Betrieb und Berufsschule erfolgt, (vgl. Kp. 2.5.2) weite Verbreitung gefunden und eine Mehrzahl der Jugendlichen machte nach Abschluss der obligatorischen Schule eine Berufslehre. Die Anzahl der Lehrlinge stieg seither stetig an. In der Nachkriegszeit, in welcher die Arbeitslosigkeit aufgrund des wirtschaftlichen Aufschwunges anfangs der 60er Jahre praktisch verschwunden war, beklagten sich Unternehmer, nicht genügend Auszubildende zu finden. Der sogenannten Bildungsexpansion wurde zugeschrieben, dass ab 1966 der Anteil der Jugendlichen mit Berufslehre rückläufig war, wogegen die Anzahl der Mittelschulabschlüsse zunahm. Mit der 1963 beschlossenen Reform des Gesetzes von 1930, sollte versucht werden, die "Attraktivität" des Berufsbildungssystems zu steigern, um so die Abwanderung aufzuhalten. Das neue Gesetz legte zu diesem Zwecke Verbesserungen im Bereich der Berufsberatung und der Regelung der Subventionen der beruflichen Weiterbildung fest. Zudem wurden erstmals sogenannte überbetriebliche Einführungskurse durchgeführt, die Höhere Technische Hochschule wurde neu dem Gesetz unterstellt und allgemein wurde mit dem Ausbau des Unterrichts an den Berufsschulen versucht, die Berufsbildung attraktiver zu gestalten. Allerdings wurden nach Einschätzungen des Gewerkschaftsbundes den Jugendschutzbestimmungen wiederum zu wenig Rechnung getragen, indem weder eine Kontrolle der Lehrmeister durchgesetzt werden konnte, noch konnten die Rechte der Lehrlinge gestärkt werden.

Eine weitere Gesetzesreform von 1978 führte die angestrebten Verbesserungen in der Berufsbildung weiter, indem sie die überbetrieblichen Einführungskurse³⁰ und die Lehrmeisterausbildung reglementierten und für obligatorisch erklärten.

Im Weiteren umfasst das erstmals so genannte "Berufsbildungsgesetz" nun die Ausbildung der meisten Berufe, mit Ausnahme der Berufe im Sozial-, Pflege- und Gesundheitsbereich, wie auch der landwirtschaftlichen Berufe. Im selben Beschluss wurde die Möglichkeit einer Anlehre gesetzlich verankert, wie auch die Berufsmittelschulen neu geschaffen wurden, die jedoch vorerst nur einer kleinen Minderheit der Lehrlinge offen standen. Die Kontrolle der in den Lehrbetrieben stattfindenden Ausbildung hingegen wurde nicht massgeblich verbessert, es konnte lediglich eine einheitliche Reglementierung der Lehrmeisterausbildung durchgesetzt werden (Barmettler 2001; Borkowsky, Gonon 1996; Lauterbach, Wettstein 1991; Zimmermann 1998).

Im Rahmen der vierten Revision des Berufsbildungsgesetzes wurde im Dezember 2002 eine weitere Gesetzesänderung verabschiedet. Diese jüngste Revision fällt erneut in eine Zeit wirtschaftlicher Krise, welche sich in den späten 90er Jahren in einem massiven Lehrstellenmangel bemerkbar machte. Öffentliche Gelder sind bis heute knapp und zugleich steht, insbesondere im Bereich der schulischen Ausbildung, eine Anpassung an den Wandel in der Arbeitswelt an - Aspekte, die im Folgenden ausführlich zur Darstellung kommen.

³⁰ Die überbetrieblichen Einführungskurse wurden als zusätzliche Ausbildungsorte erforderlich, da aufgrund der zunehmenden Rationalisierung und Arbeitsteilung vor allem die kleinere Gewerbebetriebe nicht mehr in der Lage waren, alle von einem Ausbildungsreglement geforderten Fertigkeiten zu vermitteln. Heute werden in grossen Betrieben diesen Ausbildungsaufträgen in eigenen Lehrwerkstätten Folge geleistet, während kleinere und mittlere Betriebe die Ausbildung blockweise überbetrieblich organisieren. Aufgrund dieser Ausbildungsteile in Betrieb, Berufsschule und Ausbildungszentrum wird das schweizerische System auch häufig als "trials" bezeichnet (Borkowsky, Gonon 1996).

2.5.2 Aktuelle Entwicklungstendenzen und Reformbestrebungen

Nicht nur in der Schweiz ist seit den 90er Jahren die Rede von einer Krise des Berufsbildungssystems, sondern auch in den meisten europäischen Ländern wird Vergleichbares diskutiert. Die Krise manifestiert sich einerseits in einer knappen oder zu geringen Anzahl von Ausbildungsplätzen in bestimmten Branchen und auf der anderen Seite im Trend der Abwanderung der Jugendlichen vom Berufsbildungs- ins Allgemeinbildungssystem. Als Antwort darauf werden seit den späten 80er Jahren in vermehrter Masse unterschiedliche Bestrebungen unternommen, um die "Attraktivität der Berufsbildung" gegenüber dem Allgemeinbildungssystem bzw. der akademisch ausgerichteten Bildung zu steigern.

In der Schweiz war die Lehrstellenknappheit von 1996/97 Anlass, die Problematik des Übergangs in das Berufsbildungssystem zu thematisieren und in einer breiten Öffentlichkeit zu diskutieren. Im Vergleich zu den 80er Jahren, als ein Mangel an qualifizierten Arbeitskräften herrschte, nahm in der Zeit der anhaltenden wirtschaftlichen Krise die Anzahl der Betriebe, die Lehrplätze anboten, deutlich ab. Die Zahl der angebotenen Lehrstellen hat sich seit dem Jahr 2000 zwar stabilisiert, ohne jedoch wieder auf den vorherigen Stand anzusteigen. Auf die Frage nach den Gründen für die gesunkene Ausbildungsbereitschaft der Schweizer Arbeitgeber nannten die Unternehmen nebst Kosten Zeitmangel als die häufigste Ursache (Geser 2001, S. 10-15). Dabei gilt zu präzisieren, dass der Lehrstellenmangel nicht in allen Branchen in gleichem Masse auftrat und zudem das Angebot, bzw. der Lehrstellenmangel regional sehr unterschiedlich ausgeprägt waren³¹.

Als eine gravierende Folge der zu knappen Anzahl Lehrstellen wird der Anstieg des Anteils der Jugendlichen gesehen, die ohne Berufsausbildung direkt auf den Arbeitsmarkt treten. Ihr Anteil beläuft sich auf rund 10% der Jugendlichen eines Jahrganges. Zusammen mit jenen Jugendlichen, die eine weitere Ausbildung zwar beginnen, aber nicht erfolgreich abschliessen und jenen Jugendlichen, die ohne Berufsausbildung als arbeitslos registriert werden³², erreichen insgesamt 15-20% eines Jahrgangs keinen anerkannten Abschluss der Sekundarstufe II (BFS 1999, S. 84-85; Galley, Meyer 1998, S. 3-15). Gleichzeitig erhöhte sich in den 90er Jahren die Anzahl Jugendliche, die sich in eine sogenannte Warteschlange begeben mussten, im Sinne einer Zwischenlösung z.B. eines schulischen Brückenangebotes. In der Gruppe der unqualifizierten jungen Arbeitskräfte, der jugendlichen Arbeitslosen, wie auch der AbsolventInnen eines Brückenangebotes sind Jugendliche ausländischer Herkunft und/oder SchülerInnen mit schwachen schulischen Leistungen deutlich übervertreten (vgl. Kp. 2.2).

Nebst diesen stark mit der konjunkturellen Lage zusammenhängenden Schwierigkeiten des Berufsbildungssystems manifestiert sich eine weitere Problematik auf der strukturellen Ebene, indem die Entwicklung im Berufsbildungssystem nicht mit dem Wandel im Arbeitsmarkt Schritt zu halten vermochte. Besonders augenfällig zeigte sich die zu langsame Anpassung des Bildungssystems im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologien, wo ein hoher Mangel an Ausbildungsplätzen³³ auftrat.

³¹ Insgesamt hat die Anzahl Lehrstellen in den Jahren 1991-1996 (Rezession) um rund 30'000 (13%) abgenommen. Im Vergleich mit den Zahlen aus den 80er Jahren beträgt die Abnahme 20% (Galley, Meyer 1998, S. 3).

³² In den 90er Jahren stieg die Jugendarbeitslosigkeit für schweizerische Verhältnisse deutlich an und machte 6% aller Arbeitslosen aus (Galley, Meyer 1998, S. 3).

³³ Seit dem Durchbruch des Internets 1992/93 fehlten ICT-Fachleute und es wurden zusätzlich zum Rückgang von Lehrstellen im Produktionssektor deutlich zuwenig Ausbildungsplätze im ICT-Bereich, wie auch allgemein im Dienstleistungssektor angeboten. Im Verlauf des Jahres 2002 erlebte die Informatikbranche in der Schweiz einen ersten gravierenden Einbruch, indem erstmals auch in diesem Bereich massiv Stellen abgebaut werden mussten (Der Bund 28.2.03). Der Nachfrage von Seiten der Jugendlichen tut dieser Einbruch jedoch keinen Abbruch, Informatik-Berufe gelten nach wie vor als beliebte Berufe in einem weiterhin als zukunftssträftig erachteten Wirtschaftssektor (Der Bund 27.8.2002).

Ganz grundsätzlich wird in den zahlreichen Berufsausbildungen eine mangelhafte Anpassung an die neuen Anforderungen des Arbeitsmarktes beanstandet (Galley, Mayer 1998, S. 31-33). In einer "kognitiven Gesellschaft" werden von allen ArbeitnehmerInnen mehr und neue, nicht mehr lediglich spezifisch fachliche Kompetenzen verlangt. Gleichzeitig wird aber nicht allen Arbeitnehmenden der Zugang zu wissensbasierten Fähigkeiten, welche die Selbstentwicklung von Schlüsselqualifikationen ermöglichen, gewährt, worin die Gefahr einer Spaltung in "Wissende und Unwissende" droht. Vor dem Hintergrund der fehlenden Sicherheit der Arbeitsplätze und der strukturellen Arbeitslosigkeit wurde die Forderung des lebenslangen Lernens für alle zu einem bildungspolitischen Axiom (vgl. Heinz 1995; Mayer 2000).

Die Diskussionen bezüglich den strukturellen Schwierigkeiten gehen soweit, dass das "duale System" der Berufsausbildung, welches auf einen spezifischen Beruf hinführt und wie es in der Schweiz existiert, grundsätzlich hinterfragt wird. Als fragwürdig wird erachtet, ob die fachliche Ausstattung von Erwerbstätigen den sich rasch verändernden wirtschaftlichen Bedingungen weiterhin dauerhaft zu genügen vermag. Aufgrund der Dynamisierung in der Arbeitswelt wird eine Flexibilität der Arbeitnehmenden gefordert, welcher das auf einen konkreten Beruf hinführende duale Berufsbildungssystem entgegensteht (vgl. Kp. 2.1.2). Die hohe Standardisierung der beruflichen Qualifikation hat zur Folge, dass ein Berufswechsel in der Regel mit einer neuen Berufsausbildung verbunden ist und die Mobilität zwischen den Berufen als gering eingestuft wird (Buchmann, Eisner 1998, S. 16). Diese Berufsstabilität und das aufgrund des beschleunigten Strukturwandels des Beschäftigungssystems schnell veraltende berufliche Wissen – so die Kritik – wirke hemmend auf die erforderliche flexible Qualitätsproduktion. Trotz dieser gewichtigen Einwände wird in der Schweiz am dualen Berufsbildungssystem und auf der klaren Trennung zwischen akademischer und beruflicher Ausbildung festgehalten. Zumal die Ergebnisse vergleichender Bildungsforschung bezüglich des Aufbaus der Berufsbildungssysteme kontrovers sind und das duale System gegenüber sogenannten "on the job"-Ausbildungen insbesondere hinsichtlich der sozialen Sicherheit auch Vorteile aufweisen kann (Borkowsky, Gonon 1996).

Die Krisensymptome sowie der Modernisierungsbedarf des Berufsbildungssystems beschleunigten die Umsetzung geplanter Reformen, es mussten aber auch kurzfristig Massnahmen ergriffen werden. Allgemein anerkanntes und angestrebtes Ziel ist eine Anpassung an den Wandel der Arbeitswelt, wie auch eine Stärkung der beruflichen Ausbildung gegenüber der Allgemeinbildung.

Als kurzfristige Massnahme gegen die akute Lehrstellenknappheit, erliess das Parlament Ende der 90er Jahre zwei Lehrstellenbeschlüsse I (1997) und II (1999, Dauer 00 bis 04), aufgrund denen Bundesgelder zur Finanzierung zukunftsorientierter Projekte der Sekundarstufe II, zum Aufbau von Brückenangeboten, Berufsvorbereitungsjahren, Integrationsmassnahmen für Jugendliche ausländischer Herkunft, sowie zur Gewinnung und Unterstützung potentieller ausbildender Lehrbetriebe eingesetzt werden konnten. Eine weitere Sofortmassnahme drängte sich im Bereich der Informatik auf. Die 1999 gebildete Arbeitsgruppe Informatik Berufsbildung Schweiz (I-CH) leitete den Aufbau einer gemeinsamen Grundausbildung in die Wege, im Sinne eines Bildungsganges mit Modulsystem, welches eine Spezialisierung im Bereich Support, Systemtechnik und Applikationsentwicklung ermöglicht (Ried 2001, S. 24). Im selben Zeitraum wurde nach langer Vorbereitung die Neustrukturierung der Fachhochschulen realisiert. Die dazu notwendige, an einer Berufsmittelschule zu erwerbende Berufsmaturität war bereits 1993/94 eingeführt worden (vgl. Kp 2.5.3).

Längerfristige Massnahmen zur Sicherung der Berufsbildung sind im revidierten, neuen Berufsbildungsgesetz (nBBG) enthalten, welches nun auch die kantonal geregelten Bereiche Gesundheit, Soziales und Kunst umfasst. Der Gesetzesvorschlag wurde vom Bundesrat 1999 dem Parlament vorgelegt und von diesem im Dezember 2002 verabschiedet. Ein zentrales im nBBG enthaltenes Ziel ist die Sicherung und Regelung der Finanzierung auf eidgenössischer Ebene mittels eines Berufsbildungsfonds, eine Einrichtung, die bisher nur in einzelnen Kantonen existierte (SGB 2001, S. 34). An diesem Fonds sollen sich die Betriebe, möglichst auch sogenannte "Trittbrettfahrer" finanziell beteiligen, zudem ist eine Erhöhung des Anteils der Bundesgelder vorgesehen. Die im Mai 2003 vom Volk abgelehnte Lehrstelleninitiative (Lipa), welche federführend von der Gewerkschaftsjugend initiiert wurde, verlangte bezüglich dieser Bestimmungen eine weitergehende Sicherung des Rechts auf Berufsausbildung, d.h. eine verpflichtende Regelung der zu leistenden Beiträge. Im Weiteren strebte die Initiative den Ausbau der Möglichkeiten zur beruflichen Weiterbildung an, sowie sie eine Nachqualifikation von unqualifizierten Arbeitskräften forderte (SAJV 2002; lipa 2002).

Ein weiterer Kernpunkt des neuen Berufsbildungsgesetzes liegt in der angestrebten Steigerung der Durchlässigkeit der einzelnen Ausbildungswege untereinander, wie auch in der Schaffung neuer differenzierter Wege der beruflichen Bildung. Ganz grundsätzlich wird eine Zusammenfassung der Berufe zu Berufsfeldern³⁴ überdenkt, womit eine Verringerung der Anzahl Berufe sowie eine Neureglementierung der Berufsausbildungen erreicht werden soll. Verfolgt wird damit das Ziel, "aus der Gruppierung verwandter und ähnlicher Berufe einen wirtschaftlichen, pädagogischen und ordnungspolitischen Nutzen" ziehen zu können³⁵. Ein Beispiel einer bereits verwirklichten Zusammenfassung ist der Beruf "Multimedia-ElektronikerIn", welcher die Berufe des Fernseh- und Radioelektronikers und Audio- und Videoelektronikers in einer Ausbildung vereint. Weitere Beispiele für Berufsfeldberufe sind die technischen Berufe des Automatikers, Konstrukteurs, Polymechanikers und Elektronikers in welchen insgesamt 16 bisherige Lehrberufe zusammengefasst wurden (Häfeli, Gasche 2002). Vor allem im Bereich des High-Tech, wo abstrakte Fähigkeiten verlangt werden und in anspruchsvollen Segmenten der Dienstleistungen, wie im Sozial- und Gesundheitsbereich, wurden neue Grundbildungen mit hohem Schulanteil geschaffen. Die Jugendlichen werden in sogenannten Berufsfachschulen ausgebildet, machen aber auch ausgedehnte Praxiserfahrungen, die Bestandteil der neu reglementierten Ausbildungsgänge sind.

2.5.3 Die Berufslehre und mögliche Wege in die tertiäre Berufsbildung

Trotz Krisensymptomen und Umstrukturierungen treten nach wie vor rund zwei Drittel der Jugendlichen eines Jahrganges nach Abschluss der obligatorischen Schule in das Berufsbildungssystem der Sekundarstufe II über. Voraussetzung dieses Übertritts ist eine erfolgreiche Lehrstellensuche sowie in einem weiteren Schritt ein ebenfalls erfolgreich abgeschlossener Lehrvertrag, der zwischen dem Lehrmeister oder der Lehrmeisterin und dem Lehrling zustande kommen muss. Die meisten Jugendlichen, die eine Berufslehre beginnen, sind zwischen 16 und 17 Jahre alt, was ein Mitunterzeichnen der Eltern erforderlich macht. Der Vertrag wird jeweils vom Amt für Berufsbildung einer Kontrolle unterzogen und muss von diesem genehmigt werden.

³⁴ Bezüglich des Begriffs des Berufsfeldes besteht keine einheitliche Definition. Nach Häfeli und Gasche (2002) beinhaltet ein Berufsfeld "eine Gruppe von Berufen, die unter sich bezüglich Tätigkeit, Ausbildungsweg und Anforderungen gewisse Verwandtschaften haben" (ebd. S. 2).

³⁵ Vgl. Internetadressen: BBT (30.5.2002).

Vertraglich festgehalten wird der erste bis zum letzten Tag der Ausbildung, wobei die Dauer der Lehre im Ausbildungs- und Prüfungsreglement des entsprechenden Berufes klar festgelegt ist. Im Weiteren sind die Arbeitszeit, welche täglich maximal 9 und pro Woche höchstens 45 Stunden umfassen darf und die je nach Branche unterschiedliche Anzahl Ferienwochen Bestandteil des Vertrages. Gesetzlich vorgeschrieben sind bis zum 20. Lebensjahr mindestens fünf Wochen Ferien, während gleichaltrige GymnasiastInnen im Vergleich in den meisten Kantonen 12 Wochen haben. Als weiterer Vertragspunkt wird die Höhe des Lohnes vereinbart, der kein gesetzliches Minimum kennt, jedoch in der Regel den Richtlinien der Berufsverbände entspricht, welche untereinander jedoch stark variierende Ansätze haben. Während die Löhne für das erste Lehrjahr bei der Gewerkschaft Industrie, Gewerbe und Dienstleistungen SMUV um 500.- SFr. betragen, so bewegen sich diese bei der Gewerkschaft Bau und Industrie GBI um 700.- SFr. und beim Schweizerischer Verband des Personals öffentlicher Dienste VPOD gibt es Lehrlinge, die im ersten Lehrjahr über 1000.- SFr. verdienen³⁶. Wer die Kosten, die im Zusammenhang mit dem Besuch der Berufsschule entstehen, zu tragen hat, ist ebenfalls Gegenstand des Lehrvertrages³⁷.

Die Lehre ist entsprechend der Ausbildungsart unterschiedlich organisiert. In der sogenannten "traditionellen" Berufslehre findet die Ausbildung an drei bis vier Tagen in der Woche im Betrieb statt. Dabei erbringen die Lehrlinge den ausbildenden Betrieben mit zunehmender Ausbildungszeit steigende Arbeitsleistungen und erfordern zunehmend weniger Aufmerksamkeit der LehrmeisterInnen, während diese zu Beginn relativ viel Betreuungsaufwand leisten. An einem oder an zwei Tagen der Woche besuchen die Lehrlinge die Berufsschule und zusätzlich werden blockweise in unterschiedlichen Lokalitäten die von den Berufsverbänden organisierten Einführungskurse absolviert. Dabei unterscheiden sich die Ausbildungen in Grossunternehmen zunehmend von denjenigen in Klein- und Kleinstbetrieben. Bei letzteren beschränkt sich die systematische Schulung auf die wenige Wochen dauernden Einführungskurse, ansonsten findet die Vermittlung des fachlichen Wissens im engen Lehr-Lernverhältnis zwischen Lehrmeister und Lehrling statt. In Grossbetrieben, Banken und Grossverteilern hingegen werden die Lehrlinge von speziellem Fachpersonal betreut und die Ausbildung erfolgt in internen Schulen, Lehrwerkstätten, Übungsläden, und -büros³⁸ (Lauterbach, Wettstein 1991, S. 61).

Bei bestimmten Berufen besuchen die Jugendliche, unter Voraussetzung einer bestandenen Aufnahmeprüfung, den Unterricht vollzeitlich an Berufsschulen. Diese Schulen werden gegenüber der Berufslehre mit vergleichbaren Abschlusszeugnissen verlassen. Neben den Handelsschulen sind dies Schulen, die für Berufe des Kunstbereiches, der Heilbehandlung, Hauswirtschaft, Kinderbetreuung, für bestimmte Lehrberufe und der Musikerziehung ausbilden (Borkowsky 2001, S. 15-17; Lauterbach, Wettstein 1991, S. 33-37). Die Ausbildungen der neu reglementierten Berufe im High-Tech-Bereich, sowie des polygrafischen Bereichs erfolgen im ersten Lehrjahr vollzeitlich an Fachhochschulen und erst anschliessend in den Betrieben.

Seit 1996 gibt es die Möglichkeit einer sogenannten Vorlehre, die auf den Übergang in eine Berufslehre vorbereitet. Davon machen vor allem Jugendliche ausländischer Herkunft Gebrauch; schweizweit waren es im Jahr 2000 755 Jugendliche, die eine Vorlehre machten. Jugendliche, denen es häufig aufgrund schulischer Schwierigkeiten nicht möglich ist, eine Berufslehre zu

³⁶ Vgl. Internetadressen: Gewerkschaftsjugend (März 2002): Übersicht Lehrlingslöhne.

³⁷ Vgl. Der Bund (19.01.2002).

³⁸ Ein spezieller Fall von Berufslehre stellt die seit dem 19. Jahrhundert geschaffene Ausbildung an öffentlichen Lehrwerkstätten dar, als eine Vollzeit-Berufsschule in einer öffentlichen Institution, die ausgestattet ist mit Werkstätten und Schulzimmern. Diese Form der Ausbildung stellt eine Alternative zur Betriebslehre dar, welche in der Westschweiz die deutlich grösste Verbreitung hat. Im Bereich der Mikrotechnik, Elektromechanik und bei Damenschneiderinnen macht sie einen hohen Anteil der Berufslehren aus (Lauterbach, Wettstein 1991, S. 36-37).

machen, können eine sogenannte Anlehre absolvieren, die neu mit "berufspraktische Bildung" betitelt ist. Diese Ausbildung dauert in der Regel zwei Jahre und wird mit einem Attest abgeschlossen. Von den Jugendlichen, die von dieser Möglichkeit Gebrauch machen sind knapp 70% männlichen Geschlechts (BFS 2001b, S.19-21). In den letzten Jahren hat sich die Zahl der Jugendlichen, die eine Anlehre machen stabilisiert, erfuhr aber einen leichten Zuwachs von 1.5% im Jahr 1990 auf 1.7% im Jahr 2000 (BFS 2001b, 2002).

Wer die Lehrabschlussprüfung bestanden hat und im Besitz eines eidgenössischen Fähigkeitsausweises ist, dem oder der stehen verschiedene Wege der Weiterqualifikation offen. Nach mehrjährige Berufspraxis ist es möglich, mittels einer Berufsprüfung einen eidgenössische Fachausweis zu erwerben. Dieser Abschluss befähigt die AbsolventInnen, eine leitende Funktion in einem Betrieb zu übernehmen. Eine andere Möglichkeit stellt die sogenannte Fachprüfung dar, welche auf die selbständige Leitung eines Betriebs vorbereitet. Die für den Fachausweis oder die Fachprüfung notwendigen berufsbegleitenden Kurse können an Berufsschulen und Schulen des privaten Sektors besucht werden, werden aber auch von verschiedenen Berufsverbänden angeboten.

Eine weitere Möglichkeit eines Bildungsweges auf Tertiärstufe bieten höhere Fachschulen, die auf mittlere Kaderfunktionen im technischen, kaufmännischen, touristischen oder medizinischen Bereich vorbereiten. Zugangsbedingung zu einer Fachschule ist eine drei- bis vierjährige Berufslehre. In den noch laufenden Reformen in der höheren Berufsbildung wurde eine Vielzahl dieser Höheren Fachschulen in sogenannte Fachhochschulen umgewandelt³⁹. Zu letzteren werden rund 70 Schulen gezählt, die in sieben Fachhochschulregionen zusammengefasst werden und insgesamt 300 Studiengänge anbieten. Für eine Höherqualifizierung an einer Fachhochschule ist eine Berufsmaturität erforderlich, die an Berufsmittelschulen in technisch, kaufmännischer, gewerblicher, gestalterischer oder naturwissenschaftlicher Richtung erworben werden kann; eine fünfte gesundheitlich-soziale Richtung ist geplant. Der Besuch der Berufsmittelschule ist entweder an einem weiteren Tag neben der Berufslehre möglich, in einem vollzeitlichen Schuljahr oder nach Abschluss der Lehre berufsbegleitend (Borkowsky, Gonon 1996, S. 17-19).

Die Anzahl Jugendlicher, die eine Berufsmaturität erlangen, stieg seit deren Einführung 1993/94 zwar langsamer als erwartet, jedoch stetig an und erreichte im Jahr 2001 knapp das bildungspolitisch gesetzte Ziel eines Anteils von rund 15% der Jugendlichen eines Jahrgangs in berufsbildender Ausbildung⁴⁰. Dabei macht sich hier einmal mehr der Widerstreit zwischen der unternehmerischen Logik der Betriebe, die kein unmittelbares Interesse haben, durch einen weiteren Tag Berufsschule den Wegfall produktiver Arbeit in Kauf zu nehmen und den Forderungen der Gewerkschaften bemerkbar. Gemäss Berichterstattungen von Lehrlingen gibt es Betriebe, die sich dagegen wehren oder zumindest nicht besonders dafür einsetzen, trotz genügend guter Leistungen der Auszubildenden, diesen den Besuch der schulisch anspruchsvollen Berufsmittelschule zu ermöglichen (lipa 2002a).

Allgemein lässt sich jedoch in den letzten zwei Jahren eine deutlich gestiegene Attraktivität des tertiären Sektors der Berufsbildung feststellen. Die Anzahl der Berufsmaturitäten ist merklich gestiegen und die Berufsbildungsabschlüsse auf tertiärer Stufe machen unterdessen einen Anteil von 22% aller tertiärer Bildungsabschlüsse aus⁴¹ (BFS 2001b, 2002).

³⁹ Die höheren Fachschulen, konkret die landwirtschaftliche Ingenieurschule, die Hauswirtschaftliche Fachschulen, die Fachschulen für Gestaltung, für Sozialarbeit und Erziehung wurden 1997/98 zu Fachhochschulen umstrukturiert (BFS 2002).

⁴⁰ Vgl. Literaturliste: BBT (21.02.2003) Berufsmaturität.

⁴¹ Nicht eindeutig der Berufs- bzw. der Allgemeinbildung zuordnen lassen sich die Diplommittelschulen. Sie vermitteln Allgemeinbildung, mit besonderer Gewichtung von Fremdsprachen und einen Zugang zu weiteren Ausbildungen im

Mit diesem Kapitel sollten die Rahmenbedingungen der Ausbildungssituation der Jugendlichen umrissen sein, indem der Weg von der obligatorischen Schule in das Berufsbildungssystem bis zum Übergang in den Arbeitsmarkt skizziert wurde. Eine Konkretisierung findet dieser theoretische Teil im vierten Kapitel, in welchem die rekonstruierten Einzelfälle dargestellt werden. Hinsichtlich der strukturellen Bedingungen wird von Interesse sein, inwieweit oder ob sich in den Äusserungen der Jugendlichen Anzeichen des Wandels in der Arbeitswelt finden lassen. Konkret interessiert, ob die gestiegenen Arbeitsplatzunsicherheiten von den Jugendlichen thematisiert werden; wenn ja, wie sie darauf reagieren, welchen Stellenwert sie der Arbeit in ihrem Lebensentwurf einräumen oder allgemein, wie sie ihre berufliche Zukunft skizzieren.

Dieser bisher einseitig die bestehenden Strukturen und strukturierenden Bedingungen fokussierenden Sicht soll im folgenden Kapitel ein Gegengewicht gegeben werden, indem die Suchbewegungen auf der individuellen Ebene, d.h. die psychologischen Prozesse ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt werden.

3 Der Berufsfindungsprozess auf der Ebene der Subjekte

Wie im Kapitel 2 dargestellt, wirken die Bedingungen der Wirtschaftsentwicklung, die aktuelle Arbeitsmarktsituation der betreffenden Region und die Struktur des Berufsbildungssystems kanalisierend auf die individuellen Berufswünsche, wie auch schulische und familiäre Sozialisationsprozesse zu unterschiedlichen Begrenzungen der Zugangschancen, bzw. zu begrenzten Wahrnehmungen der Möglichkeiten führen (Toth, Waerz 1983, S. 51; Beinke 1999). Die bisherige Darstellung des Berufsfindungsprozesses lässt diesen jedoch allzu einseitig als einen Statuszuweisungsprozess erscheinen, als einen gesellschaftlich gesteuerten Prozess, in welchem die Individuen den einzelnen Berufen zugewiesen werden. Was bisher nicht angemessen zum Ausdruck kam, ist die Perspektive der einzelnen Jugendlichen, die mit der Aufgabe konfrontiert sind, sich aufgrund ihrer Eignungen und Neigungen für ein Berufsfeld oder einen bestimmten Beruf zu entscheiden. Historisch gesehen steht die Tatsache, dass der Übergang von der obligatorischen Schule in das Berufsbildungssystem zu einer die Jugendzeit prägenden Phase wurde, in Zusammenhang mit dem Grundsatz der Freizügigkeit der beruflichen Tätigkeit, welcher sich mit dem Aufkommen der liberalistischen Wirtschaftsordnung des Frühkapitalismus durchsetzte und damit auch der Idee der freien Wahl eines Berufes zum Durchbruch verhalf. Die Berufswahl wurde damit, vorerst hauptsächlich für die männlichen Jugendlichen, zu einer individuellen Entwicklungsaufgabe (Seifert 1977, S. 6-13), welche mit der Ausdifferenzierung der Berufswelt anspruchsvoller und komplexer wurde. Durch die Entwicklung von wissenschaftlichen Methoden zur Prüfung der individuellen Eignungsvoraussetzungen auf der einen und einer „systematische Zergliederung der beruflichen Tätigkeiten“ zur Ermittlung der Berufsanforderungen auf der andern Seite, machte es sich die Arbeits- und Berufspsychologie in wissenschaftlicher wie auch praxisorientierter Hinsicht zu ihrer Aufgabe, die Jugendlichen in der Berufswahl zu unterstützen (Seifert 1977, S. 7). Als ein Beispiel konnten den BerufsberaterInnen in Form von psychometrischen Tests Instrumente zur Berufseignungsabklärung zur Verfügung gestellt werden (Beinke 1999, S. 73).

Unterrichtsbereich und der Krankenpflege. Diese vollzeitlichen Ausbildungen werden als eigentliche Abkömmlinge der ehemaligen "Höheren Mädchenschulen" hauptsächlich von jungen Frauen besucht (BFS 2001, S. 13). Mit der Einführung der Berufsmaturität ist diese Schulform unter den Druck geraten, ihr Profil neu zu bestimmen, bisher galt sie als vorbereitende Stufe für die Fachhochschulausbildungen. Die Frage stellt sich, ob sie diese Position im Bereich der Gesundheitsberufe behalten will und kann, oder ob sie in eine Berufsfachschule transformiert werden soll (Borkowsky, Gonon 1996; Zimmermann 1998).

Die im Folgenden skizzierten Ansätze psychologischer Berufswahltheorien sollen Aufschluss über ein breites Spektrum an im Berufsfindungsprozess beteiligten Teilprozessen geben. Dabei wurden die einzelnen Theorien durch die AutorInnen selbst oder durch KritikerInnen laufend verändert und weiterentwickelt, wie auch einige Ansätze wieder fallengelassen wurden. Mein Interesse gilt den jeweiligen Kerngedanken einzelner Theorien, mit deren Darstellung ich die Absicht verfolge, möglichst viele Aspekte des Berufsfindungsprozesses, mit denen die Individuen auf der Suche nach einem Beruf konfrontiert sind oder sein könnten, auf einer theoretischen Ebene zu thematisieren.

Abschliessend werde ich zusammenfassend eine Auswahl deutscher Jugendstudien zur Darstellung bringen. Deren Ergebnisse sind insofern für meine Arbeit relevant, als auch dort die Berufsfindungsprozesse mittels Interviews mit den Jugendlichen rekonstruiert wurden und Begriffe resultierten, die für meine Untersuchung von Bedeutung sein könnten.

3.1 Verschiedene Aspekte der individuell zu treffenden Berufswahl

3.1.1 Die Berufswahl als rationale Entscheidung - differentialpsychologischer Ansatz

Die Berufswahl kann als punktuellere Ereignis verstanden werden, als der Moment - in der Regel nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit - in dem eine Person mit der Aufgabe konfrontiert wird, einen für sie geeigneten Beruf zu wählen. Dabei erfolgt gemäss der traditionellen Berufswahltheorie, der sogenannten „trait-and-factor theory“, die Wahl eines Berufes aufgrund rationaler Entscheidungsprozesse. Die individuellen Dispositionen werden den Anforderungen der verfügbaren Berufe so zugeordnet, dass der am besten passende Beruf ermittelt werden kann. Gelingt es der Person, den ihr entsprechenden Beruf zu finden, ist die Voraussetzung zu einer optimalen Berufsleistung wie auch zu einer hohen Berufszufriedenheit geschaffen. Diese Zuordnung von Persönlichkeits- und Berufseigenschaften erfordert ein Wissen über die genauen Anforderungen der einzelnen Berufe, wie auch ein Kenntnis der eigenen Fähigkeiten. Mittels testdiagnostischer Daten können BerufsberaterInnen die Berufswahl unterstützen, indem sie Persönlichkeitsmerkmale erfassen und diese den Anforderungen der Berufe gegenüberstellen, als Grundlage und Hilfe der Entscheidungsfindung (Seifert 1977, S. 176-180; Beinke 1999, S. 72).

Die zu Beginn des 20. Jahrhunderts postulierte Annahme, dass es für jede Person einen ihr entsprechenden Beruf gibt, der von ihr gefunden werden muss, erfuhr seit den 50er Jahren eine Modifikation. In der Folge wurde davon ausgegangen, dass es für eine Person jeweils mehrere mögliche Berufe gibt, welche für sie in Betracht kommen. Ebenso hinterfragt wurde im Weiteren die Annahme, dass eine bestmögliche Übereinstimmung der psychometrischen Daten mit den Berufsanforderungen zwingend zu Berufszufriedenheit führen müsse, oder ob nicht auch ein fremdes Feld an Tätigkeiten gerade eine Herausforderung sein und somit Zufriedenheit stiften könnte (Seifert 1977, S. 177). In eine ähnliche Richtung weist die Kritik an der statischen Zuordnung der geeigneten Berufe zu den entsprechenden Persönlichkeitsmerkmalen, wobei Neigungen und Interessen als berufswahlleitende Faktoren vernachlässigt werden.

Dennoch, dies meine Einschätzung, hat der Kerngedanke, dass die Wahl eines Berufes in einem engen Verhältnis zu individuellen Persönlichkeitsmerkmalen steht oder stehen sollte, seine Bedeutung nicht verloren. Dafür sprechen u.a. auch die Befunde von Baethge (1989), die besagen, dass der Beruf heute zwar längst nicht mehr einer Berufung im religiösen Sinne entspreche, jedoch mehr denn je „subjektbezogenen Ansprüchen“ zu genügen habe.

3.1.2 Die Berufswahl als Zuordnung – eine typologische Theorie

Als eine moderne Variante des Trait-and-Factor-Ansatzes kann die typologische Berufswahltheorie von John Holland in ihrer ersten Fassung von 1959, und der zweiten von 1964 bezeichnet werden. Er weitete den engen Fokus auf die Eigenschaften von Person und Beruf aus und machte eine Typologie von Persönlichkeitsmerkmalen und Umweltmodellen zum Kernstück seiner Theorie. Diese Typologien sollen es ermöglichen, die Persönlichkeitsmuster der Personen zu erfassen und auf der anderen Seite die Berufe zu klassifizieren, um damit den Berufssuchenden in ihrer Entscheidung Orientierungshilfen zu bieten. Gemäss Hollands Theorie gibt es in unserer Kultur sechs, als idealtypische Konstruktionen verstandene Persönlichkeitstypen: den realistischen, forschenden, künstlerischen, sozialen, unternehmerischen oder den konventionellen Typ. Den sozialen Typ zum Beispiel zeichnet das Bild von Personen aus, die gerne soziale Aufgaben übernehmen, denen zwischenmenschliche Beziehungen wichtig sind, die über gute verbale und soziale Fähigkeiten verfügen und Probleme eher emotional als intellektuell angehen. Jeder Typus lässt sich durch bestimmte Fähigkeiten, Bewältigungsmechanismen und Selbstkonzepte charakterisieren, welche insgesamt eine Orientierungsrichtung angeben. Diese personalen Orientierungen können je einem entsprechenden Umweltmodell zugeordnet werden, welche Holland in den Lebensbereichen des familialen Lebenskreises, des Freizeitbereichs sowie des beruflichen Bereichs ausfindig machte. Dabei gilt es nach dem Prinzip der höchstmöglichen Passung (engl. „matching“) die beste Zuordnung zu finden. Holland geht somit ebenfalls von der Annahme aus, dass je höher die Kongruenz des Persönlichkeitsmusters mit dem gewählten Beruf ist, desto wahrscheinlicher sich beruflicher Erfolg, berufliche Zufriedenheit und berufliche wie auch persönliche Stabilität einstellen werden. Entscheidend, ob der einem Persönlichkeitstyp entsprechende Beruf gefunden wird, sind die Selbsterkenntnis und die Berufskennntnis (vgl. Holland zitiert nach Busshoff 1984, S.26-31). Äussere Faktoren, wie z.B. der Einfluss der Arbeitsmarktsituation werden von Holland zwar erwähnt, jedoch konzentriert er sich auf den individuellen Zuordnungsprozess und die Entwicklung von Instrumenten, welche diese Zuordnung unterstützen. Dabei scheint der wissenschaftliche Nachweis zu fehlen, ob ein Individuum eindeutig der ihm entsprechenden Umwelt zustrebt, noch konnte die auf dem Grundsatz der Passung abgeleitete Prognostizierbarkeit von beruflichem Erfolg oder Misserfolg belegt werden. Als weiterer Kritikpunkt kann angeführt werden, dass der dynamische Aspekt der Berufsfindung nicht ausreichend berücksichtigt wird, indem unklar bleibt, wie Persönlichkeitstypen zustande kommen, oder wie der Zuordnungsprozess im Moment der Berufswahl genau abläuft (Seifert 1977, S. 208-215; Busshoff 1984 S. 26-30; Beinke 1999, S. 74-75).

3.1.3 Die Berufswahl als Prozess – entwicklungspsychologische Theorien

Im Gegensatz zu der in den Zuordnungsmodellen dargestellten Berufswahl als ein einmaliges, punktuelles Lebensereignis, thematisieren entwicklungspsychologische Konzepte diese als einen Prozess, der sich nach Lebensstufen gliedert. Entwicklungsspezifische Aufgaben in den verschiedenen Lebensalter führen aus der Interaktion des Individuums mit der Umwelt zur Entwicklung von Fähigkeiten, Interessen und Wertvorstellungen. Diejenigen Prozesse, welche die berufliche Laufbahn betreffen, setzen je nach entwicklungspsychologischem Ansatz in der vorpubertären Phase an und finden mit dem Eintritt in den Beruf einen Abschluss, oder sie

setzten bereits in der Kindheit in Form von Rollenspielen und der Formulierung von Traumberufen an und werden als ein lebenslanger Prozess begriffen.

Der Ansatz, die Berufswahl als Endpunkt eines in der Vorpubertät beginnenden Prozesses zu betrachten, wurde erstmals in den 50er Jahren von Eli Ginzberg (1951) formuliert. Aufgrund zeitlicher, materieller und psychischer Kosten nahm er den Berufswahlprozess als irreversibel an, in dem Sinne, dass eine berufliche Neuorientierung an soziale und psychische Grenzen stossen würde. Bei der Berufswahl handelt es sich nach Ginzberg in jedem Fall um einen Kompromiss zwischen inneren und äusseren Faktoren: zwischen Interessen, Fähigkeiten und Werthaltungen der Individuen und den durch die Arbeitsmarktlage, die Einkommensstruktur und das Sozialprestige der Berufe bedingten äusseren Möglichkeiten. Gemäss seinen Untersuchungen beginnt der Prozess im Alter zwischen 7 und 11 Jahren mit der Periode der Phantasiewahl, in welcher die Berufsvorstellungen einen mangelnden Realitätsbezug aufweisen, wie auch die Berufswahl nicht an den persönlichen Voraussetzungen ausgerichtet wird. Die Phase der Probewahl fällt in die Zeit, in welcher vom Bildungssystem erste Laufbahnentscheidungen gefordert sind und zugleich Ablösungsprozesse vom Elternhaus wie auch körperlich geschlechtliche Reifungsprozesse beginnen. In der Auseinandersetzung mit der Berufswahl konzentrieren sich die Jugendlichen mehrheitlich auf persönliche Faktoren, indem sie versuchen, ihre Interessen, Fähigkeiten und Werthaltungen zu ermitteln. In der Phase der realistischen Wahl, im Alter von ca. 17 Jahren wird zunehmend ein Realitätsbezug hergestellt (Busshoff 1984, S. 12-15; Seifert 1977, S. 180-183). Im Modell von Ginzberg entspricht die Berufswahl somit einem Prozess der fortlaufenden Anpassung der Berufsvorstellungen an die realen Begebenheiten, der mit der Aufnahme der beruflichen Tätigkeit als abgeschlossen angenommen wird.

Donald E. Super übernahm die Auffassung der Berufswahl als Entwicklungsprozess, weitete dessen Spannweite jedoch aus, indem er in seinem ersten Entwurf einer Berufswahl-Theorie von 1959 den Prozess als lebenslänglichen beruflichen Entwicklungsprozess definierte. Er skizzierte fünf verschiedene Lebensstadien, worin er die Entwicklung des Berufskonzeptes in wechselseitige Beziehung zur Entwicklung des Selbstkonzeptes, des Bildes, das sich jemand von sich selbst macht, stellte. Am Ausgangspunkt des Entwicklungsprozesses steht für ihn das Stadium des Wachstums im Kleinkindesalter, welches bis ca. zum 14. Lebensjahr dauert. In diesem Stadium entwickelt sich das Selbstkonzept durch Identifikation mit Bezugspersonen, gleichzeitig werden Phantasie, Interessen und Fähigkeiten erprobt und gefestigt. Im folgenden Stadium der Erkundung im Alter zwischen 15 und 25 Jahren findet eine Selbstprüfung statt, die berufliche Informiertheit nimmt zu, die beruflichen Präferenzen festigen sich und die für die Berufswahl relevanten Persönlichkeitsmerkmale kristallisieren sich heraus. In den beiden folgenden Stadien wird die Berufswahl gefestigt und versucht, das berufliche Streben auf ein geeignetes Tätigkeitsfeld auszurichten. Nach einem Stadium der Sicherung des beruflichen Status erfolgt im letzten Stadium der Rückzug (Busshoff 1984, S. 17).

Innerhalb dieses sehr allgemeinen Rahmens verläuft die berufliche Entwicklung der einzelnen Individuen nicht gleich, sondern es besteht eine Vielfalt unterschiedlicher beruflicher Laufbahnen. Um diese systematisch erfassen zu können, entwarf Super sogenannte Lebenslaufmuster, im Sinne idealtypischer Verläufe⁴², die er nach Geschlecht differenzierte.

Kennzeichnendes Merkmal seiner Konzeption der Berufswahl ist der enge Bezug zur Persönlichkeitsentwicklung, indem die Berufswahl ein wichtiges Element in der Ausformung des Selbst-

⁴² Für Männer fand er vier typische Laufbahnmuster: die stetige, übliche, unstetige und extrem unstetige Laufbahn und sieben Laufbahnmuster für Frauen: das häusliche, übliche, zweigleisige, stetige (entsprechend dem normalarbeitsbiografischen Verlauf), unterbrochene, unstetige und die extrem unstetige Laufbahn. (vgl. Super 1994).

konzeptes ist, welches sich in Auseinandersetzung mit den typischen beruflichen Entwicklungsaufgaben und Verhaltensweisen ausbildet und verändert⁴³ (vgl. Super 1994; Busshoff 1984, S. 15-19).

Seine Theorie veränderte sich ständig weiter, indem er im Sinne einer „segmentalen Theorie“ (Super 1994, S. 214) unterschiedliche Aspekte anderer theoretischer Ansätze zu integrieren versuchte. Er entwickelte verschiedene psychometrische Instrumente der Berufsberatung, die zum Beispiel zur Ermittlung von Persönlichkeitsprofilen dienen, oder sogenannte Berufsreife-tests, die Einstellungen und Kenntnisse als wichtige Indikatoren der beruflichen Entscheidungsbereitschaft erfassen (Super 1994, S. 230-234). Zentral blieb die Selbstkonzepttheorie, indem die Berufswahl als Versuch gesehen wird, Aspekte des Selbstkonzeptes zu verwirklichen.

Gegenüber den ersten beiden Ansätzen unterscheidet sich der entwicklungspsychologische in der Ausdehnung des Fokus auf vorherige Lebensphasen, der engen Bezogenheit des Berufes nicht nur zu Persönlichkeitsmerkmalen, sondern auch zum Selbstkonzept, welches sich in wechselseitiger Abhängigkeit zum Berufskonzept entwickelt. Dass die Berufswahlprozesse nicht unabhängig von gesellschaftlichen Strukturbedingungen betrachtet werden können, darauf weist Ginzberg in seiner Theorie deutlich hin, wie auch Super den Einfluss des sozioökonomischen Status auf das Laufbahnmuster erwähnt und in späteren Entwürfen seiner Theorie auf die Bedeutung von sozialen Lernprozessen hinweist.

3.1.4 Die Berufswahl als Resultat und Gegenstand sozialer Lernprozesse

Soziale Lerntheorien betrachten die Berufswahl als Teil der beruflichen Laufbahn, als einen spezifischen Abschnitt einer Kette von Lernerfahrungen. Darauf wies bereits Donald E. Super hin, systematisch zur Erklärung herangezogen wurden lerntheoretische Erkenntnisse Ende der 70er Jahre jedoch vor allem von Lynda K. Mitchell und John D. Krumboltz (ebd. 1994). Gemäss deren Ansatz ist die Berufswahl zugleich Ergebnis sozialer Lernprozesse, wie berufswahlrelevante Handlungen auch selber zu weiteren Lernprozessen herausfordern, indem neue Tatsachen mit Konsequenzen für künftige Handlungen und somit für die berufliche Laufbahn geschaffen werden. In der Auseinandersetzung mit möglichen Berufen sind spezifische Problemlösungsmethoden gefordert, sogenannte Laufbahnentscheidungsfertigkeiten, wie das Abklären von Werten, Setzen von Zielen, Prognostizieren künftiger Ereignisse, Entwickeln von Alternativen und das Planen allgemein, um sich für einen bestimmten Beruf entscheiden zu können. Diese Problemlösungsmethoden bauen auf zahlreiche bisherige Lernerfahrungen, welche generalisiert und in einem Transfer auf die Berufswahlsituation angewandt werden müssen.

Nicht nur die Problemlösungsfähigkeiten, sondern das Selbstkonzept als solches wird als Ergebnis sozialer Lernprozesse begriffen. Dieses entsteht aus der Interaktion des Individuums mit seiner Umwelt und beeinflusst massgeblich die Fokussierung auf ein spezifisches Spektrum von Berufen. Die berufsspezifische Interessensbildung wird nicht nur im Moment des Berufswahlentscheidendes, sondern bereits in der frühen Kindheit vermittelt und gebildet. Dabei kommt den Erwachsenen als Rollenmodell eine wichtige Funktion zu, indem durch die

⁴³ Super steht mit seiner Auffassung des Berufswahlprozesses als Entwicklungsaufgabe in einer gewissen Nähe zur von Erikson beschriebenen Phase der „Identitätsarbeit“, bei der Explorationen und das Eingehen von Verpflichtungen als Anfang der Entwicklung einer beruflichen Identität stehen. Die Laufbahnentwicklung ist gemäss Super das Ergebnis einer kontinuierlich differenzierenden und reintegrierenden Ich-Identität, im Sinne eines sich selbstorganisierenden Systems (Vgl. Miller-Tiedemann, Tiedemann 1994).

Identifikation mit ihnen das Interesse am Berufsleben geweckt wird und die beruflichen Informationen personalisiert werden. Diese assoziativen Lernprozesse sind in der Ausbildung allgemeiner und berufsspezifischer Interessen von zentraler Bedeutung. Ebenso können vorberufliche Erfahrungen wie z.B. Freizeitaktivitäten die Berufspräferenzen prägen. Jemand, der viele Gelegenheiten hatte, sich handwerklich zu betätigen, wählt mit grosser Wahrscheinlichkeit auch einen handwerklichen Beruf. Die Berufswahl ist gemäss dieser Theorie eine problemlose, wenn jemand in seiner Lerngeschichte Interessenschwerpunkte herausbilden konnte, welche zu einem Teil des Selbstkonzeptes wurden und einen Bezug zu einem beruflichen Feld haben (Busshoff 1984, S. 24-26; Mitchell, Krumboltz 1994).

Gemäss dem lerntheoretischen Ansatz stellt der Moment der Berufswahl einen Schritt in eine neue Welt dar, welcher insofern eine kritische Situation sein kann, als die Jugendlichen nicht ohne weiteres auf ihre bisherigen Lernerfahrungen zurückgreifen können und angesichts der neuen Anforderungen ein Festhalten an gelernten Dispositionen nicht mehr in jedem Fall ausreichend ist. Vielmehr kann es bei der Berufswahl notwendig sein, das Selbstbild umzustrukturieren, nach berufsrelevanten Stärken zu suchen, wie auch Berufsinformationen gezielt einzuholen, welche gewichtet und verknüpft werden müssen. Der als eine Kette von Lernerfahrungen verstandene Berufswahlprozess kann auf verschiedenen Ebenen unterstützt werden. Sei es durch Informationen über Berufe, durch Berufsleute als Vorbilder und Rollenmodelle, durch Freizeitaktivitäten oder das Fördern kognitiver Problemlösefähigkeiten. Ein anderer Ansatzpunkt liegt in der Erforschung und Unterstützung der Laufbahnentwicklung in der Kindheit, indem Berufsentwicklungstheorien auch für das Grundschulalter entworfen werden.

3.1.5 Die Berufswahl als Entscheidungsprozess – entscheidungstheoretische Modelle

Auch wenn die Berufswahl nicht als ein punktuelles Ereignis, sondern als ein Prozess, oder als Teil einer Kette von Lernerfahrungen verstanden wird, nimmt dieser immer wieder die Form einer Entscheidungssituation an. Sei es auf der Ebene der Informationsbeschaffung, wo entschieden werden muss, über welche Berufe man sich informieren will und über welche nicht, oder im Moment, wo es konkret um Zusagen oder Absagen von Lehrstellenangeboten geht.

Psychologische Theorien, die sich mit dem Entscheidungsprozess auseinandersetzen, fokussieren die Berufswählenden, deren spezifische berufliche Interessen oder Werthaltungen, Neigungen und Fähigkeiten. Charakterisieren lassen sich die einzelnen Individuen im Weiteren durch deren unterschiedlich wertenden und kognitiven Entscheidungsprämissen. Um zu einer Entscheidung zu kommen, so der Ansatz geschlossener entscheidungstheoretischer Modelle, bedienen sie sich einer oder mehrerer Entscheidungsregeln, nach denen entscheidbar ist, welcher der ihnen offenstehenden Berufswahlmöglichkeiten sie idealerweise wählen. Der realen Berufswahlsituation entsprechen viel eher offenere Modelle, in denen nicht von völlig strukturierten Situationen und einer nicht rein rationalen Handlungsweise der AkteurInnen ausgegangen wird. Dem oder der Berufswählenden sind nicht alle offenstehenden Handlungsmöglichkeiten bekannt, ebenso wenig die Konsequenzen einer Entscheidung, noch verfügen sie im Vornherein über eine subjektiv gewichtete Rangfolge von Zielen oder über geeignete Entscheidungsregeln. Damit wird die zu treffende Berufswahl zu einer wahren Problemsituation, das Entscheidungsverhalten zu einem Problemlösungsverhalten. Der durch diese Elemente gekennzeichnete Entscheidungsprozess, der, ausgehend von einer Problemwahrnehmung, über die Informationssuche und -verarbeitung zu einer Entscheidung und deren

Realisierung führt, wird nicht als linearer Vorgang verstanden, sondern beinhaltet Wiederholungen, Korrekturen und Überlagerungen einzelner Phasen.

Die verschiedenen Entscheidungstheorien unterscheiden sich auch darin, dass sie je andere Kriterien der Entscheidungsfindung bedeutsam werden lassen. So können Stressgefühle, die durch den zu vollziehenden Übertritt ins Berufsbildungssystem entstehen, die Subjekte zu einer Entscheidung herausfordern und diese zwingen, eine Informationssuche über sich selbst und über mögliche Berufe zu starten. Hinter diesem Modell steht die Annahme, dass jede persönlich wichtige Entscheidung von widerstreitenden Kräften und somit von Konflikten begleitet wird und der Abbau von Stressgefühlen⁴⁴ handlungsleitend ist (vgl. Brown 1994, S. 433-436).

Demgegenüber geht Viktor H. Vroom (1964) davon aus, dass es Wunschvorstellungen, oder allgemein affektive Orientierungen sind, die den Prozess auslösen und die Entscheidung beeinflussen. Mit einer Rolle spielt die Erwartung, bis zu welchem Grad ein Berufswunsch auch realisierbar ist, wie auch die unterschiedliche Bereitschaft, Anstrengungen auf sich zu nehmen, den Berufswahlprozess beeinflussen (vgl. Brown 1994, S. 433-436).

Den verschiedenen Entscheidungstheorien, von denen hier nur eine Auswahl aufgeführt wurde, ist gemeinsam, dass sie die EntscheidungsträgerInnen fokussieren und sich mit der Frage auseinandersetzen, wie eine Person zu einer Entscheidung findet. Dabei gehen die meisten entscheidungstheoretischen Modelle von der Annahme einer rational begründbaren Entscheidung aus, in welcher gemäss den jeweiligen Regeln ein Beruf gewählt wird. Diese Annahme ist meines Erachtens im Hinblick auf die mit jeder Entscheidung verbundenen Ungewissheit, wie auch der Wirkung sozialstruktureller Rahmenbedingungen (vgl. Kapitel 2) zu relativieren. In diesem Sinne differenziert Elmar Lange (1978) drei sich durch den Grad der Rationalität unterscheidende Entscheidungssituationen: Am einen Ende der Skala steht die „rationale Entscheidungssituation“, in welcher differenzierte Entscheidungskriterien zur Anwendung kommen. Bei der Situation des „Durchwurstelns“ bestehen weder klare Kenntnisse über die möglichen Berufe, noch sind die Kriterien, aufgrund derer entschieden wird, ausreichend differenziert. Bei der Situation der „Zufallswahl“ werden kaum Alternativen wahrgenommen. Die Entscheidungskriterien sind nicht vorhanden und die Entscheidung richtet sich nach dem, was sich gerade anbietet. Im Weiteren ist nach seiner Konzeption die Entscheidungssituation durch die Gesamtheit individueller Entscheidungsvoraussetzungen gekennzeichnet, welche sich aus den Entscheidungskriterien, den wahrgenommenen Berufsalternativen und den Entscheidungsregeln konstituiert. Letztere sind in ihrer Ausprägung wie auch im aktuellen Moment der Berufswahl abhängig von sozialisatorischen Bedingungen (vgl. Lange 1978).

Die verschiedenen Modelle bieten durch die Ergründung der psychologischen Prozesse den Entscheidungssuchenden Hilfestellungen an, sei dies durch Methoden, wie Informationen geordnet und bewertet werden können, oder allgemein durch das Aufzeigen von Wegen, wie man sich zu einer bestimmten Handlungsweise, unter Umständen unter Erwägung von Alternativen, entschliessen kann. Ein Beispiel eines von BerufsberaterInnen zur Unterstützung der Entscheidungsfindung häufig eingesetzten Instrumentes ist das sogenannte Bilanzverfahren, in welchem negative und positive Punkte aufgelistet und einander gegenübergestellt werden (Brown 1994).

⁴⁴ Ein Ansatz der Ende 70er Jahre von Irving L. Janis und Leon Mann (1977) vertreten wurde.

3.1.6 Die Berufswahl unter dem Aspekt psychodynamischer Prozesse

Im Gegensatz zu den bisherigen Theorien, die hauptsächlich kognitive Prozesse thematisieren, versucht der folgende auch die affektive Seite des Berufsfindungsprozesses zu berücksichtigen. Der psychodynamische Ansatz geht davon aus, dass die Berufsfindung hauptsächlich von motivationalen Faktoren wie Trieben, Bedürfnissen, Interessen, Motiven und Wertvorstellungen gesteuert ist. Dabei erfolgt die Ausprägung der motivationalen Grundstruktur in der Kindheit und bleibt je nach Ansatz über das gesamte Leben hinweg konstant, bzw. verändert sich nur geringfügig.

Die Berufswahl wird als Beispiel in der Laufbahnthorie von Edward S. Bordin aus den 70er Jahren massgeblich von der Psychodynamik des Menschen beeinflusst, durch seinen Drang nach Spontaneität und sein Glücksstreben. Das Individuum versucht einen Beruf zu finden, der möglichst einen persönlichen Sinn und einen kreativen Selbstaussdruck ermöglicht. Diese Motivation wird nicht als alleiniger Erklärungsfaktor für die Berufswahl verstanden, sondern als ein Bestandteil, der nebst ökonomischen, kulturellen, geografischen und zufälligen Faktoren die berufliche Entwicklung erklärt (Busshoff 1998, S. 52-55).

In der Bedürfnistheorie von Anne Roe aus dem Jahr 1957 werden zusätzlich frühkindliche Prägungen für die Ausbildung beruflicher Orientierungen verantwortlich gemacht, da diese die Einstellungen, Fähigkeiten und Interessen massgeblich beeinflussen. Mit dem hohen Stellenwert der Entwicklungen im frühen Kindesalter erfahren indirekt die Eltern, bzw. deren Erziehungsstile eine gewichtige Bedeutung. So führen nach Roe Überbehütung, Überforderung und liebevolle Annahme beim Kind zu einer Person-Orientierung, gelegentliche Annahme, Zurückweisung und Vernachlässigung zu einer Sach-Orientierung und beeinflussen die spätere Berufsorientierungen. D.h. zur Erklärung der Wahl eines Berufes werden die erlebten Beziehungen und Frustrationserlebnisse herangezogen. Dieser Zusammenhang der familiären Atmosphäre und der elterlichen Erziehungsstile konnte in empirischen Untersuchungen jedoch nicht nachgewiesen werden. Ohne den Zusammenhang frühkindlicher Erfahrungen mit der Berufswahl als einflusslos einzustufen, bietet dieser Ansatz aus der Sicht von BerufsberaterInnen, die mit Jugendlichen arbeiten, wenig Anhaltspunkte zu konkreten Hilfestellungen (vgl. Busshoff 1984 S. 20-22; Seifert 1977, S. 199-202).

3.1.7 Berufswahl als Kompromissbildungsprozess – Sozialisationstheoretisches Modell

Linda S. Gottfredson (1996) versucht im entwicklungstheoretischen Ansatz das Passungsverhältnis von Beruf und Person ins Zentrum zu stellen. Zusätzlich berücksichtigt sie durch die Darstellung des Sozialisationsprozesses, welcher zur eigentlichen Berufswahl hinführt, auch die gesellschaftliche, bzw. situative Dimension.

Die individuelle Berufswahl steht für Gottfredson zwar ebenfalls in engem Zusammenhang zum Selbstkonzept, sie definiert dieses aber nicht nur als Ausdruck der persönlichen, sondern auch der sozialen und einer spezifischen Geschlechts-Identität. Die Bedeutung der Berufswahl liegt in erster Linie in der sich vollziehenden Platzierung in einer bestehenden sozialen Ordnung, was heisst, dass soziale Aspekte des Selbst von grösserer Bedeutung sind als die privaten, persönlichen Elemente. Die Berufswahl stark beeinflussende Faktoren sind die Berufsvorstellungen, welche mit dem Aspekt der Geschlechtstypik und des sozialen Ansehens, wie auch mit bestimmten persönlichen Merkmalen in Übereinstimmung gebracht werden

müssen. Die individuelle Berufswahl steht bei ihr somit in einem engen Verhältnis zu gesellschaftlichen Strukturbedingungen.

In ihrer Theorie fokussiert Gottfredson insbesondere die Entstehung und Entwicklung der Wahrnehmungen des Selbst, wie auch der Wahrnehmung der Berufswelt und der darin möglichen Berufsoptionen. Die letztlich getroffene Wahl eines Berufes entspricht einem Produkt von Anpassungs- und Kompromissprozessen und verweist auf die gesellschaftliche Bestimmtheit der Laufbahnbedingungen. Die Berufsfindung ist ein langer Prozess der Fokussierung und der Eliminierung, indem das Spektrum der möglichen Optionen fortlaufend eingeengt wird. Dabei werden die Individuen aufgrund gesellschaftlicher Rahmenbedingungen zu Kompromissen gezwungen, indem sie ihre Berufswünsche den realen Möglichkeiten anpassen müssen. Der Kompromissbildung im Moment der Berufswahl geht jedoch ein längerer Prozess der Eingrenzung eines Feldes akzeptabler Berufe voraus. Die Wahrnehmungen möglicher Berufe beginnen bereits im Vorschulalter und erfahren dort erste Eingrenzungen, indem beispielsweise für einen Jungen sogenannte Frauenberufe nicht mehr in Betracht gezogen werden. Das Feld möglicher Berufe, welches in Form einer „cognitive map“ verinnerlicht ist, wird durch drei Grenzen definiert: die Geschlechtstypik-Grenze, die Prestige-Grenze, sowie die Anstrengungs-Grenze. Das abgesteckte Feld möglicher Berufe, welches mit zunehmender Erfahrung eine Eingrenzung erfährt, dient in der Phase der zu vollziehenden Berufswahl als Bezugsrahmen für den Entscheidungsprozess, in welchen die Realisierungserwartungen miteinbezogen werden. Berufliche Vorstellungen, die dem Selbstkonzept entsprechen, müssen mit den realisierbaren Optionen in Übereinstimmung gebracht werden. Die Berufswünsche werden nach bestimmten Regeln, entsprechend der Rangfolge der Selbstkonzeptelemente der Interessen, des Prestiges und der geschlechtstypischen Orientierung so lange verändert, bis sie realisierbare Präferenzen hervorbringen, aus denen sich letztlich durch eine Entscheidung die Berufsabsicht ergibt. Der Versuch, diese zu realisieren entspricht einer Annäherung an die erwünschte Person-Umwelt-Balance, indem die Anstrengungsbereitschaft und Anpassung beruflicher Wunschziele an die Realität erfolgt und sich die Erwartungshaltung an die realisierbaren beruflichen Ziele angleicht. Damit erfolgt zugleich auch eine Reproduktion der sozialen Ordnung, welche aufgrund eines langen Prozesses im Selbstkonzept verinnerlicht ist.

Aus ihrer Theorie leitet Gottfredson als praxisrelevante Forderung Grundsätze für die individuelle Berufsberatung ab. Zu stark eingeschränkte Felder möglicher Berufe sollen wieder geöffnet werden, indem Alternativen aufgezeigt werden. Den Jugendlichen soll zu einer möglichst realistischen Sicht dessen was möglich, aber auch dessen was notwendig ist, um einen bestimmten Beruf lernen und ausüben zu können, verholfen werden. Neben der Berufsberatung im Moment der Berufswahl fordert Gottfredson eine bereits in der Grundschule einsetzende Berufserziehung, sogenannter „career education programms“, deren oberstes Ziel es ist, die Eingrenzungsprozesse in der Selbstwahrnehmung, wie auch in der Wahrnehmung möglicher Berufe nicht zu verstärken, sondern das Spektrum offen zu halten und allenfalls ein Bewusstsein für Eingrenzungsmechanismen zu fördern. Auf der anderen Seite sollen Prozesse der Interessensbildung und der Ausbildung von Fähigkeiten unterstützt werden.

3.2 Zusammenfassende Bemerkungen zu den Berufswahltheorien

Die hier skizzierten Theorien beleuchten den Berufsfindungsprozess aus verschiedenen Perspektiven und zeigen auf, welche Prozesse im Berufsfindungsprozess involviert sind oder sein

können. So wie der Moment fokussiert werden kann, in dem eine Entscheidung gefällt werden muss, sei es zwischen möglichen Berufsfeldern oder zwei Lehrstellenangeboten, so kann der Berufsfindungsprozess in seiner Gesamtheit als Sozialisationsprozess oder als eine in der Auseinandersetzung mit der Berufswelt erfolgende Erweiterung des Selbstkonzeptes verstanden werden. Dabei widersprechen sich die einzelnen Berufswahltheorien teilweise auch, indem zum Beispiel Gottfredson die Bedeutung sozialer Faktoren eines Berufes, beispielsweise dessen Status als wichtiger erachtet als persönliche Faktoren, die wiederum Ginzberg als entscheidend hervorhebt. Andere Berufswahltheorien ergänzen sich eher, wie zum Beispiel die lerntheoretische Sicht auf den Berufsfindungsprozess gut in ein entwicklungstheoretisches Konzept integriert werden kann. Aufgrund der Vielschichtigkeit der einzelnen Berufswahltheorien und letztlich der Berufswahlsituation an sich habe ich die einzelnen Aspekte und Teilprozesse zu systematisieren versucht, indem ich sie drei Ebenen zuordne: der individuellen Disposition, den sozialen Ressourcen und den situativen Bedingungen (vgl. Pollmann 1994, S. 156). Auf der ersten Ebene werden Aspekte erfasst, die mit der individuellen Disposition in einem Zusammenhang stehen. Seien dies für die Berufswahl relevante Eigenschaften der Jugendlichen, ihre spezifischen Eignungen und Neigungen, berufswahlleitende Interessen sowie vorberufliche Erfahrungen. Auf einer zweiten Ebene, derjenigen der sozialen Ressourcen, werden Faktoren des sozialen Umfeldes erfasst, wie die Unterstützung durch die Eltern, Geschwister, Verwandte, FreundInnen, MitschülerInnen, sowie der Einfluss der LehrerInnen, der BerufsberaterInnen und der Medien. Auf der dritten Ebene der situativen Bedingungen geht es um die den individuellen Prozess beeinflussenden Rahmenbedingungen wie Berufsbilder, die Arbeitsmarktlage, technische Entwicklungen, sowie allgemein die konjunkturelle Lage, Aspekte, die ich im Kapitel zwei näher umschrieben habe und die bei den hier beschriebenen Berufswahltheorien, mit Ausnahme der Theorie von Gottfredson, insgesamt eine untergeordnete Rolle spielen. Die Erkenntnisse der unterschiedlichen Berufswahltheorien dienen mir sowohl zur Entwicklung und theoretischen Fundierung des Frageleitfadens, wie sie auch in der Schlussdiskussion wieder aufgegriffen werden sollen. Dabei wird von Interesse sein, welche Aspekte in den individuellen Berufsfindungsprozessen von Bedeutung waren, wie diese Aspekte der unterschiedlichen Ebenen zusammenspielen und welche Rolle sie bei der Konkretisierung und Festigung der Berufsorientierung, bei der Lehrstellensuche bis zum Eintritt in die Berufsausbildung spielen.

3.3 Ergebnisse deutscher Jugendstudien zum Berufsfindungsprozess

Anlass der im Folgenden kurz zusammengefassten Jugendstudien gaben die steigende Jugendarbeitslosigkeitsrate, Jugendunruhen und eine deutliche Abkehr von bestehenden politischen Parteien in den 80er Jahren, was insgesamt als Indikatoren einer abnehmenden Integrationsbereitschaft der Jugend in die bestehende Gesellschaft interpretiert wurde⁴⁵.

Im Weiteren glaubten verschiedene AutorInnen (vgl. Noelle-Neumann zitiert nach Buchmann 1998; Hantsche 1990; Baethge 1994) von Seiten der Jugendlichen eine Verweigerung des Leistungsprinzips und eine sinkende Arbeitsmoral feststellen zu können, als Hinweis eines Bedeutungswandels der Arbeit und letztlich als Gefährdung des gesellschaftlichen

⁴⁵ In der Schweiz wurde der Übergang ins Berufsbildungssystem erst mit dem Anstieg der Jugendarbeitslosigkeit in der Rezessionsphase von 1991 bis 1997 zu einem Thema. Bis Ende der 80er Jahre stellte sich vielmehr das Problem, für den expandierenden Arbeitsmarkt überhaupt genügend qualifizierte Arbeitskräfte ausbilden zu können (Galley, Meyer 1998, S. 3), so dass der Übergang aus der Sicht der Jugendlichen nicht als problematisch angesehen wurde. Erst heute werden vermehrt Übergangsstudien gemacht.

Fortbestandes. Zur Überprüfung der These eines neuen „kulturellen Modells“, wie auch zur Erörterung von Problemen im Berufsfindungsprozess, wurden zahlreiche grossangelegte Jugendstudien, wie die Hamburger, die Bremer oder die Münchner Jugendstudie durchgeführt (vgl. Friebel 1983). Diese enthalten Fragestellungen, die von der Untersuchung der Reproduktion sozialer Ungleichheiten, die Frage nach dem Stellenwert der Arbeit im Lebensentwurf von Jugendlichen über die Erörterung von Problematiken im Berufsfindungsprozess reichen, welchen mittels Rekonstruktionen von Jugendbiografien nachgegangen wurde.

Als ein gemeinsamer Befund stellte sich entgegen den Befürchtungen heraus, dass die berufliche Entwicklung nach wie vor eine gewichtige und spezifische Phase in der Formung der Identität darstellt. Eine allgemeine innere Abwendung von der Arbeit konnte nicht nachgewiesen werden, sondern auch bei Jugendlichen ist der subjektbezogene Anspruch an Sinnhaftigkeit im Bereich der Arbeit gestiegen (Hantsche 1990, S. 60-62). Sie sehen sich mit der Aufgabe konfrontiert, zwischen den Anforderungen des Berufs und ihren persönlichen Ansprüchen ein ausbalanciertes Verhältnis herstellen zu müssen. Die weiblichen Jugendlichen sind zusätzlich mit der Anforderung der Organisation eines doppelten Lebensentwurfes konfrontiert, während junge Männer, auch wenn sie die Absicht einer Familiengründung äussern, sich hauptsächlich auf die berufliche Karriere konzentrieren. Einerseits konnte eine Veränderung in der weiblichen Lebensplanung festgestellt werden, indem die berufliche Karriere zu einem festen Bestandteil wurde. Andererseits sind die Lebensentwürfe nach wie vor geschlechtsspezifisch unterschiedlich und es findet immer noch eine Reproduktion der geschlechtsspezifischen Segregation der Berufsfelder statt. Im Weiteren liessen sich schichtspezifische Barrieren in den unterschiedlichen Möglichkeitsräumen, die in Abhängigkeit zur sozialen Herkunft stehen, nachweisen (vgl. Heinz 1983, S. 147; Heinz et al. 1987, S. 88-89; Dietz et al. 1997, S.28; Toth, Waertz 1983, S. 58-59).

Vor dem Hintergrund der schlechten Wirtschaftslage wurde deutlich, dass die Diskrepanzen zwischen den realen Anforderungen und Bedingungen des Berufs und den individuellen Anforderungen und Vorstellungen einschneidende Kompromissbildungen erforderlich machen (Heinz 1983; Gottfredson 1996). In der Bremer Jugendstudie von 1983 konnte am Beispiel der Berufsfindungsprozesse von HauptschülerInnen eine Verschränkung von Selektions- und Selbstbeschränkungsmechanismen festgestellt werden. Durch eine „subjektive Relativierung des beruflichen Erwartungshorizontes“ (Heinz 1983, S. 158) beschränkten sich Jugendlichen in ihren Berufswünschen auf diejenigen Berufe, die sich auch tatsächlich im Rahmen ihrer realen Chancen bewegten. D.h. die eigenen Vorlieben und Interessen wurden mit den antizipierten Anforderungen der in Erwägung gezogenen Berufe in Einklang gebracht. In Anbetracht der schlechten Arbeitsmarktlage zeigte sich ganz allgemein bei allen Jugendlichen eine hohe Bereitschaft zur Flexibilität, sich dem momentanen Angebot am Lehrstellenmarkt anzupassen. Diese Anpassungsbereitschaft war bei denjenigen Jugendlichen deutlich am grössten, die zugleich auch über die geringsten Chancen verfügten. Die Devise der HauptschülerInnen lässt sich denn auch am besten mit dem Ausspruch „Hauptsache eine Lehrstelle“ (vgl. auch Dietz 1997, S. 140) beschreiben.

Als weiterer Befund derselben Studie konnte aus den Darstellungen der Jugendlichen, die auf ihre Berufsfindungsprozesse zurückblickten, eine Personalisierung gesellschaftlicher Strukturzusammenhänge nachgewiesen werden. In den Äusserungen der Jugendlichen wird die Berufsentcheidung in jedem Fall als eine unbeeinflusst und selbständig getroffene dargestellt. Der berufliche Erfolg, wie auch Misserfolg, wird der eigenen Leistung, bzw. der mangelnden Leistungsfähigkeit zugeschrieben (Heinz 1983, S. 151-152; Wahler, Witzel 1996, S. 13). Zur

Aufrechterhaltung der Individualisierung struktureller Effekte bedarf es sogenannter „biografischer Konstruktionen“, auch „biografische Glättungen“ genannt (Heinz 1983, S. 156). „Jugendliche machen Berufsentscheidungen, die ihnen aufgenötigt werden, durch das Suchen in ihrer Vergangenheit zu Erfahrungen, die sie mit biografischen Momenten begründen und dadurch subjektiv mit Sinn ausstatten,“ (Heinz 1983, S. 162). Der Verlauf der Berufsfindung wird als „wunschgemäss“ gedeutet und nicht als Produkt der durch ihre soziale Herkunft vorgezeichneten Konfrontation mit begrenzten Zugangschancen. Bereits in der Entstehung steht der Berufswunsch in Abhängigkeit von realistischen Berufsoptionen und stellt den Beginn des Prozesses der „biografischen Glättungen“ dar. Der Endpunkt dieses Prozesses liegt letztlich darin, dass der gewählte Beruf als passend erlebt und zugleich als individuelle getroffene Wahl gedeutet wird. Sozialstrukturelle Bedingungen werden in der Regel nicht bewusst wahrgenommen, ebenso wenig die Wirkung der geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes, was in dieser Studie nur am Rande thematisiert wurde.

Vergleichbar ist dieses auf den Berufsfindungsprozess bezogene Konzept der „biografischen Glättung“ mit demjenigen des „Cooling-out-Prozesses“, einem interaktionistischen Konzept von Erving Goffman (1962). Die durch einen Misserfolg erlebte Krise, in der das Selbst angegriffen und verunsichert wird, kann durch Strategien des „cooling outs“ erträglich gemacht werden. Dieser Prozess spielt u.a. in Bildungsinstitutionen, die alle SchülerInnen dazu auffordern, sich möglichst hohe Ziele zu setzen, dann jedoch nur die besonders Leistungsfähigen auswählen und fördern und die übrigen auf einem niederen Niveau entlassen. Ein wichtiger Teil der Strategie des „cooling outs“ kann das Finden eines Ersatzstatus sein, der als Kompromiss den verfehlten Status allmählich ersetzbar macht. Ein anderer Weg ist, einen erneuten Versuch zu machen, den angezielten Status doch noch zu erreichen. Misslingen die Abkühlungsversuche ist Resignation eine häufige Reaktion, indem nur noch das nötigste getan wird, oder als weitere Möglichkeit kann Konfliktverhalten in Form von Delinquenz auftreten (Goffmann 1962). Diese Strategie der Umdeutung von Struktureffekten in individuelles Handeln funktioniert bei Jugendlichen auch deshalb gut, weil es sie in ihrer Lebensphase zu Autonomie drängt, weil sie GestalterInnen ihres Lebens sein wollen. Dieses Streben nach Autonomie erhöht die Bereitschaft, die Verantwortung für negative Verläufe zu übernehmen. Soziale Platzierungen werden von den Jugendlichen, auch wenn es sich um Deklassierungen handelt, überwiegend akzeptiert und sie neigen dazu, die beruflichen „Selektionsergebnisse als Chance“ zu interpretieren. Dadurch gelingt es ihnen, auch in einer unzufriedenstellenden Ausbildungssituation ein mögliches Sprungbrett für die Verbesserung ihrer Qualifikation zu sehen (Heinz 1995, S. 132).

Ebenso zur Erklärung, weshalb bezüglich der Berufswahl eine individualisierte Sicht eingenommen wird und strukturelle Bedingungen ausgeblendet werden, liefert die von Beck formulierte These der Individualisierung (Beck 1986). Gemäss seiner These nehmen die Akteure die neuen institutionellen Abhängigkeiten vom Arbeitsmarkt, vom Beruf oder von der Bildung nicht als solche wahr, sondern schreiben die Folgen ihres Handelns einzig ihrer Selbstverantwortung zu. Der Begriff der „Selbstsozialisation“, als ein Ergebnis empirischer Sozialisationsforschung (vgl. Heinz et al. 1987), verweist auf die postulierte zunehmende Tendenz der Subjekte, sich als selbstverantwortliches „Planungsbüro“ ihres Lebenslaufes zu verstehen und Handlungsergebnisse nicht in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Schranken, Selektionsmechanismen und sozial ungleich verteilten Chancen zu interpretieren, sondern dem individuellen Leistungsvermögen zuzuschreiben.

Diese Befunde der Jugendstudien sollen im folgenden empirischen Teil insofern berücksichtigt werden, als bei einseitig die individualistische Sicht betonenden Schilderungen der Jugendlichen

mir bewusst sein wird, dass es sich um deren Darstellungen des Berufsfindungsprozesses handelt. Den Berufsfindungsprozess, wie er „wirklich“ war, zu rekonstruieren, ist aufgrund von Schilderungen der Jugendlichen nicht zu leisten, vielmehr müssten dazu andere AkteurInnen wie zum Beispiel die Eltern, die LehrerInnen und FreundInnen mitbefragt werden. Ich werde mich auch deshalb im Folgenden auf die Rekonstruktion von Begründungs- und Verlaufsmustern sogenannt erfolgreicher Berufsfindungsprozesse konzentrieren.

4 Methode

Bevor die einzelnen Fälle dargestellt werden, wird zur Nachvollziehbarkeit der Rekonstruktionen und der darauffolgenden Typenbildungen ein ausführliches Methodenkapitel vorangestellt. Die transkribierten Interviews sind in einem separaten Dokumentationsband abgelegt. Im Anhang ist sowohl der Interviewleitfaden wie auch der Kodierleitfaden zu finden.

4.1 Methodisches zur Datenerhebung und Datenauswertung

Die vorliegende Untersuchung verfolgt zwei zentrale Zielsetzungen, nach welchen die methodischen Vorgehensweisen der Datenerhebung und -auswertung sich ausrichten: Erstes Ziel ist das Verstehen von Prozessen innerhalb des hier interessierenden Handlungsfeldes, was mittels einer Rekonstruktion von Einzelfällen verwirklicht werden soll. Durch eine Strukturierung und Informationsreduktion werden in den biografischen Portraits soziale Realitäten d.h. die Relevanzsetzungen, Weltdeutungen und Sichtweisen der Akteure und Akteurinnen in Erfahrung gebracht. Zweitens sollen als Resultat eines systematischen Fallvergleichs zentrale Themen der Berufsfindung sowie gemeinsame bzw. unterschiedliche Verlaufs- und Begründungsmuster erarbeitet werden. Aus den gemeinsamen Mustern werden in einem weiteren Schritt Typen gebildet, wobei hier das erarbeitete theoretische Wissen miteinbezogen wird. Die Bildung von Typen ermöglicht die Formulierung von Hypothesen über kausale Beziehungen und Sinnzusammenhänge des hier untersuchten Gegenstandsbereichs des Berufsfindungsprozesses (Kelle, Kluge 1999; Lamnek 1989, S. 104ff).

4.1.1 Die Fallauswahl

Gemäss dem Ziel der Untersuchung, innerhalb sogenannt erfolgreicher Berufsfindungsprozesse möglichst die im Untersuchungsfeld vorhandene Heterogenität in das Blickfeld zu bekommen, bedarf es einer sorgfältigen Auswahl der Fälle. Bei der Bestimmung der Stichprobe für diese Arbeit konnte ich auf die Datenbank des Projektes „Berufswahlprozess bei Jugendlichen“ von Herzog, Neuenschwander, Wannack (2003) zurückgreifen. In dieser grossangelegten Langzeitstudie wurden Jugendliche aller Schultypen⁴⁶ zu drei verschiedenen Erhebungszeitpunkten zum Stand ihres Berufsfindungsprozesses befragt

In meiner Arbeit fokussiere ich lediglich die Gruppe von SchulabgängerInnen der Sekundarstufe I des Schultyps mit erweiterten Ansprüchen (EA) und des Schultyps mit Grundansprüchen (GA), umgangssprachlich als Sekundar- und RealschulabgängerInnen bezeichnet. Mit einbezogen sind Schulen des „Pilotprojektes 9. Schuljahr“ im Kanton Bern⁴⁷, die ebenfalls nach erweiterten und Grundansprüchen differenzieren. Dieser letzte Schultyp unterscheidet sich von den klassischen Schulen der Sekundarstufe I, da im letzten Schuljahr bedeutend mehr Zeit eingeplant ist, um sich aktiv mit der Berufswahl auseinandersetzen zu können. Mit der Einräumung grösserer Freiheiten

⁴⁶ Die Stichprobe des Längsschnittes umfasst insgesamt 1440 SchülerInnen (625 Schüler, 815 Schülerinnen) aus 47 Schulen, 91 Schulklassen der Sekundarstufe I und II aus den Kantonen Basel-Land, Bern, Luzern und Solothurn (Herzog, Neuenschwander, Wannack 23, Forschungsbericht Nr. 24).

⁴⁷ Das Projekt PP9 wurde im August 1999 mit 13 Schulen, die 16 Real- und 9 Sekundarklassen des 9. Schuljahres gestartet. Nach knapp einem Jahr, im Mai 2000, wurde vom Amt für Bildungsforschung eine erste Evaluation durchgeführt. Die Ergebnisse waren positiv und veranlassten die Erziehungsdirektion, eine die ganze Sekundarstufe I betreffende Umgestaltung der letzten Schuljahre auszuarbeiten, mit dem Ziel, den Übergang auf die Sekundarstufe II zu verbessern (Brunner 2002).

in der Gestaltung des Unterrichtes wurden die Pilotschulen verpflichtet, einen engeren Kontakt zu den Berufsschulen aufzubauen und ihren SchülerInnen die Möglichkeit von Praktika und ausgedehnten Schnupperlehren zu bieten.

Die hier interessierende Teilpopulation aus der Studie von Herzog, Neuenschwander und Wannack der Sekundarstufe-I-Schülerinnen und Schüler (Total 532: 236 männliche und 296 weibliche Jugendliche), erfuhr eine weitere Einschränkung auf diejenigen Jugendlichen, die zum ersten Befragungszeitpunkt ihre Einwilligung zu einem allfälligen Interview gegeben hatten. Die Anzahl möglicher InterviewpartnerInnen reduzierte sich damit auf 254 mögliche Fälle. Aus dieser, meiner Arbeit zugrundeliegenden Gesamtpopulation wurden 12 Fälle nach dem Zufallsprinzip ausgewählt, unter gleichmässiger Berücksichtigung der Kriterien des Geschlechts, der nationalen Herkunft, des Schultyps, sowie des Zeitpunktes des Lehrvertragsabschlusses⁴⁸.

Das vierte Kriterium musste im Verlauf der Auswertung als nicht konsistentes Kriterium verworfen werden. Von den Jugendlichen, die zum Beispiel den Lehrvertrag erst kurz vor Abschluss der obligatorischen Schule abschliessen konnten, sind Fälle darunter, die bereits längere Zeit eine sichere mündliche Zusagen von einem Betrieb hatten, wie auch Fälle, die sich bei mehreren Angeboten von Lehrstellen zwischen verschiedenen Optionen entscheiden konnten oder aber sie befanden sich tatsächlich, wie vielleicht angenommen werden kann, in einer prekären Situation.

Die gemäss des Stichprobenplans vorgesehene ausgewogene Merkmalsverteilung konnte insofern nicht erreicht werden, als durch eine Absage eines Jugendlichen nicht schweizerischer Herkunft mit Realschulabschluss die gesamte Stichprobe nur 11 Fälle umfasst, da kein entsprechender Ersatz gefunden werden konnte. Zusätzlich musste bezüglich der Schultypen bei den RealschulabgängerInnen auf einen Jugendlichen (Fall 7) zurückgegriffen werden, der zwar einen Realschulabschluss gemacht hat, jedoch mittels eines 10. Schuljahres an einer Weiterbildungsklasse seine schulische Qualifikation auf das Niveau der erweiterten Ansprüche erhöht hat.

Bei der Beschreibung der elf Fälle bezüglich der Wohnorte ist festzustellen, dass nur gerade zwei Jugendliche aus einer Stadt kommen, zwei aus einem mittelgrossen Dorf und die restlichen aus kleinen Dörfern. Diese liegen jedoch alle in unmittelbarer Nähe zu einer grösseren Stadt, d.h. fallen in das Einzugsgebiet von grösseren bis grossen Städten.

Hinsichtlich der nationalen Herkunft muss präzisiert werden, dass es sich bei den sogenannten „AusländerInnen“ um Jugendliche handelt, die alle im Vorschulalter (zwischen 3 und 6 Jahren) in die Schweiz gekommen sind; mit Ausnahme des Falles 11, der in der Schweiz geboren wurde und nun eine Doppelbürgerschaft besitzt. Die Situation der dieser Stichprobe zugrundeliegenden Gruppe Jugendlicher „ausländischer Herkunft“ ist zu unterscheiden von Jugendlichen, die erst nach der Einschulung im Jugendalter ihr Heimatland verlassen haben, indem sie sprachlich weniger Schwierigkeiten haben dürften als später immigrierte. Zugleich haben alle, mit Ausnahme von Fall 5, die das Pilotprojekt 9, und Fall 7, der nachträglich die Weiterbildungsklasse besucht hat, „nur“ die Realschule absolviert.

Zum Bildungsstand der Eltern lässt sich allgemein feststellen, dass mit Ausnahme des Falles 9, deren Mutter Lehrerin ist und ihr Vater, ursprünglich Elektro-Ingenieur, als Informatiker arbeitet, alle anderen Eltern in einem nicht-akademischen Berufsfeld arbeiten. Bei den nicht-

⁴⁸ Die Stichprobe enthält je vier Fälle die den Lehrvertrag zum Befragungszeitpunkt eins (Nov/Dez 2000), zwei (Mai/Juni 2001) oder drei (Feb 2002), d.h. nach Abschluss des 9. Schuljahres abgeschlossen hatten.

schweizerischen Eltern verfügt ein Vater über einen Universitäts-Abschluss (Fall 8) und bei Fall 11 haben beide Eltern in ihrem Heimatland das Gymnasium besucht. Es üben jedoch alle Eltern ausländischer Herkunft, unabhängig des Bildungsabschlusses eine niedrig- oder nicht-qualifizierte Arbeit aus. Diese soziodemografischen Daten stimmen weitgehend mit Resultaten sozialstatistischer Untersuchungen überein, welche die Reproduktion sozialer Ungleichheiten, abhängig insbesondere vom Bildungsstatus der Eltern, belegen (Bourdieu 1981; Coradi Vellacott, Wolter 2002; Lamprecht, Stamm 1997).

4.1.2 Methode der Datenerhebung: das problemfokussierte Interview

Um dem Anspruch einer möglichst unvoreingenommenen Erfassung individueller Handlungsmuster sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität gerecht zu werden, wurde zur Datenerhebung die von Andreas Witzel (2000) geprägte methodische Vorgehensweise des „problemzentrierten Interviews“ befolgt. Siegfried Lamnek (1989) bezeichnet diese Methode als eine „Kombination von Induktion und Deduktion, mit der Chance auf Modifikation der theoretischen Konzepte des Forschers“ (ebd. S. 74). Diese Interviewtechnik des problemfokussierten Interviews ist durch drei Grundpositionen gekennzeichnet:

Die „**Problemzentrierung**“ kennzeichnet eine gesellschaftlich relevante Problemstellung, die am Anfang der Untersuchung steht und welche es zu ergründen gilt. Mit anderen Worten ist in der Fragestellung die Perspektive enthalten, mit welcher sich die Forscherin oder der Forscher der Realität nähert und die es erlaubt, die relevanten Daten zu erkennen. Bei dieser Untersuchung steht der Übergang von der obligatorischen Schule ins Berufsbildungssystem im Zentrum des Interesses, welcher für das Individuum eine zu bewältigende Entwicklungsaufgabe darstellt, wie die Integration in das Erwerbssystem auch eine gesellschaftliche Relevanz besitzt. Der Interviewer oder die Interviewerin nutzt die vorgängige Kenntnisnahme der objektiven Rahmenbedingungen, hier des Berufsfindungsprozesses von VolksschulabgängerInnen, um die Explikation der Interviewten verstehend nachzuvollziehen und am Problem orientierte Fragen bzw. Nachfragen zu stellen, welche der Rekonstruktion der Sichtweise der Befragten dienen.

Mit dem zweiten Kriterium der „**Gegenstandsorientierung**“ benennt Witzel den Grundsatz, sich entsprechend den unterschiedlichen Anforderungen des Gegenstandes flexibel unterschiedlicher Methoden zu bedienen, diese auch zu kombinieren. Dies kann unterschiedliche Erhebungsmethoden wie auch flexibel einsetzende Gesprächstechniken umfassen. Um den komplexen Prozess der Berufsfindung gemeinsam rekonstruieren zu können, wurde während des Gesprächs in Anlehnung an die Struktur-lege-Technik (Scheele, Groeben 1988) stichwortartig entscheidende Faktoren oder Ereignisse festgehalten. Diese Technik gilt als hilfreich zur Erforschung subjektiver Theorien, mittels derer Menschen ihre Wirklichkeit wahrnehmen und konstruieren. Geplant war ursprünglich, die Interviewten selber wichtige Eckdaten ihres Berufsfindungsprozesses festhalten zu lassen, was sich jedoch als sehr hemmend für den Gesprächsfluss herausstellte. Aus diesem Grunde machte ich mir während des Gesprächs Notizen und visualisierte diese auf selbstklebenden Notizzetteln⁴⁹. So konnte die Struktur gemeinsam erarbeitet werden und die Befragten hatten die Möglichkeit Korrekturen anzubringen sowie Gewichtungen vorzunehmen (Friebertshäuser 1997, S. 382-384).

⁴⁹ In der Phase der Auswertung dienten die Bogen, auf welchen die im Verlauf des Gesprächs erstellten Notizzetteln klebten, als Raster, die es erlaubten, die in der Einzelfallrekonstruktion enthaltenen zentralen Themen zu überprüfen.

Als dritter Grundsatz gilt eine den gesamten Forschungsablauf betreffende „**Prozessorientierung**“, in deren Verlauf schrittweise Daten gewonnen und laufend überprüft werden. In einem Gespräch, das auf Offenheit und Vertrauen, im Sinne eines sich und seiner Problemsicht erstgenommenen Fühlens basiert, entwickeln sich im Verlauf des Gesprächs immer wieder neue Aspekte zum gleichen Thema. Es werden Korrekturen an vorherigen Aussagen angebracht, es entstehen Redundanzen und Widersprüchlichkeiten. Im Sinne eines „diskursiv-dialogischen Verfahrens“ (Mey zitiert nach Witzel 2000, S. 4) wird den Befragten, als Experten ihrer Orientierungen und Handlungen, durch die Offenheit der Gesprächsführung die Möglichkeit der zunehmenden Selbstvergewisserung geboten, indem sie mittels Korrektur der eigenen Aussagen, wie auch derjenigen des Interviewers, ihren Relevanzsetzungen Ausdruck geben können.

Zu den Instrumenten des problemzentrierten Interviews gehören im Weiteren ein Kurzfragebogen, welcher soziodemografische Daten⁵⁰ erfasst und ein Interview-Leitfaden (vgl. Anhang), der als Gedächtnisstütze und Orientierungsrahmen zur Sicherung der Vergleichbarkeit der Interviews dient. Die Konstruktion des Leitfadens ergibt sich aus den Fragestellungen, welchen Vorannahmen über den Gegenstand der Untersuchung immanent sind, wie auch theoretisches Wissen Eingang findet. Zum Beispiel ist insbesondere bei Frauen gemäss den Theorien der doppelten Vergesellschaftung ein wechselseitiger Bezug des beruflichen und privaten Bereichs zu vermuten (vgl. Geissler; Oechsle 1996), weshalb im Interview die Frage nach beruflicher und privater Zukunftsperspektiven gestellt wird. Oder gemäss lerntheoretischen Modellen der Berufswahl spielen Identifikationsfiguren eine zentrale Rolle, was mittels der Frage nach wichtigen, Unterstützung bietenden Personen überprüft werden soll (vgl. Mitchell, Krumboltz 1994). Im Verlauf des Gesprächs dient der Leitfaden im Idealfall lediglich zur Kontrolle, inwieweit die einzelnen Elemente im Verlauf des Gesprächs thematisiert wurden und begleitet den Kommunikationsprozess als eine Art Hintergrundfolie. Dies ermöglicht es der Interviewerin, dem Erzählstrang des Befragten zu folgen und entlang diesem durch Nachfragen das Verständnis zu vertiefen.

Ein drittes und viertes Instrument der Datenerhebung ist die Tonträgeraufzeichnung, die anschliessend vollständig transkribiert wird, wie die unmittelbar nach dem Gespräch erstellten Postscripte. Diese enthalten eine Skizze zu den Gesprächsinhalten, Anmerkungen zu den situativen, nonverbalen Aspekten des Interviews sowie Bemerkungen zu den Rahmenbedingungen des Gesprächs (Kühn, Witzel 2000; Lamnek 1989, S. 74ff; Witzel 2000).

4.1.3 Die Kodierung und Auswertung des Datenmaterials

Indirekt wurden durch die Konstruktion des Frage-Leitfadens, welcher auf der Grundlage von Alltags- und theoretischen Konzepten der Berufswahl basiert, bereits Auswertungskategorien festgelegt. Die darin festgehaltenen Fragen beeinflussten massgeblich, was in den Interviews tatsächlich auch zur Sprache kam. Aufgrund des Interview-Leitfadens, der Forschungsfragen und des theoretischen Vorwissens (vgl. Kapitel 2 und 3) konnte somit ein erstes Kategorienschema entworfen werden, welches laufend erweitert wurde, indem neue Kategorien aufgenommen und bestehende in Subkategorien differenziert wurden. Dabei sind Doppelkodierungen vorgesehen, da die Kategorien nicht disjunkt konstruiert wurden, sondern vielmehr die Funktion „thematischer Container“ (Richards & Richards zitiert nach Kühn, Witzel 2000, S. 4) erfüllen,

welche als organisierendes Schema der Strukturierung des Datenmaterials dienen. Je Themenfeld waren die in Tabelle 1 aufgeführten Kategorien Ausgangspunkt der Bildung von Subkategorien und letztlich der Kodierungen.

Der vollständige Kodierleitfaden (vgl. Anhang) umfasst im Themenbereich der **Berufswahl (1)** die Kategorie der *individuellen Disposition* (10), welche ganz allgemein Äusserungen zum Passungsverhältnis von Person und Beruf beschreibt. Innerhalb dieser Kategorie wurde unterschieden zwischen den Subkategorien der Interessen, der Bezugnahme auf die Kindheit oder auf Vorerfahrungen im gewählten oder einem anderen Berufsfeld. Eine weitere Subkategorie, die nachträglich aufgrund des Datenmaterials angefügt wurde, ist diejenige der sogenannten Schlüsselgeschichten. Dabei handelt es sich um episodisch dargestellte, entscheidende Ereignisse im Berufsfindungsprozess.

Tabelle 1: Übersicht Kategorien zur Kodierung der Interviews

1	Berufswahl	2	Lehrstellensuche	3	Übergang	4	Zukunft
10	individuelle Disposition	20	individuelle Disposition	30	Veränderungen	40	berufliche Perspektiven
11	soziale Ressourcen	21	soziale Ressourcen	31	Darstellungen des Berufsalltags	41	allgemeine Perspektiven
12	Aspekte des Berufes	22	Chancen auf dem Lehrstellenmarkt				
13	Alternativen	23	Funktion der Schnupperlehren				
14	Schlüsselgeschichte	24	Optionen bei Absagen				

Bei der zweiten Kategorie innerhalb des Themenfeldes der Berufswahl, den *sozialen Ressourcen* (11) wird der geäusserte Einfluss oder die Unterstützung von Personen in die Subkategorie von Privatpersonen, d.h. Eltern, FreundInnen sowie Bekannten oder Verwandten und die Subkategorie öffentlicher Personen oder Institutionen unterteilt. Von den Interviewten zur Begründung ihrer Berufswahl herangezogen wurden als eine weitere Kategorie bestimmte Aspekte des *Berufes* (12). Aspekte des Berufsfeldes, z.B. der Sicherheit, der Zukunftsträchtigkeit eines Berufes, der Weiterbildungsmöglichkeit und Anstellungsbedingungen festgehalten wurden unter eine Subkategorie zusammengefasst. Eine weitere Subkategorie erfasst Beschreibungen spezifischer Tätigkeiten im Beruf, welche zur Begründung der Wahl hervorgehoben wurden.

In den Schilderungen des Berufsfindungsprozesses gaben die Befragten in der Regel ein *Spektrum der Möglichkeiten* (13) an, innerhalb dem sie sich zu entscheiden hatten. In einer Subkategorie werden mögliche Alternativen erfasst, während die Grenzen des Spektrums, die Berufe die nicht in Frage kommen einer zweiten Subkategorie zugeordnet werden.

Die Unterteilung in ein zweites Themenfeld, der **Lehrstellensuche (2)**, drängte sich aufgrund der Äusserungen der Interviewten auf, indem sie klar zwischen der Phase der Berufswahl und der konkreten Suche einer Lehrstelle unterschieden. Dieses wurde wiederum in die Kategorien der *individuellen Disposition* (20) und der *sozialen Ressourcen* (21) unterteilt. Die letztere umfasst die gleichen Subkategorien wie oben, nämlich diejenigen der privaten und öffentlichen

⁵⁰ Diese Daten konnten den Fragebogen der Studie von Herzog, Neuenschwander, Wannack (2002) entnommen werden.

Personen. Bei der ersten Kategorie wurde unterschieden zwischen Strategien der Lehrstellensuche, wo gezielte Massnahmen ergriffen wurden und zwischen persönlichen Ressourcen, welchen Eigeninitiativen und hervorgehobene Anstrengungen zugeordnet wurden. In einer weiteren Kategorie wurden durch die Interviewten vorgenommene Einschätzungen ihrer *Chancen auf dem Lehrstellenmarkt* (22) festgehalten. Die eine Subkategorie umfasst Äusserungen zu Wahrnehmungen der eigenen Chancen, der Anforderungen, wie auch der Konkurrenzsituationen, während die zweite Subkategorie Anzeichen von Anpassungs- und Kompromissprozessen erfasst. In einer zusätzlichen Subkategorie, die wiederum aufgrund der häufigen und hervorgehobenen Erwähnungen der Jugendlichen geschaffen wurde, wurden Einschätzungen zur Wirkung von Eignungstests gesammelt. In der Kategorie der *Funktion der Schnupperlehre* (23) wird in Subkategorien unterschieden, ob diese der Konfrontation mit Berufswünschen oder –vorstellungen diene und/oder ein konkreter Schritt auf dem Weg zur Lehrstelle war. Zu den meisten Lehrstellensuchen gehören Absagen auf Bewerbungen. In der folgenden Kategorie sind die *Optionen auf Absagen* (24) von Interesse: in einer Subkategorie werden die von den Jugendlichen in Erwägung gezogenen Alternativen gesammelt und in einer zweiten wird festgehalten, ob sie Zwischenlösungen geplant haben oder sie das eigentliche Ziel auf Umwegen doch noch zu erreichen versuchen.

Beim dritten Themenfeld des **Übergangs (3)** werden die Stellungnahmen der Jugendlichen den Kategorien der *Veränderungen* (30) zugeordnet, im Sinne von belastenden oder positiv bewerteten neuen Situation, sowie die *Darstellungen des Berufsalltags* (31) in einer eigenen Kategorie gesammelt wurden. Bei der Darstellung des Berufsalltag wurde unterschieden zwischen Äusserungen bezüglich den beschriebenen Anforderungen im Lehrbetrieb und Äusserungen, die auf eine Konfrontation von Vorstellungen und tatsächlich erlebtem Alltag in der Lehre hinweisen.

Im vierten und letzte Themenfeld der **Zukunft (4)** werden die Aussagen zu den *beruflichen Perspektiven* (40) getrennt von den *allgemeinen Zukunftsperspektiven* (41) erfasst. Die beruflichen Perspektiven enthalten die Subkategorien der beruflichen Laufbahnplanung, im Sinne konkreter nächster Schritte, des Stellenwertes der Arbeit sowie der allgemeinen Sicht auf die Zukunft, welche Aussagen über das Berufsfeld oder allgemeine gesellschaftliche Veränderungen enthalten. Unter der Kategorie der allgemeinen Zukunftsperspektiven wurden der Subkategorie des Stellenwertes der Familie Aussagen über Familienplanung, wie auch über das Verhältnis eines möglichen Familienlebens zum beruflichen Lebensentwurf zugewiesen. Unter der Subkategorie der allgemeinen Ideale im Leben werden Vorstellungen, die nicht direkt das Arbeits- oder Familienleben betreffen, festgehalten, während in der letzten Kategorie Aussagen, in welchen Geschlechterbilder enthalten sind, erfasst werden.

Die Passagen aus den Gesprächen mit den Jugendlichen wurden, sofern sie in einem Zusammenhang mit der Berufswahl und beruflicher Perspektiven standen, den verschiedenen Subkategorien zugeordnet und im Falle von themenfremden Äusserungen gestrichen. Dabei können die einer Subkategorie zugeordneten Passagen in ihren inhaltlichen Ausrichtungen sehr unterschiedlich sein. So kann zum Beispiel im Themenfeld der Berufswahl (1) die unter der Kategorie der „Aspekte des Berufes“ (12) unter der Subkategorie des Berufsbildes (120) festgehaltenen

Äusserungen zur Zukunftsträchtigkeit eines Berufes ganz unterschiedliche Bedeutungen oder Ausprägungen umfassen⁵¹.

Das oben dargelegte, zur Strukturierung und Systematisierung der Daten entwickelte Kategorienschema stellt somit nur einen Rahmen dar, der durch die Datenauswertung „empirisch“ aufgefüllt werden soll (Kelle, Kluge 1999, S. 67). Innerhalb dieses durch die so gesehen unpräzisen Kategorien und Subkategorien entstandenen Raumes gilt es zu konkretisieren, indem zuerst in Erfahrung gebracht wird, ob überhaupt Aspekte einer bestimmten Kategorie zur Begründung der Berufswahl herangezogen werden und wenn ja welche. Ziel ist es, diese in den Subkategorien enthaltenen unterschiedlichen Ausprägungen zu beschreiben, im Sinne einer „synoptischen Analyse“ (Kelle, Kluge 1999, S. 70) des Datenmaterials. Für jeden Fall lässt sich mit Hilfe der Kategorienschemata (vgl. Anhang) dessen spezifische Merkmalsausprägungen erkennen. Auf dieser Grundlage werden die einzelnen Fälle rekonstruiert und in einem zweiten Schritt werden durch Vergleiche der Ähnlichkeiten und Divergenzen Gruppen gebildet, welche letztlich der Entwicklung einer Typologie dienen.

4.1.4 Von der Einzelfallrekonstruktionen über den systematischen Fallvergleich zur Typenbildung

Mittels einer biografischen Rekonstruktion wird der Berufsfindungsprozess eines jeden Falles in seiner je einzigartigen Gesamtgestalt erfasst und dargestellt. Zur Rekonstruktion der Einzelfälle werden die für die Fragestellung relevanten zentralen Textpassagen den Kategorien und Subkategorien aus dem Kodierleitfaden zugeordnet und zu prägnanten Aussagen verdichtet. Dargestellt werden die Fälle in einer Form, in der Paraphrasierungen, Originaltextstellen und analytische Aussagen verbunden werden. Ziel ist die Nachvollziehbarkeit der subjektiven Logik des Falles und eine Rekonstruktion der spezifischen Merkmalsausprägungen. Dabei soll der Einzelfall mittels Beschreibung der soziostrukturellen Merkmale Herkunft, Geschlecht und Staatszugehörigkeit in einem gesellschaftlichen Zusammenhang verortbar sein.

Hinsichtlich der zentralen ersten Fragestellung des Berufsfindungsprozesses ermöglicht der Vergleich der Fälle einen Überblick über Ähnlichkeiten und Unterschiede im Datenmaterial, so dass in ihrer Merkmalsausprägung möglichst ähnliche Fälle zu Gruppen zusammengefasst und von möglichst differenten Fällen getrennt werden können (Kelle, Kluge 1999, S. 75). Dabei erfolgt der Fallvergleich systematisch, indem hinsichtlich der Fragestellung zentrale fallübergreifende Themen erarbeitet werden. Die daraus resultierenden Vergleichsdimensionen, anhand deren die Ähnlichkeiten und Unterschiedlichkeiten der Fälle erfasst werden, ermöglichen eine Gruppierung der verschiedenen Fälle. In einem dritten Schritt erfolgt nach der Rekonstruktion und Gruppierung der einzelnen Berufsfindungsprozesse die Bildung von unterschiedlichen Typen, die anhand der zuvor erarbeiteten Vergleichsdimensionen charakterisiert werden. Dabei bleibt der Prozess der Typenbildung nicht bei der Konstruktion von Merkmalsräumen und der Identifikation von Merkmalskombinationen stehen, sondern es geht vielmehr auch darum, den „Sinn“ und die „Bedeutung“ dieser Merkmalskombinationen zu verstehen und zu erklären (ebd., S. 81). Es sollen soziale Strukturen sichtbar gemacht werden, die durch die Merkmalskombination repräsentiert werden. Die der Typologie zugrundeliegenden Fallvergleiche und die Fallkontrastierungen ermöglichen denn auch erst, zwischen strukturellen

⁵¹ Während für eine Jugendliche die Tatsache, dass ihr gewählter Ausbildungsberuf in einem zukunftsträchtigen Berufsfeld liegt, von entscheidender Bedeutung ist, kann für eine andere die Attraktivität ihres Berufes gerade darin liegen, dass es sich um ein traditionelles Handwerk handelt, welches von der Modernisierung kaum betroffen wurde.

und zufälligen Aspekten eines Falles zu unterscheiden. Dies entspricht im weitesten Sinne dem verstehenden Ansatz von Max Weber, für den das verstehende Erklären sozialer Zusammenhänge nicht bei der Erfassung empirischer Regelmässigkeiten stehen bleiben darf, sondern soziales Handeln erst dann verstanden und erklärt werden kann, wenn dessen subjektiv gemeinter Sinn wie auch dessen gesellschaftlich „objektiver“ Sinn erfasst sind (Kelle, Kluge 1999, S. 78, 92; Flick, 1995 S. 255).

Die Phase der Typenbildung, bei der Sinnzusammenhänge zwischen Merkmalen, bzw. Kategorien analysiert werden, erfordert wieder den Vergleich bzw. die Kontrastierung von Fällen innerhalb der einzelnen Gruppen als auch zwischen den Gruppen. Der Prozess der Typenbildung schliesst mit einer umfassenden Charakterisierung der gebildeten Typen anhand der relevanten Vergleichsdimensionen und Merkmalskombinationen und der inhaltlichen Sinnzusammenhänge ab. Dabei erfolgt die Bildung von Typen, d.h. die Analyse von Sinnzusammenhängen innerhalb und zwischen den gebildeten Typen auf der Grundlage von theoretischen Konzepten, welche allenfalls modifiziert und ergänzt werden können (Kelle, Kluge 1999, S. 37). Die in den vorgängigen Kapiteln erarbeiteten Rahmenbedingungen und das theoretische Vorwissen werden somit in die Typenbildung miteinbezogen, bzw. dort modifiziert. Nach Weber geht es dabei darum „Ordnung in das Chaos derjenigen Tatsachen [zu] bringen, welche wir in den Kreis unseres Interesses jeweils einbezogen haben“ (Weber 1988/ [1904], S. 207).

5 Empirischer Teil

Im folgenden Kapitel kommen die rekonstruierten Einzelfälle nicht entsprechend der eben im Methodenkapitel dargestellten Arbeitsschritte, sondern als ein erstes Resultat bereits den sich hinsichtlich der Begründungs- und Verlaufsmuster des Berufsfindungsprozesses unterscheidenden Gruppen zugeordnet zur Darstellung. Dabei werden die Fragen zur Berufsfindung, einschliesslich der beruflichen Zukunftsperspektiven schweremwichtig behandelt. Die Thematisierung der Veränderungen infolge des Überganges von der obligatorischen Schule in das Berufsbildungssystem, wie auch Fragen zum Verhältnis von beruflichen und privaten Zukunftsperspektiven werden im Anschluss zusammenfassend diskutiert.

5.1 Rekonstruktion der Berufsfindungsprozesse: 4 Gruppen unterschiedlicher Begründungs- und Verlaufsmuster

Die einzelnen Fälle, dies das erste Ergebnis des systematischen Fallvergleichs, unterscheiden sich hinsichtlich des dargestellten Spektrums der Möglichkeiten⁵², welche die Jugendlichen, bevor sie sich konkret auf Lehrstellensuche machen, ins Auge gefasst haben. Während die Jugendlichen der einen Gruppe sich in der Darstellung ihres Berufsfindungsprozesses hauptsächlich auf einen Beruf konzentrieren und klar angeben, „was sie werden wollen“ ist der Berufsfindungsprozess der Jugendlichen einer zweiten Gruppe ein Suchprozess eines innerhalb eines klar abgegrenzten Feldes akzeptabler Berufe. Sie sind sich im Klaren darüber, „was sie machen“ wollen, ob eine kreative, technische oder soziale Tätigkeit, jedoch steht der konkrete Beruf in ihrer Darstellung noch nicht von Anbeginn fest. Eine dritte Gruppe von Jugendlichen verfügt über z.T. unkonkrete oder aber unrealistische Berufsvorstellungen. Ungleich der Jugendlichen der beiden andern Gruppen, bei denen im Vordergrund steht, was sie machen wollen, heben diese Jugendliche den Umstand hervor, überhaupt eine Lehre zu machen, sie sind sich vor allem darin sicher, dass sie eine Lehre machen wollen. Die der vierten Gruppe zugehörigen Jugendlichen liessen sich bezüglich ihrer eigentlichen Berufsziele unter die Gruppe 1 oder 3 subsumieren, jedoch machen sie aufgrund formaler Hindernisse eine Berufslehre als Zwischenlösung, um dann später machen zu können, was sie wollen.

5.1.1 Gruppe 1: Sie wissen was sie werden wollen

Die Jugendlichen dieser Gruppe fokussieren in der Darstellung ihres Berufsfindungsprozesses einen Beruf, den sie gegenüber möglichen Alternativen als ihren Wunschberuf hervorheben. Sie verfügen über klare Vorstellungen nicht nur hinsichtlich der Berufswahl, sondern auch bezüglich ihrer weiteren Zukunftspläne, worin der von ihnen gewählte Beruf eine zentrale Rolle spielt.

⁵² Dabei handelt es sich um unterschiedliche Ausprägungen in den Kategorien des „Spektrums der Möglichkeiten“ (13) wie auch der „Optionen bei Absagen“ (24) (vgl. Anhang), welche es ermöglichen die Fälle vier Gruppen zuzuordnen.

5.1.1.1 Heset Elshai – Hochbauzeichner (Fall 8)

5.1.1.1.1 Biografisches

Die Eltern von Heset Elshai kommen aus dem Kosovo, wo auch er geboren wurde und seine ersten vier Lebensjahre verbracht hat. Seine Mutter arbeitete, nachdem sie mit ihrem Mann und den drei Söhnen 1990 in die Schweiz gekommen war, die ersten Jahre in einer Fabrik. Nach der Geburt ihres vierten Kindes gab sie vor vier Jahren die Erwerbsarbeit auf. Ihr Mann, der Vater von Heset, verfügt als medizinischer Techniker über einen Abschluss, den er in einem Studium erworben habe (S. 4)⁵³. In der Schweiz arbeitete er zuerst in einem Paraplegiker-Zentrum und wechselte dann aus finanziellen Gründen zu einer Baufirma, wo er bis heute als Maler in Schichtarbeit arbeitet. Neben seiner Arbeit habe der Vater vor Jahren einen Computerkurs absolviert und sich einen PC angeschafft. Er vermittelte damit dem Sohn Wissen, welches für seine weitere Zukunft von Bedeutung war, bzw. bot ihm die Gelegenheit, sich dieses anzueignen (S. 10).

Im Fragebogen gibt Heset zwei Schulfächer an, die er nicht besonders mag: Deutsch und Hauswirtschaft. Während die Deutschkenntnisse seines Vaters gut seien, besuche die Mutter bis heute Sprachkurse, um diese zu verbessern. Er selber hat schriftlich mit der deutschen Sprache Schwierigkeiten, weshalb ihn seine damalige Lehrerin in der 6. Klasse nicht zum Übertritt in die Sekundarschule empfohlen habe. Ein Jahr später, in der 7. Klasse bot sich ihm diese Gelegenheit: aufgrund seiner Zeugnisnoten hätte er in die Sekundarschule übertreten können. Mit der Begründung, lieber ein guter Real- als ein schlechter Sekundarschüler zu sein, entschied er sich jedoch dagegen (S. 5). Dabei war für ihn bereits zu diesem Zeitpunkt klar, dass er einen gestalterischen Beruf erlernen wollte und ihm war bewusst, dass ein Sekundarschulabschluss von Vorteil gewesen wäre, um eine Lehrstelle als Grafiker oder Hochbauzeichner zu finden. Heset verlässt die obligatorische Schule mit einem Realschulabschluss und dem Ziel, eine Lehre als Hochbauzeichner zu absolvieren - ein Berufswunsch, der in der Regel nur SekundarschülerInnen offen steht.

5.1.1.1.2 Chronologie des Berufsfindungsprozesses

Schon als Kind habe er gerne gezeichnet und dies in der Familie auch häufig getan. Bis in die 7. Klasse habe er sich für den Beruf des Grafikers interessiert, faszinierend fand er die gestalterische Freiheit, man könne in diesem Beruf einfach sich selber sein (S. 5). Weshalb er davon abgekommen ist, erläutert er nicht, erwähnt nur, dass die Ausbildung zum Grafiker zu einem grossen Teil in einer Schule erfolge und er nicht so der „Schultyp“ sei. Das technische Zeichnen, fügt er an, habe ihn seit jeher auch fasziniert, ebenso das Arbeiten am PC, und als Hochbauzeichner, so meint Heset, habe man ebenfalls „relativ viele Freiheiten“ was die Gestaltung betreffe (S. 3).

Es ist wirklich, es ist ein cooler Job, also mir gefällt's immer noch, und ja, es ist eigentlich mein Traumjob gewesen, schon als ich, ja ich weiss nicht, das sagt jetzt praktisch jeder, dass es mein Traumjob gewesen ist und ich das immer habe machen wollen, aber es ist wirklich so gewesen, weil ich habe von klein auf gerne gezeichnet und ja, ich bin einfach in diesen Fächern, die man dazu braucht, bin ich stark gewesen in der Schule. Und also, Grafiker hätte ich noch gerne gemacht. (8, 2/47-51)⁵⁴

⁵³ Die in Klammern gesetzten Seitenzahlen innerhalb des Textes verweisen auf die entsprechenden Stellen in den Transkripten, welche in den Einzelfallrekonstruktionen sinngemäss zitiert oder zusammengefasst wurden.

⁵⁴ Die Ausschnitte der Interviews wurden aus dem Schweizerdeutschen in die deutsche Sprache übersetzt, mit Ausnahme von Dialekt-Begriffen. Wendungen, die nicht übersetzt werden konnten, ohne dass Sinn verloren gegangen wäre, wurden ebenfalls

Indem Hesel seinen Beruf als „Traumjob“ bezeichnet und sich zugleich von der Verwendung dieses Begriffes im Sinne der sozialen Erwünschbarkeit distanziert, bringt er zum Ausdruck, dass es sich bei seiner Berufswahl nicht um ein Produkt biografischer Glättung (Heinz 1983, S. 156) handelt, sondern diese wirklich seinen Wünschen und Vorstellungen entspricht. Andererseits deutet sein Hinweis auf den ursprünglichen Berufswunsch des Grafikers auf einen möglichen Anpassungs- und Kompromissprozess hin. Aufgrund der schulischen Selektion, die der Schriftsprache ein hohes Gewicht beimisst und keine Rücksicht auf Fremdsprachigkeit nimmt, könnte Hesel gezwungen worden sein, seinen Berufswunsch des Grafikers aufzugeben, dies als eine mögliche Interpretation.

5.1.1.1.3 Lehrstellensuche

Entgegen den gegenteiligen Ratschlägen von Seiten der Lehrpersonen und Eltern macht sich Hesel mit seinem Realschulabschluss auf die Suche nach einer Lehrstelle als Hochbauzeichner. Die Eltern, die Berufsberaterin wie auch die meisten Lehrpersonen raten ihm davon ab und schlagen stattdessen vor, einen indirekten und sicheren Weg ins Auge zu fassen. Er soll eine Berufslehre absolvieren, die Realschulabgängern offen steht und allenfalls via eine Zusatzlehre zum Beruf des Zeichners zu kommen.

Dann habe ich gedacht, ja diesen Leuten zeig ich es einmal und dann habe ich wirklich nur noch Bewerbungen geschrieben, also das ist, das ist eine Zeit gewesen damals, da bin ich jeden Mittwoch-nachmittag und wirklich praktisch jedes Wochenende habe ich nur Bewerbungen geschrieben. (8, 2/13-15)

Insbesondere von Seiten der Berufsberaterin habe er sich mehr Unterstützung erhofft, er kritisiert denn auch, wie bestimmt diese ihm abgeraten und keinerlei Hilfe angeboten habe. Seine Kritik richtet sich ebenso gegen einen Lehrer. Die Sorge seiner Eltern hingegen, dass ihr Sohn keine Lehrstelle fände, kann er nachvollziehen, zudem hätten sie sich vor allem auf eine Berufswahlbroschüre verlassen, die seinen Berufswunsch als Beruf für Sekundarschüler bezeichnete.

Im Verlauf des 9. Schuljahres, in einer Zeit, in der ihm in der Schule viel abverlangt wird, schreibt er insgesamt um die 20 Bewerbungen (S. 9), vorwiegend an Architekturbüros. Dabei richtet er seine Bewerbungen gezielt nur an diejenigen Betriebe, die ihm als Realschüler aufgrund seiner telefonischen Anfrage überhaupt eine Chance einräumen:

Ich habe bevor ich überhaupt Bewerbung geschrieben habe, habe ich angerufen, ob ich mich bewerben dürfe: ich bin Realschüler und ja. Dann haben sie mir auch jeweils den Chef ans Telefon gegeben und eh, ja, so, wie? am Telefon, dann haben sie entweder gesagt ja ok und sonst nein. (8, 3/39-42)

Während der ganzen Zeit der Lehrstellensuche sei er jeweils der erste gewesen, der den Briefkasten am Morgen geleert habe. Doch dort erwartet ihn eine Absage nach der andern, währenddem das Ende der obligatorischen Schulzeit näherrückt. Er entschliesst sich, doch noch den indirekten Weg zu beschreiten und macht eine Schnupperlehre in einem Sanitär-Betrieb in seinem Dorf. Dabei hat er bei dieser Option die Perspektive vor Augen, sich nach der Sanitär-Lehre weiterzubilden und eine Zusatzlehre als Zeichner zu machen. Nach der Schnupperlehre im Sanitärgeschäft, wo er den Chef und die Mitarbeitenden kennt, bekommt er das Angebot für eine Lehrstelle. Zugleich steht noch eine letzte Antwort eines Architekturbüros aus. Dort seien, wie er

nicht in reines Hochdeutsch übersetzt. In den Transkripten stehen die Aussagen im originalen Wortlaut. Mittels der Zahlen in den Klammern lassen sich die Zitate in den transkribierten Interviews finden die erste Ziffer steht für die Nummer des Falles, die zweite für die Seitenzahl und die durch Querstrich abgetrennten Zahlen geben die jeweiligen Zeilen an.

sich nachträglich kundig gemacht hat, 80 Bewerbungen auf die ausgeschriebene Lehrstelle eingetroffen, wovon 70 von Sekundarschülern stammten. Acht Bewerber, darunter Hesel, wurden zu Vorstellungsgesprächen eingeladen und wiederum drei ausgewählt, um eine Schnupperlehre zu absolvieren. Hesel kann eine Schnupperlehre machen, kommt aber in die missliche Situation, noch vor dem Entscheid des Architekturbüros dem Sanitärgeschäft zu- oder absagen zu müssen. Er spricht daraufhin mit dem Lehrmeister des Architekturbüros und dieser sichert ihm zu, den Entscheid innert der kürzest möglichen Zeit zu fällen. Nicht genug der Spannung, bekommt Hesel in derselben Zeit die Zusage, sich bei einem weiteren Betrieb für eine Sanitärzeichner-Lehrstelle vorstellen zu können. In der sich zuspitzenden Situation entscheidet er sich, auf dieses Angebot nicht auch noch einzutreten. Vor allem Skrupel, den Lehrmeister des Sanitärgeschäftes noch länger hinhalten zu müssen, führen dazu, dass er auf die Option, eine Sanitärzeichnerlehre zu machen, verzichtet.

Sein Durchhaltevermögen führt ihn letztlich zum Ziel: er bekommt die Lehrstelle im Architekturbüro und muss daraufhin dem Sanitär-Lehrmeister negativen Bescheid geben, was ihm nicht leicht fällt. Die Zeit der Lehrstellensuche beschreibt Hesel Elshai im Nachhinein als sehr stressbelastet, wobei er vor allem den zeitlichen Druck und die beinahe Gleichzeitigkeit, in der er sich für oder gegen die Lehrstelle als Sanitär entscheiden musste, hervorhebt.

Man merkt's auch erst im Nachhinein, was man da für einen Stress gehabt hat. Mein Lehrmeister hat mir gesagt, ich habe es selber nicht mehr gewusst gehabt, ich habe innerhalb von sieben Tagen, sieben Arbeitstagen, habe ich dreimal angerufen für die Lehrstelle, nach dem Schnuppern und ja, das ist mir irgendwie gar nicht aufgefallen und ja, im Nachhinein denkst du, ja stimmt ja, dann hast du da angerufen und dann hast du da auf die Absage gewartet oder auf die Zusage. (8, 9/9-15)

Seinen Erfolg erklärt sich Hesel damit, dass er einerseits „relativ Glück“ gehabt habe, mit seinem Lehrmeister, dem Architekten, der weniger den Schulabschluss, als die Leistungen in der Schnupperlehre bewertet habe (S. 14). Und andererseits ist für Hesel der Wille von entscheidender Bedeutung:

Ja, das muss schon alles ein wenig zusammenpassen. Ja, klar ich meine, den Willen haben, also einige Leute verstehen das Falsche unter den Willen haben, ich meine für mich ist der Wille haben nicht einfach sagen, ja mal Bewerbungen schreiben, einmal anrufen und ja, während der Schule und so nie an die Berufswahl denken. Also bei mir ist es ja wirklich so gewesen, dass ich praktisch jeden Abend einfach relativ viel dran gedacht habe. (8, 14/27-32)

Sowie es an vielen Stellen scheinen mag, dass er ganz alleine, ohne jegliche Unterstützung seinen Kampf angetreten habe, erwähnt er dennoch drei Personen, die ihm beigestanden sind: einerseits der „neue“ Lehrer, der im 9. Schuljahr den in Pension tretenden alten Lehrer, welcher seinen Berufswunsch als unrealistisch bezeichnet hatte, ablöste. Dieser junge Lehrer, den Hesel auch sonst sehr geschätzt hat, habe ihn in seinen Plänen unterstützt und ihm Mut zugesprochen, wenn er wirklich wolle, erreiche er sein Ziel schon. Und dann sind ihm letztlich auch seine Eltern beigestanden, als sie merkten, dass ihr Sohn sich allen Widerständen zum Trotz um den scheinbar unerreichbaren Beruf bewarb.

Dass sein Reüssieren als eine Ausnahme dasteht, sieht Hesel denn auch in der Zusammensetzung der Berufsschulklassen bestätigt: in den drei Hochbauzeichnerklassen des zweiten Lehrjahres ist er der einzige Realschüler, neben einem anderen, der ein Schulmodell besuchte, im Rahmen dessen er in den entscheidenden Fächern auf Sekundarniveau und in den anderen auf Realschulniveau abschliessen konnte. Alle anderen seien Sekundarschüler, einige kämen sogar aus dem Gymnasium (S. 13). Er weist damit auf den Effekt des Schulsystems hin, auf die undifferenzierte Etikettierung durch das dreigliedrige Schulsystem. Er selber bekam aufgrund

seiner Schwierigkeiten mit der schriftlichen deutschen Sprache das Label des Realschülers, obwohl er in den für seinen Beruf entscheidenden Fächern auf Sekundarschulniveau hätte abschliessen können.

Zwar ist er sich der Ausnahme seines Falles bewusst, rät aber den Freunden, die in der Berufswahlphase stecken, dennoch für ihre Wünsche einzustehen und sich nicht davon abbringen zu lassen.

Hör einmal, wenn du wirklich willst, dann findest du todsicher etwas. Weil es ist einfach so und da kann mir niemand etwas anderes sagen. Ja ich werde oft zwar ausgelacht nachher, ja vergiss es, aber es ist wirklich so, wenn man mich fragt, dann ist es wirklich 100%-ig so. (8, 14/18-21)

Was er selbst erlebt hat, macht er zu seiner Philosophie: Wer bereit ist, dafür zu kämpfen, wird sein Ziel ungeachtet struktureller Hindernisse auch erreichen.

5.1.1.1.4 Berufliche Zukunftsperspektiven

Der hartumkämpfte Lehrstellenplatz ist, wie sich erst im Verlauf des Gesprächs herausstellt, nicht das Ziel seiner Bildungsbestrebungen. Nach Abschluss der Berufslehre will Hesel die Berufsmaturität machen, um via ETH oder Technikum Architekt werden zu können. D.h. für ihn ist der Beruf des Hochbauzeichners ein Etappen- und kein Endziel, er strebt einen Beruf mit grösserer gestalterischer Freiheit an. Ein Grund, weshalb er nicht Hochbauzeichner bleiben will, ist der seiner Meinung nach schlechte Lohn und ein noch gewichtigerer Grund ist der geringe Status dieses Berufs:

Eben du bist einfach ewig das Arschloch und da heisst es einfach jedes Mal der Zeichner ist derjenige der, auch wenn der Bauführer zu dir kommt und sagt, so hör einmal, das und das musst du so verändern, dann, heisst es gleichwohl der Zeichner ist es gewesen (lacht) und deswegen. Es wäre eigentlich auch schade, ich meine als Hochbauzeichner selber verdienst du auch nicht so richtig. (8, 11/8-12)

Für Hesel ist klar, dass er auf der Baustelle nicht derjenige sein will, auf den man ungerechtfertigt die Schuld abschieben kann, der nichts zu sagen hat. Erfahren habe er von diesen Statusproblemen durch seinen Vater, der auf Baustellen arbeitet. Was er jedoch anstrebt ist einen Beruf mit Anerkennung (S. 11). Und eines seiner grössten Ziele ist es, sich als Architekt ein eigenes Haus nach dem neusten Trend zu zeichnen. Bei all seinen beruflichen Aspirationen grenzt er sich jedoch gegenüber einer Vereinnahmung durch die Arbeit ab. Er will weder sein Leben vollständig der Arbeit widmen, noch ein riesiges Vermögen anhäufen, sondern

Ich will einfach das Leben geniessen, weil man lebt einmal und es bringt gar nichts, wenn man da irgendwie gross sagt, ja ich arbeite jetzt voll und mache das und ja (8, 12/19-20)

Auf die Nachfrage, ob er sich vorstellen könnte z.B. in einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung teilzeitlich zu arbeiten, meint er, mindestens 80% müssten es dann schon sein, damit er genügend in den Arbeitsprozess involviert sein könnte. Sein Grundsatz, das Leben zu geniessen, könnte denn auch in Widerspruch mit seinem beruflichen Ehrgeiz oder dem Anspruch, immer auf dem Laufenden sein zu wollen, geraten.

5.1.1.2 Andreas Dreher - Metallbauschlosser (Fall 10)

5.1.1.2.1 Biografisches

In einem einer kleineren Industriestadt nahegelegenen Dorf befindet sich der Standort der Metallbauschlosserei, die der Grossvater von Andreas Dreher einst gegründet hat. Er sei immer

noch im Geschäft tätig, gehe jedoch nicht mehr auf Montage, sondern arbeite hauptsächlich als Zeichner und Konstrukteur im Büro. Dort sind ebenfalls seine Frau und seine Schwiegertochter, die Mutter von Andreas tätig, die beide für die Buchhaltung zuständig sind. In der Werkstatt arbeiten der Vater von Andreas sowie die über 10 Angestellten, die jeweils tagelang auf Montage unterwegs seien. Andreas Dreher ist einziger Sohn der Familie, seine beiden Schwestern sind einige Jahre jünger als er. Bereits als Kind habe er viel Zeit an der Seite seines Vaters verbracht, sei es im Betrieb oder in der Werkstatt zu Hause. Mit dessen Hilfe habe er viele seiner Jungenträume verwirklichen können, so die Ausstattung eines Go-Karts mit einem Motorradmotor oder das Zusammenschweissen eines Mopeds nach eigenen Vorstellungen. Später, so ab der 6. Klasse, sei er schon häufig mit auf Montage gegangen und habe Hand angelegt. Auch heute kommt es vor, dass er nach einem Arbeitstag im Lehrbetrieb oder nach einem Tag Berufsschule im familieneigenen Betrieb weiterarbeite, wenn es denn sein müsse (S.9).

5.1.1.2.2 Chronologie des Berufsfindungsprozesses

Die Schilderung des Berufsfindungsprozesses beginnt bei Andreas Dreher folgendermassen:

Ja. Also zuerst wäre natürlich der Grossvater, der hat selber noch ein Geschäft. (10, 1/45)

Seine Berufswahl steht in einem Zusammenhang zu seinem Grossvater, in dessen Hand der Familienbetrieb liegt. Der Vater von Andreas Dreher, der Metallbauschlossler gelernt und eine höhere Fach- oder Berufsschule besucht hat, arbeitet auch im selben Betrieb, ist allenfalls Teilhaber, aber nicht, respektive noch nicht Chef des Geschäfts. Im gleichen Atemzug erwähnt Andreas, dass er zum Entscheid, ebenfalls den Beruf des Metallbauschlosslers zu wählen, nicht gedrängt worden sei, im Gegenteil sei er angehalten worden, in andere Berufe Einblick zu gewinnen. Der Rat der Grosseltern und Eltern, sich umzuschauen, entspricht auch den Bestrebungen der Lehrer, nämlich die Jugendlichen mit möglichst vielen verschiedenen Berufen bekannt zu machen und ihnen möglichst viel Wissen über die einzelnen Berufe und Berufsfelder zu vermitteln. Der Anstoss, sich über andere Berufe zu informieren, kommt gemäss den Schilderungen von Andreas von aussen. Klar sei ihm von Anfang an gewesen, dass sein zukünftiger Beruf ein handwerklicher sein wird. Nicht nur, dass er sich nicht vorstellen könnte, tagelang in einem Büro zu sitzen, sondern auch aufgrund seiner Schwierigkeiten im sprachlichen Bereich. Während der obligatorischen Schulzeit musste er deswegen Legasthenie-Kurse besuchen, nun verdrehe er zumindest die Buchstaben und Zahlen nicht mehr, aber mit dem Schreiben habe er nach wie vor Mühe (S. 2).

Einen Einblick in andere Beruf gewinnt Andreas nicht erst in der 9. Klasse durch von der Schule vermittelte Schnupperlehren, sondern er kann bereits im Alter von 14 Jahren bei Bekannten seiner Familie in den Ferien arbeiten gehen. Zwar habe er sich später auch mittels einer Broschüre informiert, die zwei Berufe des Polymechnikers und des Autoschlossers habe er vor allem durch seine tatkräftige Mithilfe in den beiden Betrieben kennengelernt. Die beiden Ferieneinsätze reichen denn auch aus, um sich ein Urteil über die beiden Berufe zu bilden.

Der Polymechniker, es ist einfach heutzutags, oder dort wo ich gewesen bin, das ist meistens nur noch so Computer, da muss man eigentlich nicht mehr viel machen, also ja, da tut man noch ab und zu mal schauen, dass es einfach die Maschine nicht abstellt, oder Teilchen neu hineintun und so Zeugs, da ist nicht mehr viel zu machen. Und der Autoschlosser, das ist einfach viel ausbeulen oder so Zeugs, das ist Schleifen, so „Gingerlitzes“ also ja so „Bästeli-Sachen“ einfach und das ist auch, und es ist einfach viel zu einseitig also ja, es ist eigentlich immer das Gleiche. (10, 2/53-56, 3/1-2)

Die beiden Berufe sind ihm zu eintönig, die Arbeiten zu wenig abwechslungsreich, zu wenig herausfordernd und zu repetitiv. Nach diesen Erfahrungen steht für ihn fest, dass er sich zum Metallbauschlossler ausbilden lassen möchte, mit dem Gedanken, später einmal den Betrieb seines Grossvaters, bzw. seines Vaters zu übernehmen. Dabei handelt es sich um einen in der gesamten Schweiz, wenn nicht sogar europaweit bekannten Betrieb für „grosse Sachen“ wie zum Beispiel Hallen.

wir haben eh in der „Bude“ eine Abkante, ich weiss jetzt nicht, früher ist es mal die grösste in Europa gewesen und mit der können wir sehr viel Eigenständiges, also ja eigenständige Sachen, die eigentlich sonst niemand machen kann, anfertigen und machen. Und wir haben, jeweils in Zürich draussen haben wir eine Halle gemacht. (10, 4/3-7)

An dieser wie auch an anderen Stellen betont Andreas, dass in ihrem Betrieb nicht Massenaufträge erledigt würden, sondern es sich häufig um Spezialanfertigungen handle, ab und zu würden sie auch mit Künstlern zusammenarbeiten. In seinen Schilderungen spiegeln sich die Identifikation mit dem Familienbetrieb und ein gefestigter Berufsstolz.

5.1.1.2.3 Lehrstellensuche

Wiewohl er sich eine Zukunft im Familienbetrieb vorstellen kann, wäre es für ihn zu keinem Zeitpunkt eine Option gewesen, auch die Lehre dort zu machen, dies würde gemäss seiner Einschätzung nur zu Problemen führen (S. 5). Seinen Lehrbetrieb hat er auf Rat seines Grossvaters hin gefunden. Es handelt ebenfalls um einen Familienbetrieb mit einem noch aktiven Seniorchef in der nahegelegenen kleinen Industriestadt. Im Gegensatz zum Betrieb der Familie Dreher ist dieser spezialisiert auf eher „kleine Sachen“ wie Türen, Geländer, und Spezialanfertigungen, so „Designer-Zeugs“. Auch in diesem Betrieb werde häufig mit Künstlern zusammengearbeitet (S. 1).

Die Lehrstellensuche gestaltet sich für Andreas ausgesprochen unproblematisch:

Dann habe ich dort angeläutet und gefragt ob ich einmal vorbei gehen kann, mich vorstellen. Und ich bin dort ja, vorbeigegangen, ich habe mich auch nicht vorbereitet, also ohne Bewerbung oder so Lebenslauf oder so Zeugs, einfach vorbeigegangen, habe gefragt ob ich mal arbeiten könne, ich habe ein wenig etwas erzählt über mich und so, was er hat wissen wollen. Nachher bin ich dort eben dann mal drei Tage arbeiten gegangen, ja, nach diesen drei Tagen, eigentlich hat, hätte er mich gerne noch ein wenig länger behalten wollen, dass ich noch ein wenig länger gekommen wäre, einfach von da an habe ich eigentlich die Lehrstelle gehabt, also ja. (10, 4/53-56, 5/1-5)

Es ist die erste und einzige Schnupperlehre, die er absolviert hat und die sogleich zu einer Zusage für eine Lehrstelle führt. Aus Andreas' Beschreibung geht hervor, dass er in diesem Betrieb nicht wie ein normaler Lehrling behandelt wurde, sondern aufgrund seiner Fähigkeiten bereits als eine Arbeitskraft eingesetzt werden konnte. Einziger Haken liegt in der Tatsache, dass aufgrund der Grösse des Betriebs - drei Angestellte, drei Lehrlinge, der Chef und der Seniorchef, sowie ferner die Frau des Chefs in der Buchhaltung – eine weitere Lehrstelle erst auf 2002/2003 frei wird. Damit stellt sich für Andreas die Frage nach einer Überbrückungsmöglichkeit. Die Aufnahmeprüfungen in Luzern für ein 10. Schuljahr (4. Real) besteht er nicht. Ein vergleichbares Angebot gibt es auch in der kleinen Industriestadt, mit prüfungsfreier Aufnahme, allerdings wird hier eine Schulgebühr erhoben. Eine weitere Möglichkeit, die er in Betracht zieht, wäre ein Auslandjahr. Ansonsten, meint er, hätte er sich irgendeine Erwerbstätigkeit gesucht, wir - wahrscheinlich er und die Familie mit ihren zahlreichen Geschäftsbeziehungen - hätten dann schon etwas gefunden (S. 5). Die schulischen Angebote findet er grundsätzlich nicht sehr attraktiv, weil er nicht gerne zur Schule geht und sich, da er in der obligatorischen Schulzeit bereits ein Jahr repetieren musste, nach seinen Worten bereits ein Jahr im Rückstand befindet (S.

5). In den Sommerferien, noch bevor er sich konkret für eine Möglichkeit entschieden hat, geschieht das Unerwartete: er wird von seinem zukünftigen Lehrmeister angerufen, der ihm aufgrund der vielen Aufträge das Angebot macht, die Lehre doch schon in diesem Jahr zu beginnen. „Zum Glück“ meint Andreas (S. 5) und beginnt seine Lehre als Metallbauschlossler.

5.1.1.2.4 Berufliche Zukunftsperspektiven

Bezüglich seiner beruflichen Zukunftsperspektiven steht fest, dass er später einmal im Familienbetrieb arbeiten, diesen allenfalls übernehmen wird. Wichtig ist ihm, dass er bevor er in das Familiengeschäft einsteigt, in möglichst verschiedenen Betrieben Erfahrungen sammeln kann. Er stellt sich vor, temporär an verschiedenen Orten zu arbeiten. Einmal in die Familienfirma eingestiegen, will er es hinsichtlich seiner Ausbildung nicht dabei bewenden zu lassen, sondern er will sich weiterbilden.

Also immer da so in der „Bude“ draussen stehen kann man auch nicht. Das verleidet einem schon irgendeinmal. Wenn ich daran denke, die anderen, die bei uns unten arbeiten und die machen seit der Lehre immer das Gleiche und also immer das Gleiche, ja, es ist schon abwechslungsreich aber es ist immer der gleiche Beruf und die haben ja nichts anderes gemacht sonst, also ja, eigentlich nichts, nicht viel sonst. (10, 3/34-38)

In seiner Ausgangslage wie auch Zukunftsvision unterscheidet er sich von den andern Lehrlingen. Gerne würde er einen zweiten Beruf erlernen, evt. Zeichner, ohne dabei auf diesen Beruf ganz umzusteigen, denn dies würde bedeuten, die Tage im Büro zu verbringen. Sein Ziel ist es vielmehr, mittels Weiterbildung die Entwicklung des Betriebes voranzutreiben und diesen erfolgreich weiterzuführen (S. 4). Auch will er mit dreissig Jahren sagen können, etwas von der Welt gesehen zu haben, weshalb er nicht sofort in den Familienbetrieb einsteigen will, sondern vorher sogenannte Lehr- und Wanderjahre einplant. Die Frage, ob er sich denn vorstellen könne, sein Leben lang 100% auf seinem Beruf zu arbeiten, ist für ihn unverständlich. Als Sohn eines Familienunternehmens ist für ihn selbstverständlich, dass die Firma und das Privatleben eins sind. Und wenn es notwendig ist zu arbeiten, um zum Beispiel einen Auftrag fristgerecht zu erledigen, dann werde gearbeitet, bis man fertig sei: „Die Firma gehört dir und du gehörst der Firma“ (S. 9).

5.1.1.3 Margita Nevzati – technische Assistentin Coiffeuse (Fall 4)

5.1.1.3.1 Biografisches

Auf die Frage bezüglich ihrer familiären Situation, ob ihre Mutter einer Erwerbsarbeit nachgehe, meint Margita Nevzati:

Nein, nein, meine Mutter arbeitet nicht, mein Vater arbeitet, nur die Frauen arbeiten eigentlich nicht, sonst arbeiten alle (4, 5/54-55)

Mit ihrer Aussage verweist sie auf ihren kulturellen Hintergrund, auf normative Vorstellungen, die in ihrer Familie Bestand haben, obwohl ihr Vater seit mehr als 20 Jahren und ihre Mutter über 10 Jahre in der Schweiz leben. Sie ist das jüngste von vier Kindern und kam 1991 im Alter von fünfeneinhalb Jahren mit ihrer Familie aus Mazedonien in die Schweiz. Wie sich im Verlauf des Gesprächs herausstellt, stimmt sie in ihrer Meinung mit der obigen Äusserung nicht überein. Die Tatsache, dass sie aus einer moslemischen Familie kommt, dass sie Albanerin ist, scheint ihr das Leben schwer zu machen. Im Gegensatz zu ihrer Schwester, die 25 Jahre alt ist, und ohne Ausbildung in einer Feinmechanikfabrik arbeitet, will Margita ihre beruflichen Vorstellungen

verwirklichen. Ebenso wehrt sie sich dagegen, als junge Frau am Abend, beziehungsweise allgemein in ihrer Freizeit nicht ausgehen zu dürfen. Sie bezeichnet sich selber als Einzelgängerin und innerhalb der Familie als Querschlägerin. Die Lebensentwürfe ihrer Geschwister, der älteste Bruder ist 30 Jahre alt und arbeitet seit 10 Jahren als Glaser, der jüngere Bruder ist 27 Jahre alt und hat eine Berufsausbildung als Sanitär gemacht, wie auch derjenige der Schwester entsprechen hingegen den Vorstellungen der Eltern (S. 5).

In rund einem Jahr, nach Abschluss ihrer Ausbildung, plant Margita denn auch von zu Hause auszuziehen und denkt bereit jetzt mit Erleichterung daran.

Ich habe gesagt, das ist mein Leben, wenn ich nicht mehr daheim wohne, dann sagt ihr mir eh, dann ist es euch eh mit einem Wort scheissegal, was ich mache, ob mir der Beruf gefällt oder nicht, ob ich glücklich bin oder nicht. Und eh schon von der Nationalität her habe ich, eben, ein wenig Schwierigkeiten damit. (5, 10/21-24)

Für Margita, dies macht sie deutlich, waren die Schwierigkeiten im Berufsfindungsprozess vor allem familiär bedingt. Aufgrund des kulturellen Hintergrundes ihrer Familie hatte sie mit Widerständen zu kämpfen, einerseits gegenüber ihrer Absicht, als Frau eine Berufsausbildung zu machen, wie auch ganz allgemein gegenüber ihren Autonomiebestrebungen.

5.1.1.3.2 Chronologie des Berufsfindungsprozesses

Margitas Berufsfindungsprozess steht deutlich unter den oben kurz skizzierten Vorzeichen: die Berufswahl ist für sie mit einer Emanzipation gegenüber den kulturellen Leitbildern ihrer Eltern, insbesondere denjenigen ihres Vaters verbunden. Ihre Autonomiebestrebungen gegenüber den Grundsätzen und Leitbildern von zu Hause tangieren zwei Ebenen: einerseits muss sie sich grundsätzlich durchsetzen, um überhaupt eine Lehre machen zu können und andererseits entspricht ihr Berufswunsch nicht den Berufsvorstellungen ihrer Eltern. Gemäss deren Wunschvorstellungen wäre Krankenschwester ein angemessener Beruf für ihre Tochter gewesen:

Ja, einfach, das ist ja in den meisten Fällen, ja Krankenschwester ist ein guter Beruf, man verdient viel, es ist etwas, vom Lehrer: ihr habt noch eine gescheite Tochter und blablabla. Und für mich hat das eher noch, wegen dem bin ich nachher auch dagegen gewesen: nein ich lerne das was ich will und das was mir gefällt und nicht, von mir aus können die andern denken was sie wollen. (4, 3/7-11)

Der mit dem Beruf der Krankenschwester verbundene Status, das Ansehen wie auch das Einkommen hätten diesen in den Augen der Eltern zu einem für ihre Tochter akzeptablen Beruf gemacht. Sie jedoch bezeichnet ihre Auseinandersetzung mit der Möglichkeit Krankenschwester zu werden, als einen „Zwischenfall“ (S.2) - was sie werden will und schon immer werden wollte ist Coiffeuse. Diesem Beruf stehen die Eltern jedoch ablehnend gegenüber, die Gründe, die hinter dieser Ablehnung stehen, nennt Margita nicht explizit. Wahrscheinlich stehen diese in Zusammenhang zum geringen Status des Berufs sowie zu seinem ihm bis heute anhaftenden zweifelhaften Ruf. Jedenfalls bedarf es dem Beistand einer Verwandten, die selber Coiffeuse ist und sich für den Beruf verbürgt.

Und diese Frau hat eben Coiffeuse gelernt gehabt und nachher hat sie gesagt, es ist ein guter Beruf und so und man kann das und das, man hat gute Möglichkeiten und von der haben sie, nachher beim Heimfahren hat mein Vater gesagt, du könntest das ja noch schnuppern gehen (4, 5/17-20)

Daraufhin geht Margita in einem Coiffeurladen in einem ihrem Wohnort nahegelegenen grösseren Dorf schnuppern und macht dort mit der Ladeninhaberin eine schicksalhafte Begegnung: In ihr findet sie zugleich eine Lehrmeisterin, deren fachliche Kompetenz und Wille zur ständigen Weiterbildung sie schätzt, wie sie auch zu einer mütterlichen Freundin wird, die

ein offenes Ohr auch für ihre privaten Probleme hat. Margita spricht denn auch häufig im Plural, von „der Chefin und mir“. Damit grenzt sie sich indirekt auch von den zwei anderen Angestellten ab, die im selben Laden arbeiten. Ihrer Beschreibung zufolge sind sie und die Chefin innerhalb kürzester Zeit zu einem Team geworden. Nach der Schnupperlehre steht für Margita fest, dass sie die Lehre unbedingt machen will und zwar bei ihr. Dabei nimmt sie in Kauf, dass sie nur eine Anlehre als technische Assistentin machen kann, da die Chefin die Bedingungen zu einer Lehrmeisterin nicht erfüllt. Als die Eltern, die sich mit dem Berufswunsch mittlerweile abgefunden haben, jedoch erfahren, dass ihre Tochter eine Ausbildung ohne Gewerbeschule, ohne den Abschluss mit einem Eidgenössischen Fähigkeitszeugnis machen will, stellen sie sich noch einmal quer. Margita geht auf deren Druck in anderen Coiffeurläden in der Umgebung schnuppern und wird beim Anblick der Läden in ihrem Entscheid nur bestärkt: die Stimmung unter den Angestellten, die Rückständigkeit gegenüber städtischen, trendbewussten Coiffeurläden wie auch die häufig überalterte Kundschaft entsprechen nicht ihren Vorstellungen und Ansprüchen. Gleichzeitig hilft sie regelmässig nach der Schule im Laden der Chefin aus. Und letztlich setzt sie sich sowohl bei ihren Eltern, wie auch gegenüber den Lehrkräften durch, die ihr ebenfalls davon abraten, „nur“ eine Anlehre zu machen (S. 7). Kurz vor Ende des 9. Schuljahres erklärt sie, dass sie entweder dort oder sonst nirgendwo die Lehre machen wolle (S. 2). Damit setzt sie den Widerständen, einerseits auf der Ebene eines kulturellen Frauenbildes, andererseits auf der Ebene eines Anspruches auf eine solide Berufsausbildung ihren eigenen Willen entgegen und geht mit viel Durchsetzungsvermögen ihren Weg.

5.1.1.3.3 Berufliche Zukunftsperspektiven

Margita ist sich bewusst, keine richtige Coiffeurausbildung mit eidgenössischem Fähigkeitszeugnis zu machen. Es ist für sie denn auch nicht ausgeschlossen, später einmal, nach zwei, drei Jahren die Berufsschule an Abendveranstaltungen nachzuholen, um das „Theoriezeug“ (S. 4) noch zu lernen. Geradeso gut ist möglich, dass sie diesen Ausweis gar nicht brauchen wird, da ihr die Chefin, die jetzt um die 40 Jahre alt ist, bereits die Zusage gemacht habe, dass sie den Laden einmal werde übernehmen können - mit der Bemerkung, diese mündliche Zusage geheim zu behalten. Margita macht zwar „nur“ eine Anlehre und eine Ausbildung als technische Assistentin, jedoch mit Aussicht auf eine spätere Selbständigkeit. Was gegen aussen wenig ambitioniert scheinen mag, ist für sie Teil einer klaren Laufbahnplanung und es steht ein hoher Grad an Motivation dahinter. Weder kann sie sich vorstellen unter einer anderen Chefin als dieser zu arbeiten, noch scheint es für die Chefin eine andere Person als Margita zu geben, der sie den Laden wird übergeben wollen. Ausgehend von dieser scheinbaren Sicherheit malt sich Margita bereits heute aus, später einmal selbständig einen Coiffeurladen zu führen. Ebenso überzeugt ist sie davon, dass sie ihren Beruf zeitlebens wird ausüben wollen:

Ja, sehr, das ist mal an erster Stelle gewesen, dass ich diesen Beruf immer haben werde und eh, ja, einfach selbständig mal zu werden, egal wie (lacht) (4, 8/54-55)

Durch die Perspektive der Übernahme eines eigenen Coiffeurladens hat die berufliche Zukunft für Margita bereits begonnen. Sie weist im Gegensatz zu den beiden Angestellten in ihrem Lehrbetrieb bereits eine Art Unternehmerinnenmentalität auf. Obwohl sie erst Lehrtochter ist, versteht sie sich als Teilhaberin und zeigt einen entsprechenden Geschäftssinn.

Weil viele gehen arbeiten, fangen um Acht an, um halb Sieben Feierabend und gehen nach Hause. Zum Beispiel auch die Coiffeusen, die bei uns arbeiten, die wollen gerade heim, oder schauen schnell, dass sie noch fertig schneiden können, dass sie pünktlich heim können und ich und die Chefin sind so,

dass wir noch dort hocken und einen Kaffee zusammen trinken und noch über die Schnitte reden und was wir noch machen könnten und mit Werbung und alles zusammen, dass es besser laufen würde und ich bin meistens die, die der Chefin auch mehr Ratschläge gibt. (4, 7/5-12)

Zusammen haben sie in einem nahegelegenen Dorf einen zweiten Laden renoviert und eröffnet. Margita hat ihre Wochenenden damit verbracht, der Chefin bei der Renovation zu helfen, im Gegensatz wiederum zu den andern beiden Angestellten, die zu solchen Arbeitseinsätzen nicht bereit waren. Zudem konnte sie sich so der Kontrolle ihrer Eltern entziehen. Was im Weiteren zur Identifikation mit dem Betrieb beiträgt, ist die Tatsache, dass sie bereits als Lehrling mit Umsatzbeteiligung arbeitet. Auf ihre Anfrage hin hat die Chefin den Vertrag geändert, damit sie auch jetzt schon sehen könne, was es zu verdienen gibt. Damit geht für Margita einher, dass sie sich bemüht, die KundInnen zu beraten, auf die neusten Trends hinzuweisen und dementsprechend auch den Umsatz zu erhöhen. Die KundInnenberatung, der freundliche und Trinkgeld abwerfende Umgang mit den KundInnen sind Fähigkeiten, die sie als notwendig für die Ausübung ihres Berufes ansieht. Ein weiterer wichtiger Bestandteil ihrer Berufsauffassung ist ihr Anspruch, ständig auf dem neusten Trend sein zu wollen und sich mittels verschiedener Kurse weiterzubilden. Der Mensch, so meint sie, habe nie ausgelernt (S. 3). Dementsprechend motiviert ist sie, sich innerhalb ihres Berufes über neuste Modetrends zu informieren und sich die neuen Techniken anzueignen. Dabei orientiert sie sich an grosstädtischen Coiffeurläden, insbesondere an einer Firma aus London, die parallel zu ihren Produktreihen immer auch Kurse anbietet. Im Weiteren will sie ihr Angebot diversifizieren und hat bereits jetzt, während der Lehre in ihrer Freizeit Kurse in Kosmetik und chinesischer Kopfmassage besucht, welche sie beide mit Diplomen abgeschlossen hat.

5.1.1.4 Zusammenfassende Bemerkungen zu den beruflich Ambitionierten

Im Moment der institutionell vorgegebenen Phase der Suche möglicher Ausbildungsplätze verfügen diese Jugendliche über eine konkrete Berufsorientierung, sie wissen genau, was sie „werden wollen“ und somit auch was sie suchen. Diese klare Orientierung bedeutet nicht, dass vorgängig nicht andere Berufsziele bestanden haben können, sondern heisst vielmehr, dass die Jugendlichen in ihrer Darstellung keinerlei Zweifel aufkommen lassen, dass es sich bei ihrem jetzigen Ausbildungsberuf um den von ihnen gewünschten handelt.

Der Klarheit der Berufsorientierung entspricht eine grosse Bindung der entsprechenden Person an den Beruf. Gemäss den Darstellungen der Jugendlichen wurden die berufswahlleitenden Fähigkeiten oder Neigungen als ein wichtiger Teil ihrer Identität bereits in der Kindheit erworben. Den Berufsfindungsprozess stellen sie als selbstgesteuert dar, sogar im Falle des Metallbauschlossers wird vor dem Hintergrund des Familienbetriebes dessen Berufentscheid von ihm als selbstbestimmte, individuell getroffene Wahl dargestellt. Indem die Begründung hauptsächlich auf der Ebene der individuellen Disposition erfolgt und situative Momente, wie auch soziale Ressourcen als beeinflussende Faktoren kaum erwähnt werden, kann von einem individualistischen Begründungsmuster gesprochen werden.

Entsprechend ihrer konkreten Berufsorientierung gehen die Jugendlichen die Suche einer Lehrstelle zielorientiert an. Mit viel Eigeninitiative und strategischem Vorgehen setzen sie alles daran, die von ihnen angestrebte Lehrstelle zu bekommen und verstehen sich dabei als „Schmid ihres eigenen Glücks“.

Der Beruf spielt in ihren Lebensentwürfen eine ausgesprochen zentrale Rolle, beziehungsweise ist für sie ein Leben ohne Beruf nicht denkbar. Er steht im Dienste der Selbstverwirklichung,

oder wie bei der jungen Frau ausländischer Herkunft, auch der Emanzipation vom elterlichen Milieu. Dementsprechend hoch sind die Anforderungen an die berufliche Tätigkeit: diese muss anspruchsvoll und speziell im Sinne einer künstlerischen Leistung bzw. immer auf dem neusten Stand, „up to date“ sein. Die weitere berufliche Laufbahn ist bei allen drei Jugendlichen bereits vorskizziert: sie haben alle das Ziel, den Schritt in die Selbständigkeit zu machen, weshalb sie im Folgenden als die beruflich Ambitionierten bezeichnet werden.

5.1.2 Gruppe 2: Sie wissen was sie machen wollen

Bei dieser Gruppe von Jugendlichen steht der konkrete Beruf gegen Ende der obligatorischen Schulzeit noch nicht fest. Sie haben ein Feld akzeptabler Berufe abgesteckt, innerhalb diesem müssen sie ihre Berufsorientierung noch konkretisieren. Sie haben bereits Vorstellungen bezüglich eines für sie in Frage kommenden Berufsfeldes und grenzen dieses gegenüber Berufen und Berufsfeldern, die sie nicht in Betracht ziehen klar ab.

5.1.2.1 Daniel Eggimann – Multimediaelektroniker (Fall 1)

5.1.2.1.1 Biografisches

Daniel Eggimann ist auf dem Land aufgewachsen. Sein Vater ist Käser, seine Mutter arbeitet momentan 40 Prozent in einer Anstellung als Pflegerin. Daniel hat zwei Schwestern, die eine ist ein Jahr älter als er, die andere vier Jahre jünger. Teil seiner Kindheitserfahrungen sind die mehrmaligen Wohnortswchsel aufgrund der Schliessungen der Dorfkäsereien. Der unmittelbar hinter ihnen liegende, insgesamt vierte Wechsel des Wohnortes erfolgte zeitgleich mit Daniels Abschluss der obligatorischen Schule - er besuchte den Schultyp der Sekundarstufe I mit erweiterten Ansprüchen - und seinem Eintritt in die Berufslehre. Am neuen Wohnort, ebenfalls einem kleinen Dorf, wo der Vater erneut in der Käserei eine Anstellung gefunden hat, kennt Daniel kaum andere Jugendliche und verbringt auch wenig Zeit dort. Er hält sich mehrheitlich in der kleinen Stadt seines Lehrbetriebes auf, oder in Bern, wo er die Berufsschule besucht.

5.1.2.1.2 Chronologie des Berufsfindungsprozesses

Die Erzählung des Berufswahlprozesses beginnt Daniel mit einer Episode, als er ungefähr 12 Jahre alt war:

Also, das erste mal als ich eigentlich auf diesen Beruf gekommen bin, sind wir einen Fernseher kaufen gegangen, so in ein Geschäft, in welches wir eigentlich immer gegangen sind, und meine Eltern haben den Chef gekannt, der hat mich nachher gerade gefragt, ob ich mal kommen und schauen wolle, dann habe ich ja gesagt, das ist eigentlich das erste gewesen. (1, 1/42-45)

Anderthalb Jahre später kommt Daniel auf dieses Angebot zurück und macht im Geschäft des elterlichen Bekannten in der 7. Klasse während den Schulferien eine Art Probelehre. Obwohl ihm die Arbeit dort gefallen habe, ist für ihn klar, dass er nicht nur in einen Beruf sondern in möglichst viele verschiedene Berufe einen Einblick gewinnen will. Berufliche Erfahrungen hat er durch seine Mitarbeit in der Käserei seines Vaters gemacht. Dabei gewann er nicht nur einen Eindruck von der Arbeit als Käser, sondern er war auch häufig im dazugehörenden Laden tätig. Dort lernte er den Umgang mit Geld und machte erste Erfahrungen im Kundenkontakt, was ihm nach eigener Aussage heute zu gute kommt. Im Weiteren arbeitet er in den Ferien als Aushilfe bei einem Landschaftsgärtner, bei einem Freund seiner Eltern. Zu Beginn des 9. Schuljahres, in

der Zeit, in welcher die Berufswahl aktuell wird, macht er eine Schnupperlehre als Polymechniker und informiert sich bei dieser Gelegenheit über die Berufe des Automatiklers und des Konstrukteurs. Eine weitere Schnupperlehre macht er bei einem Schreiner. Im BIZ, welches er mit der Schule besucht hat, wird er auf den Beruf des Laboranten aufmerksam, einen Beruf der ihn fasziniert habe, den er aber als Option verwirft, weil es nach seiner Aussage in seiner Umgebung kaum Lehrstellen gibt. Seine Begründung verdeutlicht die enge Anbindung an einen regionalen Lehrstellenmarkt, welcher den Radius des Feldes möglicher Berufe stark mitbestimmt.

Nach der Auseinandersetzung mit den geschilderten Berufen kommt er auf den eingangs erwähnten Beruf zurück und macht sich auf die Suche nach einer Schnupperlehrstelle als Multimedia-Elektroniker (MME). Auf der Liste, die er vom BIZ bekommen hat, kommen 30 MME-Betriebe für ihn aufgrund ihres Standortes in Frage.

Ich habe zuerst alle angerufen und gefragt, ob sie überhaupt noch eine haben, oder, weil 70% oder so hat nicht mehr ausgebildet, oder hat schon einen gehabt oder so. Nachher habe ich wirklich nur denen geschrieben, bei denen ich sicher gewesen bin, dass sie eine frei haben. (1, 2/11-15)

An acht Betriebe schickt er aufgrund seiner Vorabklärung eine Bewerbung und malt sich trotz der erfahrenen Knappheit an Lehrstellen gute Chancen aus. Von zwei Betrieben bekommt er die positive Antwort, bei ihnen eine Schnupperlehre machen zu können. In einem der beiden Betriebe erhält er noch während der Schnupperlehre das Angebot auf eine Lehrstelle, welches er annimmt. Den letztlich erzielten Erfolg schreibt er seiner Eigeninitiative, wie auch seinem Sekundarschulabschluss zu. Seine Eltern konnten ihn nach seiner Einschätzung weder in der Berufswahl noch auf der Lehrstellensuche unterstützen. Da sie nicht in seinem zukünftigen Berufsfeld arbeiten, konnten sie ihm auch keinen Zugang zu Ausbildungsplätzen vermitteln. Auf die Frage, was er gemacht hätte, wenn er ohne Lehrstelle geblieben wäre, bleibt er ziemlich vage:

Jaha, einfach irgendwie vielleicht arbeiten irgendwo oder so, für ein Jahr, oder dass ich für ein Jahr ins Welsche oder so, etwas von der Welt sehe, ins Ausland vielleicht nicht gerade, in der Schweiz irgendwo. Dass ich mich einfach in dem Jahr noch mal befasse und wenn ich eben auf dem Beruf keine Lehrstelle gefunden hätte, dass ich halt dann auf einen anderen gekommen wäre, den ich vorher angeschaut habe, Polymech oder so. (1, 6/16-20).

Was in dieser Äusserung deutlich wird und sich durch die gesamte Schilderung des Berufsfindungsprozesses von Daniel Eggimann zieht, ist die Tatsache, dass es nicht ganz nachvollziehbar wird, weshalb er sich für diesen Beruf entschieden hat. Weder greift er in seiner Begründung auf handwerkliche Erfahrungen zurück, noch hat er ein spezielles Interesse an elektronischen Geräten wie Computern oder am Fernsehen. Einen Computer konnte er sich bisher auch gar nicht leisten und sein Vater habe auch „nicht so Zeugs daheim“ (S. 12). Auf die Frage, was denn für ihn das entscheidende Motiv gewesen sei, gerade diesen Beruf zu wählen, antwortet er:

Ja, das ist einfach interessant, einfach vielseitig auch, das ist auch ein Beruf mit Zukunft, habe ich gemerkt. Ja also Polymechanik braucht es auch immer, aber es hat mich einfach nicht mehr so gereizt, das ist es gewesen. (1, 3/36-38)

Er stellt somit zwei Begründungen in den Vordergrund, einerseits die Vielseitigkeit der beruflichen Tätigkeit, indem er im Laden, in der Reparatur und im Kontakt mit Kunden arbeiten kann und andererseits die Zukunftsträchtigkeit des von ihm gewählten Berufs. Er will, so führt er weiter aus, einen Beruf erlernen, den es immer brauchen wird. Meinem wiederholten

Nachfragen, ob die Berufswahl tatsächlich in keinerlei Verbindung mit vorberuflichen Erfahrungen oder Interessen stehe, setzt er folgendermassen ein Ende:

Früher, also in der Berufsschule haben sie uns das gesagt, so vor zehn Jahren haben alle die, die einen solchen [Beruf] gemacht haben, die haben schon Erfahrung gehabt, die haben daheim so hobbymässig solche Sachen gemacht, die ich eigentlich nie gemacht hab. Für mich ist eigentlich ziemlich alles neu gewesen, so löten und so. Eben die meisten haben das früher schon gekonnt und bei uns [in seiner Klasse der Berufsschule] sind halt die meisten schon einfach Anfänger, die das noch nie gemacht haben, nur in der Schnupperlehre. (1, 4/6-11)

Er, wie offenbar auch viele andere, suchen sich ihren Beruf nicht entsprechend ihren bisherigen Erfahrungen und Fertigkeiten aus, sondern beginnen die Lehre ohne Vorerfahrungen. Mit seinem historischen Rückbezug deutet Daniel Eggimann an, dass es sich bei meiner Vorstellung, ein zukünftiger Multimediaelektroniker müsse seine Kindheit damit verbracht haben, Radios auseinander zuschrauben, um ein veraltetes, nicht mehr zeitgemässes Bild handelt.

5.1.2.1.3 Berufliche Zukunftsperspektiven

Daniel Eggimann hat sich für ein sicheres, zukunftsträchtiges Berufsfeld entschieden, innerhalb dem er sich als Berufsmann ansiedeln wird. Elektronik, so führt er aus, sei weit verbreitet und werde sich noch weiter ausbreiten. Weil in der elektronischen Branche die Entwicklung rasant vorangehe, müsse man ständig dranbleiben und sich auf den neuesten Stand bringen (S. 5). Dementsprechend geht Daniel davon aus, in seiner Ausbildung lediglich einen Grundstock an Wissen zu erwerben, den er laufend den Entwicklungen wird anpassen müssen. Gleichzeitig ist er sich bewusst, dass die rasante Entwicklung im Feld der Elektronik auch einen Wandel der einzelnen Berufe mit sich bringen kann. Die Schnelllebigkeit, der Wandel im fachlichen Bereich wie auch auf der Ebene der Berufsstruktur ist Teil der Normalitätsauffassung von Daniel Eggimann.

Vielleicht gibt's ja diesen Beruf in 10 Jahren nicht mehr, oder, weil immer mehr einfach fortgeworfen wird, oder man sie gar nicht mehr repariert. Früher hat man viel mehr repariert und, jetzt, unser Beruf, wir sind einfach schon nicht mehr so am reparieren, wir sind einfach, ja, die Leute kaufen es irgendwie auswärts und wir müssen es nachher noch flicken, wenn es noch rentiert oder irgendetwas installieren gehen oder so, von dem leben wir bei uns vor allem. (1, 8/43-48)

Weder geht er davon aus, einen Beruf fürs Leben zu lernen, noch dass das Gelernte lange Bestand haben wird. Seine Strategie damit umzugehen, zeigt sich in der wiederholten Hervorhebung seiner Offenheit gegenüber Veränderungen und verdeutlicht sich in seiner Devise „offen sein für alles, eigentlich spontan sein“ (1, 10/41-42).

Im Hinblick auf seine Lebenspläne, auf die Frage, was er sicher einmal erreicht haben wolle, meint Daniel:

Jaha, das sind vielleicht auch so ein wenig Sachen, die man vielleicht nie erreicht, oder, jaha, das ist noch schwierig zu sagen. Ja ganz spezifisch kommt mir jetzt vielleicht gerade nichts in den Sinn. Ja es gibt schon Sachen, einfach die soziale Sicherheit oder so, die man sich wünscht. (1, 10/52-54)

Die Thematisierung einer sozial stabilen Lebenssituation mit einem gesicherten Einkommen und einem sozialen Umfeld könnte m.E. in Zusammenhang mit seiner familiären Situation stehen, indem er die zunehmend prekärer werdende Situation der Dorfkäsereien zu spüren bekam, welche wiederum in einem Zusammenhang zum Wandel des Arbeitsmarktes steht. Die Zukunft nimmt er grundsätzlich als unberechenbar und ungewiss wahr, eine Unsicherheit, der er mit Flexibilität und Offenheit begegnet, begegnen muss. Konkrete Schritte in der unmittelbaren Zukunft, nach

Abschluss der Lehre, hat er dementsprechend noch keine geplant, sondern skizziert lediglich mögliche Optionen:

Jaha, ich werde wahrscheinlich schon noch ein paar Jahre auf diesem Beruf weiterarbeiten, aber eben man geht, wir gehen in das Militär und so, mal schauen, was dort raus kommt, ich weiss nicht, vielleicht macht man dann irgendwie dort etwas weiter. Oder eben sonst einfach auf dem Beruf, mal ein paar Jahre arbeiten und nachher eben mal in eine Gegend gehen, spezialisieren, die einem vielleicht anspricht, weil wahrscheinlich gibt es schon ziemlich viele Gebiete, wo man irgendwie arbeiten gehen könnte mit dieser Grundlage, habe ich das Gefühl. (1, 10/32-37)

Die angedeuteten Möglichkeiten, im Militär weiterzumachen oder sich innerhalb des erlernten Berufs zu spezialisieren, folgen keinem festen Plan und es lässt sich auch nicht ausmachen, in welche Richtung er am liebsten gehen möchte. Zudem fällt in dieser Passage die unpersönliche Formulierung auf, die distanzierend wirkt, als ob es sich nicht um seine eigene Zukunft handeln würde. Auf die angesprochene Möglichkeit, einmal eine Familie zu gründen, antwortet er ebenso unbestimmt und offen, man werde dann sehen. Sicher ist er sich einzig darüber, dass er bestimmt nicht ewig im selben Betrieb arbeiten werde. Gleichzeitig soll die Arbeit einen wichtigen Stellenwert in seinem Leben einnehmen. Bereits heute steht sie im Mittelpunkt, während es früher in der Schule die Freizeitaktivitäten waren. Bezüglich des Verhältnisses von Arbeit und Freizeit strebt er in der Zukunft das folgende ideale Verhältnis an:

Jah, Freude dran zu haben und so, eben jetzt auf dieser Branche wo ich jetzt bin, Heim- Multimedia kann man auch mit der Freizeit verbinden natürlich, oder irgendwie Fernseher oder so, da kann man sich auch in der Freizeit irgendwie „vertun“, oder so, dass es auch dort einen Bezug gibt, Computer und so. Dass man nicht irgendwie einen Beruf hat, den man irgendwie nicht anwenden kann ausserhalb oder also den man auch immer brauchen kann. Oder wenn man mal irgendwie etwas ganz anderes macht, dass man die Grundlage gleichwohl noch hat, oder die einem im Alltag zu Gute kommt, vielleicht manchmal. (1, 11/46-52)

In seiner Vorstellung macht er den Brückenschlag zwischen Beruf und Freizeit, zwei für ihn mangels der Anbindung an vorberufliche Erfahrungen bisher getrennten Lebensbereiche. Indem er die für die Unterhaltung konzipierten Geräte seines Gewerbes, die bislang noch kaum eine Bedeutung in seinem Privatleben hatten, zu seiner Freizeitbeschäftigung machen will, versucht er einen Bezug herzustellen zwischen beruflichem und privatem Alltag.

5.1.2.2 Diego Fuhrer – Automatiker (Fall 2)

5.1.2.2.1 Biografisches

Diego Fuhrer lebt mit seiner Mutter und ihrem Freund in einem mittelgrossen Dorf. Seine Mutter arbeitet in einer 60 Prozent Anstellung als Krankenpflegerin und hat, wie er eingangs des Gesprächs erwähnt, soeben mit einer schriftlichen Arbeit eine Weiterbildung abgeschlossen. Sein leiblicher Vater, so gibt er im Fragebogen an, hat eine 40 Prozent Stelle als Tierpfleger. Im Gespräch erwähnt er diesen jedoch nie, im Unterschied zu seinem sozialen Vater, dem Freund seiner Mutter, der Polymechaniker gelernt hat. Unklar bleibt, ob dieser noch auf dem gelernten Beruf arbeitet oder den Beruf gewechselt hat. Diego besuchte sämtliche Schulen im Dorf, wo er wohnt, die obligatorische Schule schloss er auf der Sekundarstufe, das heisst auf dem Niveau erweiterter Ansprüche ab.

5.1.2.2.2 Chronologie des Berufswahlprozesses

Auf dem Weg zum Beruf des Automatikers, den er jetzt lernt, spielt sein Hobby eine wegweisende Rolle: er ist in einem Verein von „Renntöfflifahrern“ und geht mit seinem

„frisierten“ Fahrzeug regelmässig an Rennen und Trainings. Der Unterhalt und die Weiterentwicklung des Gefährts sind denn auch beides wichtige Aspekte seiner Freizeitbeschäftigung. Bezüglich der Berufswahl steht für ihn von Anbeginn fest, dass er im Bereich handwerklich-technischer Berufe nach einer Lehrstelle suchen wird. Während ihm seine Mutter in der Konkretisierung seiner Berufsorientierung nicht direkt beistehen konnte, allenfalls durch ihre Offenheit unterstützend war, stand ihm ihr Freund bei der Berufswahl zur Seite. Sei es durch die Vermittlung einer Schnupperlehre, wie indirekt auch durch gemeinsame Freizeitaktivitäten. Auf Rat seines sozialen Vaters und aufgrund seiner technischen Vorkenntnisse absolviert er in der 9. Klasse eine Schnupperlehre als Polymechaniker. Dieser Beruf gefällt ihm zwar, nur habe er gedacht, er wolle noch weiterschauen. Eine zweite Schnupperlehre macht er als Automechaniker.

Aber beim Automechaniker habe ich nachher gefunden, nicht, blöde gesagt nicht unterfordert, aber die machen heutzutage auch nicht mehr so viel, die hängen das Analysegeräte an das Auto, nachher können sie an dem feststellen, was kaputt ist, wechseln das aus und fertig - das Auto geht wieder raus.
(2, 3/12-16)

Indirekt tönt er in dieser Darstellung eine Anforderung an, die er an seine zukünftige Berufsarbeit stellt: sie soll anspruchsvoll sein. Als eine wegweisende Erfahrung in seinem Berufsfindungsprozess schildert Diego, wie er mit seinem sozialen Vater einen Verstärker für seinen PC gebaut habe. Der Umgang mit den Elektrobauteilen habe ihn auf die Idee gebracht, eine Schnupperlehre als Elektroniker zu machen. Seine Bemühungen, eine Schnupperlehre als Elektromonteur zu finden, bleiben jedoch erfolglos. In der weiteren Auseinandersetzung mit möglichen Berufen stösst er auf den Beruf des Automatikers, den er bislang nicht gekannt hat. Er macht zwei Schnupperlehrern als Automatiker, und schildert diese Berufstätigkeit als die ideale Kombination einer technisch-handwerklichen Tätigkeit und seinem neu entdeckten Interesse für die Elektronik.

Nachher bin ich Automatiker schnuppern gegangen, nachher habe ich eigentlich sagen müssen, das ist gerade das Richtige, das ist nicht nur mit so feinen Bauteilchen, wie jetzt eben ein Elektroniker. Aber ich kann gleichwohl noch ein wenig bohren, ich kann auch noch ein wenig „Gröberes“ machen, eben mit den Fingern, nicht nur so feines Zeugs machen. Nachher hat mir das eigentlich gerade zugesagt.
(2, 3/46-50)

Aus diesen Schnupperlehren eröffnet sich für ihn nicht „automatisch“ der Zugang zu einem Ausbildungsplatz, sondern er muss sich für eine Lehrstelle bewerben. Auf dem BIZ lässt er sich eine Liste von Betrieben, die Automatiker ausbilden, ausdrucken. Von den insgesamt 13 Bewerbungen, die er verschickt hat, bekommt er zwei Zusagen, wobei er dem ersten Betrieb sogleich zusagt. Die Lehrstellensuche fand Diego, abgesehen vom Schreiben der Bewerbungen, an sich nicht belastend. Falls er keine Lehrstelle als Automatiker gefunden hätte, meint er, dass er sich auf Lehrstellen als Polymechaniker beworben oder allenfalls ein Zwischenjahr in einem englischsprachigen Land gemacht hätte (S. 6). Seine Zuversicht und sein Selbstvertrauen wurden durch das Gewährwerden der grossen Konkurrenz auf dem Lehrstellenmarkt nicht erschüttert. Dass es sich bei seinem Beruf um einen gefragten handelt, wurde er sich auch jetzt wieder bewusst, indem bei „seiner“ Firma dieses Jahr über 80 Bewerbungen eintrafen. Bezüglich der Einschätzung seiner Chancen auf dem Lehrstellenmarkt erwähnt er den Eignungstest, den er in Bern gemacht hatte und den Bewerbungen jeweils beilegen musste. Der Wirkung dieses Tests ist er sich nicht sicher:

Gewisse „Buden“ haben noch einen eigenen gehabt, oder zum Beispiel eben die Wifag und dort bin ich nachher eigentlich sehr gut gewesen. Und beim anderen, den man da in Bern hat machen müssen,

in der Berufsschule, der ist weniger gut rausgekommen und vielleicht auch gerade aus dem Grund haben sie mich eben dort wollen, also, ich habe zwar das Gefühl, dass der Eignungstest nicht so, also dass auf den nicht so extrem Wert gelegt wird. (2, 6/40-45)

Letztlich drückt er damit auch aus, dass ihm die Selektionskriterien unklar bleiben.

Während Diego im Fragebogen angibt, in der Kindheit sei sein Traumberuf Pilot und Polizist gewesen und heute Rennfahrer, meint er im Gespräch, dass Automatiker voll und ganz seinen Wünschen entspreche. Bei den Schilderungen seines Berufes sticht denn auch ins Auge, mit welcher Ausführlichkeit Diego seinen Beruf beschreibt. Mit grosser Ausführlichkeit beschreibt er sein berufliches Tätigkeitsfeld und nimmt dazu reichlich technische Fachausdrücke wie Relais-Steuerungen, Schaltschränke, Frequenzumformer und SPS-Programme zu Hilfe. Was er wiederholt an seinem Beruf als besondere Qualität hervorhebt, ist die Vielseitigkeit und die Tatsache, dass vieles von Hand gemacht werden muss. Zur Begründung seiner Berufswahl greift er nebst der Darstellung der beruflichen Tätigkeiten auf seine Kindheit zurück, indem er immer schon Interesse an Elektronikbauelementen und technischen Basteleien gehabt habe (S. 2). Ein zusätzliches Argument für die getroffene Berufswahl neben der Passung zwischen Person und Beruf liegt im Anspruch an einen guten Lohn - als Automatiker verdient er besser als ein Automechaniker – und an Aufstiegsmöglichkeiten (S. 3). Eine ebenfalls hervorgehobene Qualität seines Berufes ist dessen Zukunftsträchtigkeit.

Und ja, es ist recht ein gefragter Beruf und ja, eben die Zukunft ist sicher, was soll ich sagen, sicherer, weil jetzt wird immer mehr auf Roboter und so umgestellt und das Zeug machen ja eigentlich alles wir, eben die Maschinen und Roboter, von dem her ist es eigentlich ja sicher, dass man da immer jemanden braucht. (2, 6/10-15)

Seine Idealvorstellung von Arbeit steht in einem engen Bezug zu seiner Freizeitbeschäftigung, die Wartung und Weiterentwicklung seines Mopeds wird zur Idealvorstellung einer Arbeitstätigkeit.

Ja mir verleidet nicht bald etwas, aber ich habe gerne, wenn ich ein wenig ein grosses, wie soll ich dem sagen, Feld habe, wo ich etwas machen kann. Und jetzt, das sieht man jetzt zum Beispiel auch beim „Töffli“ wieder, ich habe jetzt auf meinem Töffli vom elektronischen Zeug drin, über das was der Polymech mit drehen und fräsen macht, und die ganze Verkabelungen vom elektronischen Zeug, also da ist im Grunde genommen wieder alles drin. (2, 4/18-22)

Er will nicht wie der Automechaniker, den er weiter oben beschrieben hat, nur noch einen Teilablauf ausführen, auch nicht nur, wie jetzt zum Teil in der Lehre Routineabläufe vollziehen, sondern er möchte eine abwechslungsreiche Arbeit, die möglichst einen ganzheitlichen Arbeitsablauf umfassen soll. Mit dem Arbeitsgebiet des Automatikers ist er sehr zufrieden, da dieses elek-tronische, mechanische, handwerkliche Anteile und neuerdings auch Informatik enthält.

5.1.2.2.3 Berufliche Zukunftsperspektiven

Konkret geplant für die Zukunft hat er vorerst einmal den Vorkurs für die BMS, den er im dritten Lehrjahr machen will. Dies würde ihm zum Beispiel einen prüfungsfreien Eintritt an die Technikerschule in Biel eröffnen. Doch bis ins Detail hat er seine berufliche Laufbahn noch nicht durchdacht.

Ja, mal Vorkurs und nachher weiss auch nicht, nach dem Militär, möchte ich mal gerade ein wenig arbeiten, mal ein wenig Geld verdienen und nachher möchte ich mal vielleicht noch ein wenig reisen gehen. (2, 7/51-53)

Für ihn ist durchaus denkbar, dass er ein Leben lang auf dem gleichen Beruf arbeiten würde. Vorstellen kann er sich auch, sich allenfalls zum Lehrmeister ausbilden zu lassen. Den Weg zu einer Weiterqualifizierung hält er sich offen, vorerst noch ohne damit konkrete Absichten zu verfolgen. Was er jedoch sicher nicht will, ist eine Führungsposition:

Ja, also was ich sicher nie möchte ist irgendwie so eine hohe Position, dass ich irgendwie einfach immer jeden Abend bis weiss nicht wann arbeiten muss und ich weiss, das möchte ich gar nicht, das finde ich etwas vom Schlimmsten (lacht). (2, 8/27-29)

Hingegen geht er davon aus, vollzeitlich und nicht teilzeitlich zu arbeiten. Im Moment leidet zwar seine Freizeit unter der Beanspruchung durch die Lehre und die Berufsschule, was er vor allem letzterer zuschreibt. Einmal in den Beruf eingestiegen, geht er davon aus, dass die Freizeitbeschäftigungen wieder mehr Raum einnehmen werden, obwohl er meint, nach einem vollen Arbeitstag in der Werkstatt am Abend jeweils kaputt zu sein.

5.1.2.3 Sonja Neuenschwander: Sattlerin (Fall 3)

5.1.2.3.1 Biografisches

Bis zum Ende der obligatorischen Schulzeit, lebte Sonja Neuenschwander mit ihren Eltern und ihren beiden jüngeren Geschwistern in einem grösseren Dorf im Seeland. Ihr Vater ist diplomierter Projektleiter, programmiert und installiert Computer. Ihre Mutter ist gelernte Coiffeuse und arbeitete als solche zu Hause, daneben hatte sie noch eine teilzeitliche Anstellung bei einem Optiker. Seit etwas mehr als einem Jahr, kurz bevor Sonja die Lehre begann, haben sich die Eltern getrennt. Die Mutter zog mit den drei Kindern in eine kleines Dorf im Seeland, wo sie eine Wohnung über der Käserei beziehen konnten. Sie fand eine Teilzeitanstellung als Schulbusfahrerin und als Aushilfe in der Käserei. Die beiden jüngeren Geschwister von Sonja, der Bruder ist 13 Jahre alt, die Schwester 10, besuchen die Schulen im Dorf, wo sich auch die Sattlerei befindet, in welcher Sonja die Lehre macht. Die Berufsschule besucht sie in Olten zusammen mit sechs Frauen und einem Mann. Zu den ehemaligen SchulkollegInnen aus der Realschule habe sie keinen Kontakt mehr, ebenso wenig fand sie Anschluss im Dorf, zumal die Angestellten der Sattlerei, mit einer Ausnahme, alle um Jahre älter sind als sie. Die Wochenenden verbringt Sonja häufig in der evangelischen Gemeinschaft in einer nahegelegenen kleinen Stadt oder in der Jungschar. Auf einem nahegelegenen Hof kann sie seit Beginn ihrer Lehre gegen ein kleines Entgelt regelmässig mit einem Pferd ausreiten.

5.1.2.3.2 Chronologie des Berufswahlprozesses

Sonjas ursprünglicher Berufswunsch war es, Kleinkindererzieherin zu werden. Diesen musste sie als unrealistisch verwerfen, nachdem sie in der 7. Klasse eine Schnupperlehre absolvierte und feststellen musste, dass es schwierig ist, eine Lehrstelle zu finden. Über 100 junge Frauen würden sich auf eine Lehrstelle bewerben und nur 10 davon hätten die Chance, eine zu bekommen, meint sie. Im Weiteren wird in der Regel ein Schulabschluss des Typs erweiterter Ansprüche erwartet oder ein Notendurchschnitt von mindestens 4.5 (Zihlmann et.al.1999, S. 149) – Sonja hat einen Abschluss auf dem Niveau der Grundansprüche. Verschiedentlich deutet sie an, dass sie nicht allzu gerne in die Schule gegangen sei, einerseits sei sie eine Einzelgängerin, andererseits sei sie in verschiedenen Schulfächern, insbesondere den sprachlichen nicht sehr gut gewesen (S. 7). Es fällt ihr schwer, sich fliessend, ohne zu stottern auszudrücken.

Im Verlauf des Gesprächs grenzt sie die getroffene Berufswahl immer wieder vom Beruf der Kleinkindererzieherin ab. Hinweise für im Verlauf des Berufsfindungsprozesses vollzogene biografische Glättungen sind in den Fragebögen zu finden: Im Fragebogen 1 gibt sie an, dass Sattlerin nicht ihrem Wunschberuf entspreche, sondern dass sie den Beruf aufgrund einer gesicherten Zukunft wähle. Im Fragebogen 2 gibt sie an, dass der Sattlerinnenberuf ziemlich ihrem Wunschberuf entspreche und heute meint sie, mit dem Beruf glücklich zu sein und gar nicht mehr Kleinkindererzieherin werden zu wollen.

Ihre Erläuterungen, wie sie dazu gekommen sei, Sattlerin zu werden, beginnt sie mit der Schilderung einer Episode aus der Schulzeit: eine Hausarbeit sei ihr so gut gelungen, dass ein Bekannter den Vorschlag gemacht habe, das Werk binden zu lassen. Der Besuch beim Buchbinder bringt sie auf die Idee Buchbinderin zu werden und sie bewirbt sich daraufhin an zwei Orten für eine vierjährige Lehre. Andere Berufe, die sie sich angeschaut habe, seien der Drechsler- und Grafikerberuf gewesen, wobei letzterer ihr aufgrund der Arbeit mit dem Computer nicht gefallen habe. Sie zieht es vor, Arbeiten von Hand zu schreiben, auch weil sie im Umgang mit dem Computer keine Spezialistin sei, obwohl ihr Vater in diesem Bereich Fachmann ist.

Auf die Idee einer Sattlerinnenlehre kommt ihre Mutter, indem sie in der Zeitung auf ein Lehrstellenangebot einer Sattlerei stösst. Sie bringt ihre Tochter zum Sattler, wo diese zwei Tage lang einen Einblick in das Handwerk und den Betrieb gewinnt. Die Arbeit und der Betrieb gefallen ihr, worauf sie während einer Woche eine Schnupperlehre macht und später anstatt mit der Klasse in ein Lager zu gehen, im selben Betrieb wiederum eine Woche lang als Aushilfe arbeitet. Gleichzeitig zum Angebot der Lehrstelle in der Sattlerei stehen noch die zwei Angebote der Buchbinderlehrstellen offen. Diese befinden sich in etwas weiterer Distanz zum Wohnort, wohingegen die Sattlerei in fünf Gehminuten von ihrer Wohnung zu erreichen ist. In der Entscheidung zwischen den drei Optionen führt sie neben der Nähe zum Wohnort noch weitere Gründe auf:

Ja, und da hab ich gedacht, nein, als Sattler habe ich eine bessere Zukunft und nachher hast du nur drei Jahre zu lernen statt vier. Als Buchbinder hast du vier Jahre, einen besseren Lohn nachher auch und Buchbinden ist immer mehr nicht mehr handwerklich, sondern mit Maschinen gemacht, das meiste, oder Serienarbeiten hat es viel und jetzt beim Roth oder sonst als Sattler machst du ja viel Einzelanfertigungen halt. (3, 6/15-19)

Da sie, wie eingangs erwähnt, nicht gerne zur Schule geht, ist die Dauer der Berufsschulbesuchs für sie von Bedeutung. Im Weiteren ist für sie wichtig, keine Massenanfertigungen machen zu müssen und somit sollte ihre Berufstätigkeit möglichst von Automatisierungs- und Rationalisierungsprozessen nicht betroffen sein. Die Höhe des Lohnes, welche mit der Dauer der Ausbildung korreliert, scheint offenbar für sie nicht entscheidend ins Gewicht zu fallen. Die erwähnte Zukunftssicherheit des Berufs führt sie an anderer Stelle aus, indem sie die Möglichkeiten sich zu spezialisieren aufzählt, die beim Sattlerinnenberuf um ein vielfaches grösser seien, als beim Buchbinderinnenberuf (S. 1). Beim Beruf der Sattlerin stehen ihr die Möglichkeiten sich in Richtung Autosattlerei, Polsterer, Western, Reit- oder Fahrsportsattlerei zu spezialisieren offen. Mit einer Spezialisierung verbindet sie zugleich auch die Existenzsicherung in einer Nische des Berufsfeldes.

Der Tatsache, dass sie gerne Handarbeit macht, gibt sie bereits im obigen Zitat Ausdruck, wo sie sich zugleich von automatisierten Arbeiten oder Arbeiten an Maschinen abgrenzt. Sie führt im Weiteren aus, dass sie gerne mit den Händen arbeite und eine Affinität habe zum Material Leder. Die handwerklichen Fähigkeiten seien ihr von ihrer Mutter vermittelt worden, diese habe häufig zu Hause genäht, Kleider für sie, die Kinder, gemacht. Im Verlauf des Gesprächs kommt sie auf

ihre Grossmutter mütterlicherseits zu sprechen, die Pelznäherin gewesen war, jedoch habe sie die Berufstätigkeit der Grossmutter nicht miterlebt (S. 3).

Ein weiterer Punkt, den sie zur Begründung ihrer Berufswahl betont, ist der Lehrbetrieb, den sie mir im Anschluss an das Gespräch auf ihren Vorschlag hin auch zeigt.

Ja, also das ist der einzige Ort den ich als Sattler schauen gegangen bin und das hat mir gefallen, der ist, also die „Bude“ ist in der dritten Generation jetzt und es ist alles „duzis“ miteinander und familiär und das hat mir einfach gefallen und ist jetzt im gleichen Dorf auch, es ist auch nahe. (3, 1/48-51)

Die starke Identifikation mit dem Betrieb wird auch deutlich, indem sie häufig in der „wir-Form“ spricht, und den Arbeitsort als idealen beschreibt, ohne einen einzigen Hinweis auf mögliche Hierarchieproblematiken.

Beim Roth sind wir der Chef und nachher fünf Frauen. (3, 3/14-15)

Vorteile dieses kleinen Familienbetriebes sieht sie jedoch nicht nur in der familiären Atmosphäre, sondern auch in der Tatsache, dass vielseitige Aufträge eingehen und in der Regel Einzel- und nur sehr selten Massenanfertigungen auszuführen sind.

Die eindeutig wichtigste Person, die sie während des Prozesses der Berufswahl intensiv betreut hat, war erklärermassen ihre Mutter.

Das Mami hat mich hauptsächlich auch unterstützt. Das Mami hat geschaut, dass ich überall Termine habe auch und jaha nachher hat sie mich chauffiert auch bei den ersten Malen und nachher bin ich alleine gegangen, aber die Hauptperson ist das Mami, die mir geholfen hat. Aber im BIZ bin ich auch gewesen, aber dort hab ich weniger Informationen geholt. (3, 2/10-12)

Die Mutter war es, die das gelungene Buch der Tochter den Besuchern zeigte und sie damit indirekt auf die Möglichkeit des Berufsbinderinnenlehre aufmerksam machte. Sie war es auch, die Lehrstellenplätze ausfindig machte, telefonierte, sich erkundigte und ihre Tochter zu den Ausbildungsbetrieben fuhr. Dementsprechend häufig schildert Sonja den Berufsfindungsprozess auch in der „wir-Form“.

Sowohl das BIZ, wie auch der Besuch der BAM in Bern waren für den Berufswahlprozess von Sonja nicht eine grosse Hilfe. Einerseits, weil sie zum Zeitpunkt des Messebesuchs bereits wusste, in welche Richtung sie suchen wollte und somit die Informationsanlässe zu spät gekommen sind. Andererseits weil ihr die Mutter als Berufsberaterin beigestanden ist. Entsprechend der engen Betreuung durch die Mutter hat Sonja die Lehrstellensuche denn auch nicht als sehr belastend erlebt. Insgesamt hat sie drei Bewerbungen geschrieben, auf die sie je eine positive Antwort bekam. Am schwierigsten war für sie die Situation, sich zwischen den drei ihr offenstehenden Möglichkeiten innerhalb nur kurzer Zeit zu entscheiden, zumal ihr das Handwerk des Buchbindens auch zugesagt hätte.

5.1.2.3.3 Berufliche Zukunftsperspektiven

Auf die Frage, was sie in ihrem Leben einmal erreicht haben möchte, antwortet sie kurz und bündig: die Lehre fertig machen. Mehr Gedanken über ihre Zukunft habe sie sich noch nicht gemacht. Vorgängig hat sie im Gespräch jedoch bereits zwei berufliche Zukunfts-Szenarien skizziert: einerseits kann sie sich vorstellen, sich in „Richtung Western-Reiten“ (S. 4) zu spezialisieren, eine Absicht, die ihre Mutter nicht billigt, sie wünscht sich vielmehr eine Spezialisierung ihrer Tochter in Richtung Segelmacherin. Andererseits kann sich Sonja gut

vorstellen, noch einen Moment bei der Sattlerei Roth zu bleiben und allenfalls ein Welschlandjahr anzuhängen.

Auf meine Nachfrage, ob sie sich den vorstellen könnte, selber ein Geschäft zu gründen, winkt sie ab:

Nein, weniger, weil das ist schon, weil du die Nähmaschinen, da musst du alles haben, nachher einen Kundenstamm musst du haben, dass du schon eher in eine Werkstatt arbeiten gehst oder vielleicht als, auf einem Hof, als Putz- eh Pferdepfleger arbeiten, nachher kannst du Sattler nebenbei machen, mal ein Zeitchen, das würde mich auch mal interessieren. (3, 4/24-27)

Ihre Antwort gibt sie auf der Ebene von sachlichen Hindernissen, Schwierigkeiten, nicht auf der Ebene der Wünsche oder Möglichkeiten. Der Schritt in die Selbständigkeit scheint ihr jedenfalls fern, näher ist ihr die Kombination verschiedener teilzeitlicher Arbeiten, ähnlich ihrer Mutter, mit dem Unterschied, dass sie gerne eine Arbeit im Bereich ihrer Freizeitbeschäftigung finden würde.

Noch einmal auf ihre Lebensziele angesprochen, meint sie, dass sie schon beabsichtige einmal zu heiraten und Kinder zu haben. Implizit hat sie dies bereits vorgängig zu verstehen gegeben, als sie sich vom Kleinkindererzieherinnenberuf zu distanzieren versuchte.

Nachher wenn du später mal Kinder hast, nachher arbeitest du nebenbei noch als Kleinkindererzieherin, das willst du nachher auch nicht mehr. Als Sattler kannst du dann immer mal noch arbeiten und kannst dir da so ein „Nährösslein“ in der Ecke haben, nach Hause nehmen und noch ein wenig Faden und Leder haben und nachher kannst du dann schon arbeiten und das ist ein Aus-, etwas anderes als nur Kinder, ja. (3, 4/38-44)

Klar ist ihr bereits heute, dass sie auch nach einer Familiengründung ihre Berufstätigkeit nicht aufgeben möchte, dass sie sich nicht ausschliesslich um Kinder kümmern will (S. 4). Dabei orientiert sie sich einerseits am Vorbild ihrer Mutter, sowie innerhalb ihres Berufsfeldes an einer Angestellten von Roth, die in Heimarbeit Aufträge erledigt:

Also wir haben jemanden im Geschäft, die gelernt hat bei uns, die hat zwei Kinder jetzt und arbeitet nebenbei noch. Sie kommt jeweils Stühle holen, die man neu beziehen muss, die nimmt sie heim, macht sie und bringt sie wieder, so zum Beispiel. (3, 5/1-3)

Deutlich wird, dass ihre Lebensplanung eine doppelte ist und sie auf sehr pragmatische Weise das Problem der Vereinbarkeit von Familie und Berufsarbeit lösen will, indem sie auf die Vorteile von Heimarbeit baut.

5.1.2.4 Eva Haller: Polygrafin (Fall 9)

5.1.2.4.1 Biografisches

Eva Haller wächst mit ihren beiden jüngeren Schwestern und ihren Eltern in einem kleinen Dorf auf. Im Moment seien sie gerade daran, das Wohnzimmer umzubauen. Ihr Vater, wie schon der Grossvater väterlicherseits seien handwerklich sehr begabt, und als kleines Mädchen schon habe sie gerne handwerklich gearbeitet. Ihr Vater ist gelernter Elektroingenieur HTL, der in der Zwischenzeit in einer 80% Anstellung als Informatiker arbeitet, Software entwickelt und nach der Aussage seiner Tochter ein eigentliches „Computer-Genie“ (S. 14) sei. Ihre Mutter ist Lehrerin, sie arbeitet jedoch auf ihrem Beruf nur noch als Nachhilflehrerin und eignete sich ansonsten in verschiedenen Weiterbildungen u.a. die Technik der Fussreflexzonenmassage an und erwerbe ständig neue Diplome (S. 5). Ihre Mutter sei eine sehr kreative Person, was Eva wahrscheinlich von ihr mitbekommen habe.

5.1.2.4.2 Berufsfindungsprozess

Die Schilderung ihres Berufsfindungsprozesses beginnt Eva mit einer Episode aus der 6. Klasse der Sekundarschule. Damals sei es noch nicht direkt um die Berufswahl gegangen, sondern Thema sei es gewesen, verschiedene Berufe kennenzulernen. In diesem Zusammenhang ist ihr Vater eines Abends mit einem Ausdruck aus dem Internet nach Hause gekommen, auf dem der Beruf der Polygrafen vorgestellt wurde. Es handelte sich dabei nach ihrer Aussage um ein einmaliges Vorkommnis, ihr Vater habe sie sonst nicht aktiv in ihrem Berufsfindungsprozess begleitet oder beeinflusst. Sie ist jedenfalls in diesem Moment von diesem Beruf, der zu jener Zeit wie auch heute noch ein Trend-Beruf ist, begeistert und erklärt diesen zu ihrem Wunschberuf. Zur Zeit in der 7. und 8. Klasse, als die Berufswahl explizit zum Thema wird, tritt dieser jedoch wieder in den Hintergrund, sie meint, sie habe den Beruf wieder vergessen gehabt. An Berufswahlveranstaltungen, die sie mit der Klasse besuchen, interessiert sie sich nicht mehr für den Beruf der Polygrafen, sondern ihr Interesse richtet sich vorerst auf Berufe mit Behinderten oder auf eine Ausbildung beim kaufmännischen Verband.

In der 9. Klasse wird ihnen von der Schule Zeit zur Verfügung gestellt, zwei Praktika zu machen: Eva schnuppert im kaufmännischen Bereich auf der Gemeindeverwaltung und in einem Behindertenheim. Die kaufmännische Lehre sei die Berufsausbildung gewesen, die alle wählten, ein Beruf, den man halt so kenne (S. 4) und wo sie problemlos zu einer Schnupperlehrstelle gekommen sei. Mit dieser Äusserung bringt sie zum Ausdruck, dass sie trotz hoher Konkurrenz auf dem Lehrstellenmarkt über gute Chancen verfügt. Die Schnupperlehre auf der Gemeinde hat ihr so gut gefallen, dass sie sich hätte vorstellen können, dort die Lehre zu machen. Es wird ihr im Anschluss an die Probelehre auch ein entsprechendes Angebot gemacht.

Beim zweiten Praktikum in einem Behindertenheim gefällt ihr die Arbeit auch sehr gut, zumal sie bereits aus ihrer Freizeit über Erfahrungen verfügt, ging sie doch während der obligatorischen Schulzeit jeweils mittwochs als Freiwillige in einem Heim arbeiten. Dennoch kommt sie zum Schluss, dass sie sich für die Arbeit mit Behinderten, in einem sozial- oder heilpädagogischen Bereich noch zu jung fühlt. Diesen Bereich behält sie sich als Option oder Wunsch offen, und sie meint, sie sei heute ziemlich überzeugt davon, später einmal in dieses Berufsfeld umzusteigen.

Plötzlich kommt ihr im Gespräch wieder in den Sinn, dass sie sich längere Zeit ernsthaft überlegt habe, eine Ausbildung zur Informatikerin zu machen. Für Computer habe sie sich schon früh zu interessieren begonnen und ihr Vater habe ihr einiges an Wissen und Fähigkeiten vermittelt. Er habe sie jedoch weder dazu aufgefordert Informatikerin zu werden, noch habe er sie in diese Richtung hin bestärkt. Was sie daran hinderte, diesen Beruf zu erlernen, waren ihre schwachen Leistungen im Fach Mathematik. Seit der fünften Klasse, als die Algebra eingeführt wurde, habe sie nur noch Schwierigkeiten gehabt mit dem Schulfach und im letzten Schuljahr habe sie die Segel eingestrichen und nichts mehr gelernt. Zu ihrem Erstaunen bekam sie im Schlusszeugnis dennoch eine genügende Note, der Lehrer begründete sein Urteil damit, dass sie sich zumindest angestrengt habe, was im Widerspruch zu ihrer eigenen Einschätzung steht. Dass es sich hierbei um ein komplexes Phänomen handelt, welches im Bereich des Schulfaches Mathematik vor allem junge Frauen betrifft und die Schule ihren Beitrag dazu leistet, ist sie sich nicht bewusst, beziehungsweise spielt dies für sie auch keine Rolle. Tatsache für sie ist, dass sie aufgrund ihrer schwachen schulischen Leistungen und der gesunkenen Motivation im Fach Mathematik, welches zu den Grundlagen der Informatik-Ausbildung gehört, enorm viel investieren müsste, in einem Bereich, der sie nicht besonders interessiert und ihr nicht zu liegen scheint. Die Aussicht

auf ein spannendes Berufsfeld reicht ihr dabei nicht, um die Bereitschaft aufzubringen, für die Ausbildung noch zusätzliche Freizeit zu opfern und die Herausforderung zu bestehen. Über die Möglichkeit, die Ausbildung in einer aufgrund dieser Problematik spezifischen Frauen-Klasse zu machen, ist sie informiert, diese stellt für sie jedoch keine Option dar.

Es gibt ja auch spezielle Ausbildungen für Frauen so, das hat mich nicht „gelustet“. Irgendwie habe ich nachher das Gefühl gehabt, ja nein, also so eine Spezial-Ausbildung nur weil ich jetzt eine Frau bin, möchte ich dann auch wieder nicht. (9, 15/7-10)

Hätte sie den Berufswunsch nicht verworfen, würde sie es wenn schon reizen, als einzige Frau in einer Männerklasse zu bestehen.

Ein Berufsfeld, um welches ihre Gedanken auch gekreist sind, ist das der gestalterisch-kreativen Berufe gewesen. Dabei hat sie an eine Ausbildung zur Grafikerin gedacht (S. 6). Diesen Beruf verwirft sie mit der Begründung, dass sie dazu ihrer Meinung nach zu wenig talentiert wäre.

Ja, ich habe einfach das Gefühl gehabt, dafür bin ich dann viel, bin dich dann gleichwohl wieder zu wenig kreativ, weil es braucht eben dann viel, nachher gut zu sein (lacht). Weil wenn ich hätte Grafiker werden wollen, hätte ich, ich weiss auch nicht, ich habe mir das schon damals überlegt, selbständig werden wollen. (9, 3/46-49)

Für sie muss ein Grafiker oder eine Grafikerin genial sein, für den Beruf geschaffen und diesen Ansprüchen scheint sie nicht zu genügen. Eben sowenig würde sie sich den Schritt in die Selbständigkeit zutrauen, was für sie eine Voraussetzung für die Ausübung des Grafikerinnenberufs darstellt. Grundsätzlich ist sie nicht bereit, ihr Privatleben einzuschränken, um sich beruflich verwirklichen zu können. Sie strebt vielmehr ein ausbalanciertes Verhältnis zwischen Beruf und Freizeit an. Auffallend ist, dass sie die ihr potentiell offenstehende Möglichkeit Grafikerin zu werden mit einer vergleichbaren Begründung schliesst, so wie sie sich von der Option, Informatikerin zu werden, distanziert. Einerseits führt sie als Grund, die beiden Berufe nicht erlernen zu wollen ihre fehlende Kompetenz oder Genialität an, beziehungsweise ihre Einschätzung, dass sie den Anforderungen nicht gerecht werden könnte. Andererseits fehlt ihr die Bereitschaft, ihre Freizeit für den Beruf oder die berufliche Ausbildung opfern zu wollen. Ihrer Argumentation folgend stellt der Beruf der Polygrafin, auf den sie im Verlauf der 9. Klasse zurückkommt, einen idealen Kompromiss dar: Polygrafinnen brauchen nicht so kreativ zu sein wie Grafikerinnen, sie arbeiten in der Regel im Angestelltenverhältnis, wo Teilzeitarbeit möglich ist, die Ausbildung verlangt nicht so viel an mathematischem Vorwissen wie der Ausbildungsgang zur Informatikerin, eine Polygrafin hat aber zugleich mit Computern zu tun und einen, wenn auch kleinen Anteil an gestalterischen Tätigkeiten.

Ohne die Gründe oder Umstände zu nennen, wieso oder wie sie auf den Beruf der Polygrafin zurückgekommen ist, schildert sie ihren Weg zur Lehrstelle. Sowie sie keine Schwierigkeiten gehabt hat, eine Schnupperlehre im kaufmännischen Bereich zu finden, so schwierig gestaltet sich die Suche nach einer Schnupperlehrstelle als Polygrafin. Aufgrund der grossen Nachfrage in diesem Beruf - nach ihrer Aussage bewerben sich bei Stämpfli auf zwei Lehrstellen 600 Leute (S. 7) - muss man sich bewerben, um überhaupt eine Schnupperlehre machen zu können. Eva geht strategisch so vor, dass sie sich bei 30 Betrieben telefonisch erkundigt, ob überhaupt Schnupperlehrplätze frei sind. Vier Betriebe geben ihr grünes Licht, sich für eine Schnupperlehre zu bewerben. Aufgrund dieser Bewerbungen wird eine erste Auswahl getroffen und eine beschränkte Anzahl BewerberInnen wird eingeladen, um einen Eignungstest zu machen. Eva Haller ist bei zwei Firmen, beides Grossbetriebe, einen Schritt weitergekommen und kann diesen Test machen, jedoch ohne Erfolg. Sie scheidet aus dem Verfahren aus. Dabei wird ihr hier die Tatsache zum Verhängnis, dass sie, wie zahlreiche andere jungen Frauen, die Schule mit dem

Wissen verlässt, nicht genügend kompetent in mathematischen Fächern zu sein, oder gemäss ihrer Aussage, am Ende ihrer Schulzeit tatsächlich nicht über das notwendige mathematische Wissen und Können verfügt.

Da diese Tests nebst der deutschen Sprache hauptsächlich auf Mathematik, logischem Denken und Vorstellungsvermögen aufbauen, scheint es meiner Meinung nach naheliegend, dass es Frauen aufgrund schulischer Sozialisationsprozesse erschwert wird, erfolgreich zu sein, wie auch Jugendliche mit mangelnden Sprachkompetenzen tendenziell einer Diskriminierung ausgesetzt sind. Zudem werden diese Tests hauptsächlich in sogenannten Trend-Berufen eingesetzt, welchen, mit Ausnahme vielleicht des kaufmännischen Berufs gemeinsam ist, dass sie in Zusammenhang zu den zukunftssträchtigen Technologien stehen und traditionell eher Männerberufe⁵⁵ sind. Diesbezüglich wäre die Funktion der Eignungstests zu untersuchen, hinsichtlich ihrem Beitrag zur Reproduktion sogenannter Männer- und Frauenberufe.

Trotz der Hindernisse die sich Eva Haller stellen, gibt sie ihre Suche nicht auf. Sie kann in der Folge bei einem kleinen Betrieb ohne einen vorgängigen Eignungstest eine Schnupperlehre machen. Auch in diesem Betrieb müssen sich die sechs KandidatInnen einem Eignungstest unterziehen, jedoch erst nach der Schnupperlehre. Dieser sei bei ihr wiederum nicht so gut ausgefallen, so die Einschätzung von Eva, was jedoch bei dieser Firma nicht so ins Gewicht gefallen sei. In der Endphase ihrer Lehrstellensuche kulminierte die Spannung, indem Eva einerseits eine Zusage für eine KV-Lehrstelle bei der Gemeinde und zugleich für eine Lehrstelle als Polygrafin bei obigem Betrieb bekam. Sie befand sich damit in der Situation, sich innert einer bestimmten Zeit entscheiden zu müssen. Da ihr an beiden Orten die Schnupperlehre sehr gut gefalle habe, empfand sie es als sehr schwierig, sich für den einen oder den anderen Beruf entscheiden zu müssen. Eigentlich habe sie gehofft, die Sache würde sich von selbst lösen, indem sie nur eine Zusage bekommen hätte (S. 3). Im Entscheidungsprozess versuchte sie das Pro und Kontra abzuwägen. Ein Kriterium für sie war die Höhe des Lohnes, wobei sie beim kaufmännischen Verband sowohl in der Lehre wie auch nachher eine bessere Besoldung gehabt hätte. Ihre Eltern gaben ihr bezüglich der Einkommensdifferenz den Rat, sich nicht daran zu orientieren, sondern zu machen, was ihr gefalle (S. 5). Auf der Suche nach weiteren Kriterien stellt sich für Eva beim Beruf der Polygrafin der mangelnde Kontakt mit Leuten, mit Kunden als Nachteil heraus. Darauf meinten wiederum ihre Eltern, die sozialen Beziehungen könne sie ja auch in ihrer Freizeit pflegen.

Weil ich habe das Gefühl gehabt, Leute sehen und so, das kann ich als Hobby machen - Gestalten könnte ich auch, das ist klar - aber ich bin dann nachher einfach dort in die professionelle Richtung gegangen, ja und nachher habe ich eben (lacht), das ist eigentlich so der Weg gewesen. (9, 3/14-16)

Letztlich habe sie sich dann eben für „das Kreative“ entschieden (S. 3), meint sie, und konnte nach ihrer Zusage im ersten Semester der 9. Klasse den Lehrvertrag als Polygrafin unterschreiben. Mit ein Grund sei auch gewesen, dass sie für die Lehrstelle als Polygrafin wirklich habe kämpfen müssen, während ihr die Lehrstelle auf der Gemeinde sozusagen in den Schoss gefallen sei (S. 7). Auch wenn der Entscheidungsprozess zwischen kaufmännischem und kreativem Beruf ein schwieriger gewesen war, meint sie im Nachhinein:

Schlussendlich wäre ich dann soweit gewesen, dass ich gesagt hätte, ich warte ein Jahr. Ich habe mir das eigentlich erst nachher überlegt, als ich die Antwort schon bekommen hatte, ja. (9, 7/44-45)

⁵⁵ Vgl. BFS (28.5.2002).

Die Äusserung, ungeachtet ihrer Chancen und der erlebten Misserfolge auf der Lehrstellensuche auf die Karte des Berufes der Polygräfin zu setzen, könnte ein Indiz dafür sein, dass sie sich mit der getroffenen Wahl identifizieren kann und es ihr im gewählten Berufsfeld gefällt.

Was bei ihrer Begründung der Berufswahl ins Auge sticht, ist das mehrfach erwähnte Verhältnis der beruflichen Tätigkeit zu ihren Freizeitbeschäftigungen. Sie meint denn auch, dass sie als Polygräfin ihr Hobby, nämlich mit dem Computer zu arbeiten, insbesondere das Gestalten zu ihrem Beruf habe machen können (S. 14). Ihre Vorerfahrung in diesem Bereich steht in engem Zusammenhang zu ihrem Vater, der ihr bis heute in Computerfragen zur Seite steht und ihr zu einem Wissen verholfen hat, das sie in der Lehre zu nutzen weiss, das ihr zu einem Vorsprung gegenüber den anderen Angestellten, auch gegenüber dem Informatik-Lehrling verhilft. Rückblickend meint sie, dass ihr von Seiten der Lehrkräfte im gesamten Berufsfindungsprozess keine Unterstützung geboten worden sei, im Gegenteil, ein Lehrer, mit dem sie sich nicht sonderlich gut verstanden habe, sei sogar eher gegen die Berufswahl Polygräfin gewesen (S. 5). Ebenfalls keine Rolle in dem ganzen Prozess scheint ihre Mutter gespielt zu haben, sie wird jedenfalls mit keinem Wort erwähnt.

5.1.2.4.3 Zukunftsperspektiven

Als erster Schritt nach Abschluss der Berufslehre plant Eva Haller die Berufsmatura zu machen. Zugleich hätte sie auch Lust, einmal eine grössere Reise zu machen, was ihr jedoch unvernünftig erscheint, befürchtet sie doch, viel zu vergessen und damit mehr Mühe in der BMS zu haben (S. 13). Im Hinblick auf ihre weitere berufliche Zukunft ist ihr noch vieles unklar und sie lässt vieles, auch Widersprüchliches, noch offen.

Ja, ich denke es schon, und ich möchte auch, für mich ist ganz klar, ich bleibe nicht einfach Polygräfin, weil so ist meine Zukunft einfach nicht so gut. Ich möchte ganz sicher noch eine Weiterbildung machen und je nach dem dann auch Richtung Web-Design, das ist einfach das, was mich so fasziniert im Moment, aber das kann noch oft wieder wechseln. Aber dass ich sicher noch Weiterbildungen mache, je nach dem eben die Berufsmatur, wenn es reicht. (9, 13/48-53)

Eine weitere Möglichkeit, sich zu spezialisieren sieht sie darin, sich in der Arbeit mit Kunden weiterzubilden und den Kundenkontakt, einen Arbeitsbereich, der nicht zu dem der lediglich als Polygräfinnen Ausgebildeten gehört, zu übernehmen. Damit hätte sie den Nachteil, den sie gegenüber der kaufmännischen Lehre als negativen Punkt aufführte, kompensiert.

Grundsätzlich geht sie davon aus, als Polygräfin in einem angestellten Verhältnis zu arbeiten, sonst würde sich für sie wieder das Problem beziehungsweise der Druck der Genialität stellen und ebenso das Problem der unklaren Abgrenzung von Freizeit und Arbeitszeit. Ihr Chef, der ganze Wochenende im Büro verbringt, ist ihr da ein negatives Vorbild, sie möchte auf keinen Fall, dass ihr Privatleben unter der Arbeit leidet (S. 13). Auf die Frage, wie sie sich denn eine mögliche zukünftige Arbeitsstelle vorstellen würde, meint sie:

Mhm, also eines von mein-, was ich mir einfach wünsche, was ich einfach unbedingt umsetzen möchte, dass ich vielleicht nicht gerade nach der Lehre, aber sobald ich es einmal vermag (lacht), nicht mehr 100% arbeite und einfach so mehr Freizeit habe. Höchstens 80%, wenn nicht sogar noch weniger, ja und dann wäre vom arbeiten eigentlich schon sehr viel gelöst (lacht). Ja und sonst gefällt es mir, ich finde das gut am Morgen aufzustehen und etwas zu machen. (9, 11/5-11)

In ihrem Lehrbetrieb arbeiten einige Frauen teilzeitlich. Eva hat jedoch die Beobachtung gemacht, dass dieses Anstellungsverhältnis für die Arbeitnehmerinnen nicht nur einfach ist. Sie meint man werde eher ausgenützt und müsse unattraktive Arbeiten erledigen. Eine bessere

Variante scheint ihr das Job-Sharing zu sein, was in ihrem jetzigen Betrieb auch praktiziert würde.

Was eine für sie noch offene und ungelöste Frage ist, und dementsprechend im Widerspruch steht mit dem eingeschlagenen und oben skizzierten Weg als Polygräfin, ist ihr Wunsch, einmal mit Behinderten, sei es als Heilpädagogin oder Physiotherapeutin zu arbeiten. Von diesem Berufswunsch hat sie aufgrund ihres jungen Alters vorerst abgesehen und ihn auf später verschoben. Nun stellt sich ihr jedoch diesbezüglich ein Problem:

Was einfach das Problem ist, dass ich meinen Beruf nicht unterbrechen und wieder weiterfahren kann, weil das ist so schnelllebig, Computer-Programme und all die neuen Techniken, eben da kann ich nicht einfach unterbrechen. Darum müsste ich mich dann ganz entscheiden, einfach die Berufsrichtung zu wechseln, was mir wahrscheinlich dann auch schwer fallen würde (lacht), aber einfach das habe ich noch so in Aussicht, so etwas, ja. (9, 4/40-44)

Die offenbar nach dem 2. Lehrjahr bereits gefestigte Identifikation mit dem Beruf der Polygräfin macht es ihr nur schwer möglich, sich einen vollständigen Ausstieg aus dem Beruf vorzustellen. Ein Unterbruch kommt für sie einem endgültigen Ausstieg gleich, was sie mit dem raschen Wandel im Bereich der Informationstechnologien begründet, welcher ihrer Meinung nach einen Wiedereinstieg verunmöglichen würde. Gleichzeitig kann sie sich von der Vorstellung in einem sozialen Bereich zu arbeiten, nicht ganz lösen und skizziert an einer anderen Stelle die bereits angetönte Möglichkeit der Teilzeitarbeit, die ihr ermöglichen würde, sozusagen als Hobby in einem Behindertenheim zu arbeiten oder sich in freiwilliger Sozial-Arbeit zu engagieren.

Bezüglich ihres Privatlebens ist sie sich in einem Punkt ganz sicher, was sie nie möchte: alleine leben (S.12). Weder könnte sie sich vorstellen, alleine zu wohnen, noch alleine in die Ferien zu verreisen. Vielmehr wünscht sie sich eine feste Partnerschaft und eine Lebensform, in der sie von Menschen umgeben ist. Ob sie Familie will, darüber ist sie sich noch nicht im Klaren. Einerseits möchte sie schon eine Familie haben, andererseits ist sie sich bezüglich der „Investition“, die Kinder einem abverlangen (S. 12) nicht sicher, ob sie dies zu leisten vermag und dazu bereit wäre. In ihren Überlegungen zu einer allfälligen Familiengründung manifestiert sich ein Autonomieanspruch, der tatsächlich schwierig in Einklang mit einer Familie zu bringen ist. Sicher ist sie sich darin, dass sie in jedem Fall ihre Arbeit bis Mitte 40 nicht aufgeben möchte, ein Leben als Hausfrau würde sie nicht zufrieden stellen (S. 12). Hingegen scheint ihr der Gedanke verlockend, ab Mitte 40 die Arbeit niederzulegen, mit dem Ersparten das Pensionistenalter ein wenig vorzuziehen und das Leben zu genießen. Eine Vorstellung die im Widerspruch steht zur vorgängigen Aussage, dass es ihr schwerfallen würde, den Beruf der Polygräfin endgültig aufzugeben.

5.1.2.5 Zusammenfassende Bemerkungen zu den Anspruchsvollen

Das Begründungsmuster dieser Jugendlichen kann ebenfalls als ein individualistisches bezeichnet werden, jedoch streben sie nicht wie die Jugendlichen der ersten Gruppe mittels ihres gewählten Berufes die Selbstverwirklichung an, sondern sie betonen zugleich die Bedeutung der Freizeit. Der Anspruch auf eine Balance zwischen Beruf und Freizeit ist vor allem bei den beiden Frauen sehr ausgeprägt. Sie wählten denn auch Berufsfelder, in denen die dort üblichen Arbeitsverhältnisse ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Beruf und Freizeit ermöglichen. Allen gemeinsam ist, dass sie die Freizeit deutlich von der Berufsarbeit abgrenzen, was jedoch nicht - wie dies von einigen Modernisierungstheoretikern gemacht wurde - gleichzusetzen ist mit einer sinkenden Arbeitsmoral und ebenfalls nicht Ausdruck eines Bedeutungsverlusts des Berufs

ist (vgl. Baethge 1989; Buchmann, Eisner 1998). Es zeigen sich in ihrer Begründung ihrer Berufswahl vielmehr Anzeichen „subjektbezogener Ansprüche“ (Baethge 1994) an die Berufsarbeit, indem das berufliche Tätigkeitsfeld, innerhalb dem sie ihren Beruf suchen, ihren Fähigkeiten entsprechen muss und idealerweise der Freizeittätigkeit nachgezeichnet ist: die Arbeit soll vielseitig und anspruchsvoll sein⁵⁶. Ebenso legen sie Wert darauf, einen Beruf mit Zukunft zu finden, sei dies in Form eines zukunftsreichen Berufsfeldes oder einer Nische, mit der Möglichkeit, sich zu spezialisieren und weiterzubilden.

Entsprechend ihrer noch nicht gefestigten Berufsorientierung ist der Verlauf ihrer Berufsfindung im Vergleich zur ersten Gruppe weniger zielorientiert. Der Festlegung auf einen Beruf geht eine intensive Phase der Suche und der Auseinandersetzung voran. In ihrem Berufsfindungsprozessen bekommen deshalb die Schnupperlehren und indirekt die damit zusammenhängenden Selektionsbedingungen eine wichtige Bedeutung, indem diese auf die Konkretisierung der Berufsorientierung und die Entscheidungsfindung Einfluss nehmen können. Das Angebot auf dem Lehrstellenmarkt beeinflusst ihren Berufsfindungsprozess, indem sie auf Berufe aufmerksam werden, während ihnen andere verschlossen bleiben.

5.1.3 Gruppe 3: ...sicher eine Lehre

Im Gegensatz zu den Jugendlichen der obigen Gruppe, welche die Konkretisierung der Berufsoptionen, sowie das angestrebte ausbalancierte Verhältnis von Arbeit und Freizeit ins Zentrum ihrer Schilderungen stellen, rückt bei diesen Jugendlichen ihre wiederholte Betonung des Umstandes, überhaupt eine Lehre machen zu wollen, in den Vordergrund. Während von den Jugendlichen der beiden anderen Gruppen dies als eine Selbstverständlichkeit gar nicht erwähnt wurde, heben die im Folgenden dargestellten Jugendlichen mit Nachdruck hervor, dass sie sicherlich eine Lehre machen wollen.

5.1.3.1 Mehmed Aziz: Anlage- und Apparatebauer (Fall 7)

5.1.3.1.1 Biografisches

Nach Abschluss des offiziellen Teils des Gesprächs erzählt Mehmed Aziz ausführlich über die Umstände, wie er im Alter von dreieinhalb Jahren mit seinen Eltern und seinem älteren Bruder die Türkei über den Seeweg verlassen musste. Er erzählt über die Ankunft in der Schweiz, den Aufenthalt in den Durchgangszentren und wie sie vor rund 18 Jahren als kurdische Flüchtlinge anerkannt wurden und sich schliesslich in einer mittelgrossen Stadt niederlassen konnten.

Mehmeds Vater fand bei der international bekannten schweizerischen Firma Lehmann eine Arbeit als Schweisser und war über 10 Jahre in derselben Firma angestellt. Seit längerer Zeit leidet er jedoch an Lähmungserscheinungen in der Hand, die letztlich dazu führten, dass er heute arbeitsunfähig ist. Der Antrag für IV-Gelder scheint mit Schwierigkeiten behaftet zu sein. Mehmed begleitete seine Eltern, die beide nur gebrochen Deutsch sprechen, an die Sitzungen, versteht jedoch auch nicht, weshalb ihm die Rente nicht gesprochen wird. Die Mutter von Mehmed arbeitet zur Sicherung des Familieneinkommens zur Zeit an zwei Orten als Putzfrau, ebenfalls in der Firma Lehmann und bei einer Temporärarbeitsvermittlungsstelle. Früher, bis zur

⁵⁶ Im Fall des Multimediaelektronikers ist das Verhältnis zwischen Freizeit und Arbeit ein noch nicht etabliertes, sondern ein anzustrebendes.

Geburt der kleinen Schwester von Mehmed, ging sie ebenfalls einer ausserhuslichen Erwerbsarbeit nach, sie hatte eine Arbeitsstelle bei einer Obstlesestelle. Auf die Frage, ob seine Mutter arbeite, meint Mehmed, sie arbeite auch, „einfach als Putzfrau, aber sonst an und für sich nicht“ (7, 5/14). Der ursprüngliche Heimatort seiner Familie, erzählt Mehmed weiter, sei ein kleines Dorf, ein richtiges Dorf (S. 5), wo viele Bauern leben und die obligatorische Schule damals nur fünf Jahre gedauert habe.

5.1.3.1.2 Chronologie des Berufsfindungsprozesses

Mehmed hat die obligatorischen Schulen in seinem Wohnort in der Schweiz besucht und schliesst diese auf dem Niveau der Grundansprüche ab. Im Verlauf der 9. Klasse hat er sich, weil er sich bezüglich seiner Berufsvorstellungen nicht im Klaren ist, einen Einblick in möglichst viele verschiedene Berufe verschafft. In seinen Suchbewegungen wird er durch den Lehrer unterstützt, der allen den Rat erteilt, möglichst viele Berufsfelder kennen zu lernen (S. 6). Mehmed schnuppert als Gipser, Maler und Dachdecker. Zwar hat ihn insbesondere der Dachdeckerberuf fasziniert, jedoch nur bis zu dem Zeitpunkt, als er gemerkt hat, wie fest er dabei dem Wetter ausgesetzt wäre, worauf er diesen Beruf als einen möglichen verwirft (S. 5). An einem von der Schule aus organisierten Besuch einer Berufsschule informiert sich Mehmed über den Beruf des Polymechniklers, der ihm auch gut gefallen habe. Eine weitere Gelegenheit zum Schnuppern vermittelte ihm sein Vater in der Firma Lehmann, wo er den Beruf des Lageristen⁵⁷ kennen lernt und kurz darauf ein konkretes Angebot für eine Lehrstelle bekommt. Lagerist wäre gemäss seiner Aussage ein guter Beruf gewesen, „sozusagen bis jetzt der beste Beruf“ (S. 3), da der Berufsalltag gemütlich und nicht mit grossen Anstrengungen verbunden sei, doch, fügt er an, wäre er damit wahrscheinlich zu wenig gefordert gewesen. Diese Ambivalenz zwischen einerseits einfach einem guten Job bzw. der Sicherheit, überhaupt eine Lehrstelle zu haben und andererseits inhaltlichen Ansprüchen an Arbeit im Sinne einer Herausforderung, taucht im Verlauf des Gesprächs noch an anderen Stellen auf. Zusätzlich kommt die Erwartungshaltung seiner Eltern dazu, die sich wünschen, dass ihr Sohn einen „guten“ Beruf lernen möge. Mehmed entscheidet sich trotz der angespannten Situation auf dem Lehrstellenmarkt gegen die angebotene Lehrstelle als Lagerist. Stattdessen macht er erfolgreich die Aufnahmeprüfungen für das 10. Schuljahr in einer Weiterbildungsklasse. Der Lehrer der Primarschule scheint diesem Entscheid skeptisch gegenüber zu stehen. Mehmed entgegnet ihm, er habe dadurch mehr Zeit zum Schnuppern und sich umzuschauen. Der Gedanke, dass er nichts finden könnte, sei ihm schon manchmal gekommen, doch die meiste Zeit sei er optimistisch gewesen, er habe sich gesagt, er fände dann schon etwas (S. 7).

Gleich zu Beginn des WBK-Jahres nimmt Mehmed die Suche nach einem geeigneten Beruf wieder auf und macht eine dreitägige Schnupperlehre bei einem Elektromonteur. Dieser Beruf gefällt ihm sehr gut, die Tätigkeit findet er spannend und abwechslungsreich. Er hätte denn auch eine Zusage für Lehrstelle bekommen, mit dem Nachteil, dass er diese erst zwei Jahre später hätte anfangen können (S. 2). Das heisst auch nach dem 10. Schuljahr wäre ein Jahr dazwischen gelegen. Dies führt dazu, dass er das Angebot ausschlägt.

⁵⁷ Mehmed verwendet bewusst die veraltete Berufszeichnung, im Wissen darum, dass die offizielle Bezeichnung dieses Berufs heute „Logistik-Assistent“ lautet. Diese komme jedoch seiner Meinung nach einem Etikettenschwindel gleich, indem es nach mehr töne, als es sei (S. 6) und sich eigentlich nur der Name gewandelt habe, nicht aber die Tätigkeit.

Auf Vermittlung seines Vaters hin schnuppert er erneut bei der Firma Lehmann, diesmal vier Tage als Anlage- und Apparatebauer. Ungefähr zur gleichen Zeit macht er einen eintägigen Schnupperbesuch in einem Büro. Die kaufmännische Berufslehre sei in seiner Klasse der meistgewählte Beruf und zudem der Wunschberuf seiner Eltern gewesen, was jedoch nichts daran ändert, dass er zum gegenteiligen Schluss kommt: im Büro „hocken“ sei nichts für ihn. Hingegen gefällt ihm die Arbeit als Anlage- und Apparatebauer und er beschliesst, sich auf eine Lehrstelle zu bewerben. Nach der absolvierten Schnupperlehre und nachdem er seine Bewerbung eingereicht hat, muss er einen betriebseigenen Aufnahmetest machen. Nach Ablauf einiger Wochen erkundigt er sich über dessen Ausgang und bekommt den positiven Bescheid, er könne die Lehrstelle haben.

Obwohl er in Gesprächen mit seinen Eltern über weitere Schritte in seinem Berufswahlprozess überhaupt auf die Idee gebracht wurde, diese Schnupperlehre zu machen, scheinen sich die Eltern etwas besseres für ihren Sohn erhofft zu haben.

Ja, weil sie gedacht haben, eben wenn man so in der „Bude“ arbeitet, irgendwie ist es nichts Anständiges, so, weil es ein wenig eben dreckig ist und so, aber eben ich habe ihnen gesagt, also dass wenn ich da die Lehre mache, dass ich eben wenn ich die Lehre habe, ich immer noch weiter schauen kann, dass ich nachher noch immer etwas anderes machen kann und irgendwie ja, sie sind nicht so überzeugt gewesen am Anfang, aber jetzt sagen sie, ja wenn’s, es ist deine Sache, wenn es ihm gefällt, ist das gut (7, 5/1-6)

Etwas „Anständiges“ bedeutet in der Vorstellung von Mehmed wie auch seinen Eltern, eine Arbeit, bei der man nicht schmutzig wird, nicht dem Wetter ausgesetzt ist, sondern eher „etwas Büromässiges“ (S. 5). Die Eltern hatten jedoch den Entscheid ihres Sohnes zu akzeptieren, er wiederum stellt ihnen in Aussicht, sich nach der Lehre noch weiter umzuschauen.

Bezüglich der getroffenen Berufswahl meint Mehmed, dass er bis zum Abschluss des Lehrvertrags sich nicht richtig habe festlegen können, welchen Beruf er jetzt lernen möchte. Wäre ihm nochmals eine Lehrstelle als Elektromonteur angeboten worden, hätte er die wahrscheinlich angenommen, er kann es nicht genau sagen (S. 3). Aus den Schilderungen seines Berufsfindungsprozesses geht hervor, dass er sich bezüglich der Vorstellungen seines zukünftigen Berufsfeldes nach wie vor nicht im Klaren ist, was er eigentlich sucht. Doch die Ansprüche, die er an die Arbeit an sich stellt, sind sehr klar:

Es muss abwechslungsreich sein, einfach nicht immer das Gleiche, einfach nicht immer an einer Maschine hocken, und dort immer das Gleiche tagein, tagaus, und dann bekommt man vielleicht ein anderes Stück, das man einspannen kann, aber nachher musst du einfach auf zwei, drei Knöpfe drücken. Wir haben auch solche in der „Bude“, die müssen ein Teilchen einspannen, nachher können sie zwei Stunden umhergehen, nachher gehen sie wieder ein Teilchen rausnehmen, nachher wieder etwas anderes machen und ja das ist irgendwie, ich tue nicht so gerne, also bei uns in der „Bude“ sagt man dem „siffen“, einfach wenn einer einfach nichts macht sozusagen, wenn er immer auf dem WC hockt oder so, ich tue eben nicht so gerne „siffen“ oder gerne im Zeug rumlaufen und so, eben wegen dem würde ich einfach dann einen Beruf machen, wo man etwas auch ein wenig „dahintergeht“ und so, auch ein wenig spürt, dass man gearbeitet hat. (7, 9/35-45)

Er will eine abwechslungsreiche Arbeit, die ihn fordert. Nach einem Arbeitstag will er spüren, dass er gearbeitet hat. Anforderungen, die er in seinem Lehrberuf Anlage- und Apparatebauer offenbar verwirklicht findet, jedoch auch in anderen Berufen hätte finden können. Auf die Frage, was er, wenn er nach Abschluss des 10. Schuljahres ohne Lehrstelle geblieben wäre, gemacht hätte, meint er, dass er damals zu arbeiten begonnen hätte. Heute jedoch, retrospektiv betrachtet, findet er es nicht sinnvoll, direkt ins Erwerbsleben einzusteigen, sondern eher würde er eine weitere Schule besuchen, etwas, das ihn weiterbringt, ihn weiterqualifiziert. Zu dieser Einsicht ist er auch durch die Erzählungen eines Kollegen gekommen, der ihm geschildert hat, wie er auf

die „schiefe Bahn“ gekommen war und nun unter grossen Anstrengungen einen Lehrabschluss machen will.

Der sagt auch immer, das einzige, was man lernen muss, dass du in der Schweiz etwas brauchst, er hat gesagt: ich muss das einfach durchziehen. Er ist jetzt noch nicht gerade der beste, aber er ist, sagt einfach, ich muss das einfach durchziehen. Ja wenn ich das sehe, sehe ich schon, dass es eben noch recht wichtig ist, dass man etwas hat, mindestens eine Lehre. (7, 6/51-55)

Während des ganzen Berufsfindungsprozesses bis zum Moment des Lehrvertragsabschlusses fällt auf, wie sich Mehmed über ganz unterschiedliche Berufe informiert und Einblicke verschafft und sich dann letztlich für die Firma entscheidet, in der sein Vater über 10 Jahre in einem wahrscheinlich ähnlichen Bereich gearbeitet hat. Dabei scheint die Firma Lehmann, die Mehmed schon von klein auf kennt, von zentraler Bedeutung zu sein. Die Identifikation mit dieser Firma zeigt sich darin, dass er in ihren Belangen meistens von „wir“ spricht. Er erzählt von der Atmosphäre im Betrieb und erwähnt als positives Erlebnis das alljährlich stattfindende Lehrlingslager⁵⁸.

5.1.3.1.3 Zukunftsperspektiven

Für Mehmed scheint es selbstverständlich, dass die Suche nach einem ihm entsprechenden Beruf oder einer Weiterbildung nach der ersten Lehre weitergehen wird. Im Lehrlingszentrum habe er den Beruf der Konstrukteure, die ebenfalls dort ausgebildet werden, kennen gelernt:

Und jetzt habe ich zum Beispiel sechs Wochen lang Konstrukteur gesehen. Und da habe ich jetzt gemerkt, dass ich vielleicht, wenn ich diese Lehre fertig habe, mache ich das wahrscheinlich als Zusatzlehre noch, weil jetzt haben es auch schon andere gemacht und ja, es wäre auch noch etwas gewesen, Konstrukteur, wenn ich es mal geschnuppert hätte, hätte ich vielleicht auch so etwas gemacht. (7, 3/14-18)

Eine Ausbildung zum Konstrukteur würde denn auch in die Richtung eines „anständigen“ Berufs führen, nicht mehr in der Werkstatt, sondern an einem Bürotisch würde er arbeiten, und wäre nicht mehr täglich dem Staub und Dreck ausgesetzt. Diese von Mehmed mehrmals angetönte Ablehnung von „dreckiger“ Arbeit erfährt in einer Schilderung der Tätigkeiten im Lehrlingszentrum noch eine andere Bedeutungsdimension

Bei uns, wir machen bestimmte Schweissarten, wir tun hauptsächlich schweissen und da gibt es einfach viel Dreck, der in die Luft geht und das atmet man nachher einfach ein. (7, 11/4-5)

Dabei wurden sie in der Berufsschule darauf hingewiesen, dass es besser sei Masken zu tragen, eine Weisung, die offenbar der kurz vor der Pensionierung stehende Lehrmeister, den Mehmed ansonsten sehr schätzt, nicht kennt oder nicht befolgt. Mehmed macht sich jedoch Sorgen um seine Gesundheit, was vor dem Hintergrund der Arbeitsunfähigkeit seines Vaters nur allzu gut verständlich ist. Somit könnte ein Element der ablehnenden Haltung der Eltern, wie auch des Sohnes gegenüber der Arbeit in der Werkstatt oder unter misslichen klimatischen Verhältnissen durchaus auch in der Sorge um die Gesundheit begründet liegen.

Eine weitere Begründung, weshalb er nicht auf seinem Erstberuf wird bleiben wollen, liegt auf der Ebene des Wandels der Arbeitswelt. Er geht davon aus, dass er in seiner Branche mit einer Berufslehre alleine keine Sicherheit haben wird, oder nicht eine genügend grosse.

⁵⁸ Dabei handelt es sich um eine grosse Firma, die Filialen im Ausland besitzt und allein in der Schweiz nach Aussage von Mehmed jedes Jahr über 30 Lehrlinge in verschiedenen Berufsbranchen ausbildet und über ein internes Lehrlingsausbildungszentrum verfügt. Teil der Firmenkultur ist ein Lehrlingslager, in welchem alle Lehrlinge zusammen in einer andern Stadt oder in einem Dorf für ein bestimmtes Projekt eingesetzt werden.

Ja ich meine heutzutage eine Lehre alleine ist irgendwie, da hat man schon eine Grundlage, aber irgendwie reicht das heutzutage auch fast nicht mehr, dass man einfach mit einer Lehre, ja doch, im handwerklichen Bereich, vielleicht im Büro, ich weiss nicht, ob da ein Beruf richtig gut ist, aber eben, mal schauen, dass ich nachher noch weitermache. (7, 4/36-40)

In Abgrenzung von handwerklichen Berufen bürden Berufe, die in einen industriellen Fabrikationsprozess eingebunden sind, heute seiner Einschätzung nach nicht mehr für soziale Sicherheit und bieten nur geringe Verdienstmöglichkeiten (S. 8). Daraus folgert er die Notwendigkeit, sich weiterqualifizieren zu müssen. Doch auch nach Abschluss der Lehre, nach dem Berufseinstieg, einer Etablierung im Beruf und einer Weiterqualifikation durch die Berufsmatur würde für ihn aus heutiger Sicht die Suche noch weitergehen, er will noch weitere Berufe kennen lernen, sich Einblick in möglichst verschiedene Berufsfelder verschaffen. An einer Stelle spricht er davon, gerne auch einen Auslandsaufenthalt machen zu wollen oder einfach durch verschiedene befristete Jobs Einblick in unterschiedliche Welten zu kriegen. In seinen weiteren Ausführungen bezüglich seines beruflichen Werdeganges verstrickt er sich in Widersprüche und legt offen, dass er sich immer noch nicht im Klaren ist, was und wohin er will. Ebenso unklar für ihn ist, ob er der Firma Lehmann treu bleiben oder sich in anderen Betrieben nach einer Stelle umschauchen wird. Anhand seiner Ausführungen wird nochmals deutlich, dass ihm der Arbeitsort grundsätzlich wichtig ist, nicht nur hinsichtlich der fachlichen Auseinandersetzung, sondern auch als ein Ort der Sozialität - die Atmosphäre einer Arbeitsstelle ist für ihn von grosser Bedeutung.

Was er mit seinem Beruf, mit der angestrebten Weiterbildung letztlich erreichen will, verdeutlicht er mit seiner Antwort auf die Frage, welche Ziele er denn in seinem Leben verfolgt:

Ja, ja was will ich einmal erreicht haben? Eben, dass ich genug verdiene, würde ich mal sagen. Dass wenn ich dann mal eine Familie hätte, dass ich für die gut sorgen könnte, jedenfalls finanziell gesehen. Das ist einfach mal einfach so ein Ziel, das ich seit längerem habe, einfach wenn ich mal eine Familie habe, für die sorgen können und eben dafür will ich mich weiterbilden oder auf alle Fälle noch etwas machen. (8, 9/13-17)

Er strebt die Sicherheit an, genügend qualifiziert zu sein, eine Arbeit zu haben, bei der er sich die Gesundheit nicht ruinieren muss und die es ihm erlaubt, ein wenig Geld auf der Seite zu haben, um eine Familie gründen und ernähren zu können. Diese Sicherheit will er einbringen können und stellt das Ziel seines Berufsfindungsprozesses dar.

5.1.3.2 Aida Selimi: Verkäuferin in einer Bäckerei (Fall 11)

5.1.3.2.1 Biografisches

Die Eltern von Aida Selimi kamen vor rund 20 Jahren aus dem Kosova in die Schweiz. Ihr Vater habe dort das Gymnasium abgeschlossen und dann in der Schweiz eine Stelle als Schlosser gefunden. Hier bildete er sich zum Chef-Monteur⁵⁹ weiter und als solcher arbeite er heute noch. Ihre Mutter, die bereits seit 23 Jahren in der Schweiz ist, konnte in der Schweiz nicht auf ihrem gelernten Beruf als Kindergärtnerin tätig sein, sondern hat die ersten sieben Jahre in einer Frischfleischfabrik gearbeitet, danach in einer Zahnpaste- und Zahnbürstenfabrik. Dazwischen habe sie

⁵⁹ Im Fragebogen hingegen gab sie auf die Frage nach der momentanen Berufstätigkeit des Vaters an, dass dieser 100% als Gerüstbauer arbeite.

immer wieder Pausen gemacht und heute sei sie einfach Hausfrau⁶⁰ (S. 8). Nachdem die Mutter von Aida drei Jahren und ihr Mann zwei Jahre in der Schweiz waren, bekamen sie ihren ersten Sohn, der unterdessen 20 Jahre alt ist, ein Jahr später folgte das zweite Kind, ebenfalls ein Sohn und weitere drei Jahre später kam Aida zur Welt. Nach ihr folgte noch ein viertes Kind, noch mal ein Bruder, der heute 10 Jahre alt ist. Der älteste Bruder von Aida habe eine Lehre als Schreiner angefangen, diese dann jedoch abgebrochen und arbeite nun in einer Fabrik der metallverarbeitenden Branche im Dorf, wo die Familie bis heute wohnt (S. 10). Der nächstjüngere Bruder habe ebenfalls keine Lehre gemacht, sondern arbeite hier und dort. Gerade jetzt habe er eine neue Stelle angefangen, sie wisse nicht genau wo und was.

5.1.3.2.2 Chronologie des Berufsfindungsprozesses

Fest steht für Aida Selimi von Anfang an, dass sie sicherlich eine Lehre wird machen wollen. Ohne Berufsausbildung ins Erwerbsleben einzusteigen, wie ihre beiden Brüder, steht für sie ausser Betracht. Ohne eine Ausbildung wäre ihr ihrer Meinung nach nur der Weg in die Fabrik offengestanden, was für sie nicht in Frage kommt und wovon ihr die Mutter auch abgeraten hat. Trotz dieser klaren Überzeugung ist der Berufsfindungsprozess von Aida Selimi ein nicht einfach zu rekonstruierender. Sie selber schildert ihn als problematisch, den Hauptgrund sieht sei darin, dass sie nicht genügend Zeit gehabt habe, sich mit der Berufswahl auseinander zusetzen und herauszufinden, was ihr gefallen würde (S. 1).

Ja, also ich meine, in der Real haben wir schon ein wenig angefangen über das zu reden und so aber, man hat auch gedacht, man habe noch genug Zeit und dann ist es auch schon vorbei gewesen. Ja, und da hat man dort einfach zu spät angefangen, zu schauen was denn einem so gefällt und so, das ist das Problem gewesen, ja, man hat einfach gedacht, man habe genug Zeit und dann ist es gleichwohl schon so schnell vorbei gegangen, ja. (11, 1/55-56, 2/1-3)

Auf die Frage, ob es denn am Lehrer gelegen habe, wehrt sie ab, meint zuerst, es sei eher die Verantwortung der SchülerInnen gewesen und fügt dann aber hinzu, dass man vielleicht doch schon früher, schon in der 7. Klasse mit dem Thema der Berufswahl hätte anfangen können (S. 5). Den Lehrer der 9. Klasse, den sie vor Kritik verschont, erachtet sie als sehr wichtig für ihren Berufswahlprozess, erwähnt diesen auch bereits in den ersten Zeilen.

Das einzige was sie damals sicher wusste und sich bis heute als berufswahlleitend erhalten konnte, ist der Wunsch, einen Beruf mit Menschen ausüben zu wollen. Darüber hinaus waren ihre Vorstellungen oder Ansprüche an einen zukünftigen Beruf oder ein Berufsfeld sehr unklar und sind es heute noch. Dementsprechend vage stellt Aida den Verlauf der Berufswahl oder der Lehrstellensuche dar. Was sie als Offenheit darlegt, kommt einer Unentschlossenheit oder Unsicherheit sehr nahe.

Also auf dem Büro habe ich dann arbeiten wollen, also hätte ich mir vorstellen können. Oder Krankenschwester wäre eigentlich auch noch etwas gewesen, ja. Also wirklich, ich bin eigentlich für alles ein wenig offen gewesen dann, also ich habe jetzt nicht gesagt: ou, ich möchte Verkäuferin werden! oder so, aber, ich bin eben, ich habe zu spät angefangen zu schnuppern, also das ist eigentlich das Problem gewesen. (11, 1/42-46)

Im Verlauf des Gesprächs grenzt sie sich immer wieder vom Verkäuferinnen-Beruf, den sie lernt, ab und erwähnt zwei Berufe, die für sie scheinbar von Bedeutung sind: ein Beruf, den sie

⁶⁰ Im Fragebogen wiederum gibt Aida an, ihre Mutter arbeite auch heute noch 100% als Arbeiterin. Diese Inkongruenz könnte evt. ein Hinweis für Verständnisprobleme sein. Im Gespräch hat sie im Vergleich zu den andern

als Kind habe ausüben wollen sei Krankenschwester gewesen und als zweites erwähnt sie die Bürolehre. Tatsache ist jedoch, dass sie die beiden Berufe bisher nicht konkret kennen gelernt hat, sie habe sich in der 9. Klasse zwar bei einer Firma für eine Schnupperlehre in einem Büro beworben, dort jedoch mit der Begründung, sie hätten im Moment keine Zeit (S. 3), eine Absage erhalten. Ihren Ausführung über den gescheiterten Versuch fügt sie an, sie wisse auch nicht genau, wieso sie damals in diesen beiden Berufen nicht schnuppern gegangen sei (S. 3). Dabei ist zu bemerken, dass ihre Chancen mit einem Realschulabschluss äusserst gering sind, überhaupt und erst recht auf Anhieb eine Schnupperlehrstelle oder eine Lehrstelle zu finden. Über diesen Tatbestand scheint sie sich im Klaren zu sein, was sie indirekt bezüglich einer weiteren Alternative, der Option eines 10. Schuljahres, ausdrückt:

Ja, also es wäre eigentlich so wie Sek gewesen, oder, die 4. Real, ja. Aber man hätte nachher eigentlich, so viel mehr Möglichkeiten dann bekommen, wegen der Berufswahl, wenn man die 4. Real gemacht hätte, ja. (11, 5/49-51)

Das 10. Schuljahr, die sogenannte 4. Real, hätte ihr Spektrum an möglichen Berufen erweitert und wäre denn auch eine Alternative gewesen zur Verkäuferinnenlehre. Dazu hätte sie sich jedoch zur Prüfung anmelden müssen, ein Schritt, zu dem sie sich nicht entscheiden konnte, beziehungsweise kam sie nicht dazu, weil ihr zur gleichen Zeit, im Februar, von einer Bäckerei die Zusage für eine Lehrstelle gemacht wurde, mit der Aussicht, diese nach Ende der obligatorischen Schulzeit im Sommer beginnen zu können. Hätte sie keine Zusage bekommen, so meint sie, wäre sie trotz des weiten Anfahrtsweges noch ein Jahr zur Schule, eben in die 4. Real gegangen (S. 5) und unterschlägt dabei das dazu notwendige erfolgreiche Bestehen der Eintrittsprüfungen.

Die Zusage für die Lehrstelle bekommt sie von der Bäckerei im Nachbarsdorf, wo sie eine dreitägige Schnupperlehre absolviert hat. Kenntnis von der offenen Lehrstelle hatte sie aufgrund eines Inserates im Internet, eine Informationsmöglichkeit, auf die sie der Lehrer hingewiesen habe. In der besagten Bäckerei habe es ihr sehr gut gefallen, die Chefin sei sehr nett und auch die anderen Mitarbeiterinnen seien sympathisch gewesen und zudem befinde sich der Lehrstellenplatz in nur 10 Minuten Fahrdistanz von ihrem Wohnort. Vorgängig hat sie bereits in der Bäckerei ihres Heimatdorfes eine einwöchige Schnupperlehre gemacht, wo es ihr aber gar nicht gefallen habe (S. 14). Interessant ist dabei, dass ihre Beurteilungen sich in keinem Punkt auf die berufliche Tätigkeit beziehen, sondern ausschliesslich das soziale Umfeld des Betriebes betreffen.

Zum Zeitpunkt des Interviews hat sie bereits zwei Drittel der Lehre hinter sich, ohne dass sich ihre Einstellung zum Beruf verändert hat: sie will nicht Verkäuferin bleiben, sondern betrachtet die Lehre als eine Zwischenlösung oder einen Anfang, von wo aus sie weiterschauen kann, sich weiterbilden will. Auf die Frage, ob sie denn nun ihrer beruflichen Zukunft gelassen entgensehe, oder ob sie sich gestresst fühle, meint sie

Nein, ich bin eigentlich schon noch ruhig eigentlich, ja. Also weil ich weiss ja, dass ich weiter arbeiten kann als Verkäuferin, dass ich nicht arbeitslos bin nachher oder so ja. Also ich kann ja weiter noch als Verkäuferin schauen, aber so als Zwischenlösung, dass ich weiterarbeiten kann und zugleich noch Geld verdienen kann und jetzt gleichwohl weiterschauen kann, also ja, um noch etwas anderes machen zu können. (11, 7/9-13)

Eine Befürchtung, die in ihrem Berufsfindungsprozess offenbar eine wichtige Rolle spielt und die sie hier explizit macht, ist die Angst, arbeitslos zu werden, nichts zu finden, eine Befürchtung die sie, gemäss ihrer Einschätzung im übrigen mit vielen anderen teilt (S. 7). Ein leitendes Motiv

ihrer getroffenen Berufswahl liegt somit in dieser Angst begründet, zumal sie eine Lehre machen will und mit einem Realschulabschluss auf dem Lehrstellenmarkt nicht die besten Chancen besitzt. Dies kann eine Erklärung sein, weshalb sie entgegen dem Abraten einer Cousine, die bereits als Verkäuferin arbeitet (S. 7) und obwohl sie selber gar nicht Verkäuferin werden will, sich für diese Lehre entschieden hat. Die häufigste Reaktion aus ihrem Umfeld ist, sie in ihrem Entscheid zu bestärken, mit der Begründung, Hauptsache sei, dass sie eine Lehrstelle habe, es gäbe viele die keine gefunden hätten und sie könne dann ja immer noch weiterschauen (S. 16).

Von ihren Eltern ist sie einerseits in ihrem Berufsfindungsprozess unterstützt worden, indem sie ihr wiederholt geraten haben, sich die verschiedenen Berufe anzuschauen, um herauszufinden, was ihr gefalle (S. 2). Dabei scheint insbesondere ihre Mutter den Berufswunsch der Krankenschwester unterstützt und sie angehalten zu haben, in diesem Beruf eine Schnupperlehre zu machen (S. 11). Eine andere Cousine, die bereits Krankenschwester war, bezeichnete diesen als einen schönen Beruf (S. 2) und unterstützte damit den Ratschlag der Mutter von Aida. Andererseits seien ihre Eltern nicht sehr gut informiert gewesen über das Berufsbildungssystem in der Schweiz, denkt Aida rückblickend. Die Deutschkenntnisse der Mutter, die sie vor allem beraten habe, seien noch nicht besonders gut.

Also ja, wenn sie es gewusst hätten, wie das jetzt genau abläuft, die Mutter und der Vater, dann hätte ich sicher mehr Unterstützung bekommen, ja. Aber sie haben ja selber nicht gewusst wie es richtig, ja, wie es laufen sollte und so, ja. Aber sie hätten mir sicher auch noch geholfen, wenn sie gewusst hätten wie und ja. (11, 15/13-16)

Was ihr Gefühl der Zeitknappheit anbelangt, seien auch ihre Eltern etwas nervös geworden und meinten, sie solle schauen, dass sie etwas bekomme (S. 3). Dies taten sie, ohne sie zu drängen oder Druck aufzusetzen, dass sie um jeden Preis etwas finden müsse. Dies wäre in Anbetracht der beiden älteren Söhne, die ohne Berufsausbildung blieben, auch erstaunlich gewesen (S. 3). Auf meine Frage hin, ob denn eine professionelle Berufsberaterin ihr nicht mehr Unterstützung habe bieten können, meint sie:

Also ganz viel gebracht hat es eigentlich nicht, sie hat mir zwar einfach Unterlagen gegeben, und gesagt wo es noch freie Lehrstellen hat, ja. Ja sonst habe ich einfach noch einen Film schauen können ja, über einen Beruf. Das ja, sonst eigentlich nicht wirklich. (11, 14/29-31)

Der Berufsfindungsprozess von Aida Selimi ist laut ihren eigenen Ausführungen geprägt von einem Gefühl der Zeitknappheit, welches sie in die Lehrstellensuche drängt, ohne sich im Klaren zu sein, was sie will, ohne sich genügend über ihre realen Chancen bzw. die möglichen Wege informiert zu haben. Erstaunlich klein ist die Anzahl Bewerbungen, die sie abgeschickt hat: bei den zwei Bäckereien ging sie persönlich vorbei und reichte nach der Schnupperlehre bei der einen ihre Bewerbungsunterlagen ein. Eine weitere Bewerbung für eine Schnupperlehre richtete sie an ein nicht näher beschriebenes Büro. Erstaunlich umso mehr, als sie sich bewusst ist, dass sie mit einem Realschulabschluss geringe Chancen auf eine kaufmännische Lehrstelle hat, zugleich weder mit zahlreichen Bewerbungen, noch durch die Aufnahmeprüfung für die 4. Realklasse diese zu erhöhen versuchte. Auf meine Frage, ob sie in ferner Zukunft sich vorstellen könnte, eine Berufsmatura zu machen, gibt sie zu verstehen, dass ihr dieser weitere Bildungsweg gar nicht bekannt ist. Zwar bietet sich ihr diese Option nach einer zweijährigen Lehre nicht, dennoch erstaunt ihre Unkenntnis.

Am Beruf der Büroangestellten, den sie als ihr eigentliches Ziel darstellt, interessiere sie die Arbeit mit Computern, das sei ihr eigentlich auch noch wichtig (S. 6). Ansonsten erwähnt sie keine ausserschulischen Aktivitäten, die sie in eine bestimmte berufliche Richtung lenken

würden. Sie sei gerne in die Schule gegangen, es habe sie eigentlich immer gefreut, in die Schule zu gehen (S. 6). Ausserhalb der Schulzeit habe sie eigentlich nie so viel gemacht, auch keinen Sport, obwohl sie sich eigentlich noch gerne sportlich betätige (S. 9).

5.1.3.2.3 Zukunftsperspektiven

Angesprochen auf ihre Zukunftsperspektiven gibt sie nochmals deutlich zu verstehen, dass die sich ihr eröffnende Perspektive Verkäuferin zu bleiben für sie keine ist. Kurz vor dem Ende ihrer Berufslehre steht sie wieder am Anfang des Berufsfindungsprozesses. Sobald sie Zeit findet, möchte sie in einem Büro schnuppern gehen, schauen, ob ihr dieser Beruf gefallen würde und sich dann bewerben. Falls sie im Moment gerade nichts finden sollte, stellt sie sich vor, einfach ein wenig zu arbeiten, allenfalls auch als Verkäuferin (S. 4). Als sie darlegt wie sie sich ihre berufliche Zukunft ausmalt, welche Anforderungen sie an einen Beruf stellt, nennt sie mehrheitlich Kriterien wie die Arbeitszeitenregelung oder den Lohn, die sie am Verkäuferinnenberuf kritisiert.

Auf die Frage, was sie, wenn sie dreissig Jahre alt ist, verwirklicht haben möchte, oder wo sie bestimmt nie stehen möchte, kommt ihr nichts Konkretes in den Sinn. Auf ein spezifisches Nachfragen erwähnt sie mit Selbstverständlichkeit, dass sie einmal eine Familie haben wird (S. 13). Dabei möchte sie die Erwerbsarbeit, wenn es irgendwie geht, nicht aufgeben, sondern nebenbei noch arbeiten. Arbeit ist für sie an erster Stelle zur Einkommenssicherung da, aber auch damit man etwas macht und nicht nur zu Hause bleibt. Dennoch ist die Option, „nur“ Hausfrau zu sein für sie denkbar, weniger naheliegend scheint ihr die umgekehrte Version der Arbeitsteilung, zumal sie zu bedenken gibt, dass sie dann auch ein entsprechendes Einkommen haben müsste (S. 13).

5.1.3.3 Zusammenfassende Bemerkungen zu den Existenzsichernden

Was bei diesen beiden Jugendlichen, deren Eltern beide ausländischer Herkunft sind, auffällt, ist die Betonung der Tatsache, dass sie unbedingt eine Berufslehre machen wollen. Was für die andern als eine Selbstverständlichkeit gar nicht thematisiert wird, heben sie explizit und wiederholt als anzustrebendes Ziel hervor. Dabei wird deutlich, dass sie eine ausgesprochene Angst haben, arbeitslos zu werden, nicht genügend zu verdienen oder unqualifizierte Arbeit leisten zu müssen. Zugleich grenzen sie sich sehr dezidiert ab von monotoner Routinearbeit, was die Jugendlichen aus den andern beiden Gruppen auch, jedoch im Vergleich weniger vehement tun.

Diese beiden Jugendlichen unterscheiden sich im Weiteren von den Jugendlichen der andern beiden Gruppen dadurch, dass für sie nach Abschluss der Berufslehre der Berufsfindungsprozess nicht abgeschlossen ist. Nicht im Sinne einer Weiterqualifikation, sondern explizit im Sinne einer Konkretisierung der Berufsorientierung wollen sie weitersuchen. Es macht den Anschein, als wären sie aufgrund der institutionell vorgegebenen Phasen zu einer Entscheidung gedrängt worden, ohne sich dazu bereit zu fühlen. Noch nach der Absolvierung eines 10. Schuljahres und kurz vor Abschluss seiner Lehre meint Mehmed, die Suche gehe für ihn weiter.

Wird ihre Begründung der Berufswahl mit den anderen Begründungsmustern verglichen, so fällt auf, dass sie keine vorberuflichen Interessen oder Fähigkeiten angeben, die sie in der Berufsfindung hätten leiten können. Sie sprechen denn auch nicht von einem ausgewogenen Verhältnis zwischen Freizeit und Arbeitszeit, noch machen sie Vergleiche der

Arbeitsanforderungen mit ihren Freizeitbeschäftigungen, sondern sie scheinen mit Ausnahme des Treffens von Gleichaltrigen gar keine solchen zu haben.

Der Verlauf ihres Berufsfindungsprozesses ist entsprechend der z.T. diffusen Berufsorientierung suchend und ihre Schilderungen des Prozesses enthalten Widersprüche. Diese können zu einem Teil dadurch erklärt werden, dass sie aufgrund ihrer Angst, keine Lehrstelle zu finden, sich auf zufällig an sie herangetragene Möglichkeiten einliessen und diese dann sowohl als eigene Entscheidung darzustellen versuchen, wie sie sich im nächsten Atemzug davon distanzieren.

5.1.4 Gruppe 4: Eine kaufmännische Lehre als Zwischenlösung...

Die Gemeinsamkeit dieser beiden Fälle liegt darin, dass die Jugendlichen aufgrund formaler Hindernisse, konkret aufgrund dem noch nicht erreichten Mindestalter, den gewünschten Beruf nicht lernen können und stattdessen eine kaufmännische Lehre absolvieren.

5.1.4.1 Maria Barreto – Kaufmännische Angestellte mit Berufswunsch Stewardess (Fall 5)

5.1.4.1.1 Biografisches

Maria Barreto trifft in Begleitung ihrer Mutter am Ort ein, wo das Gespräch wie vereinbart stattfinden soll. Ihre Mutter entschuldigt sich, nicht deutsch zu sprechen und setzt sich an die Seite ihrer Tochter an den Tisch, beobachtet das Treiben im Restaurant und wirft ab und zu einen Blick auf ihre Tochter oder mit einem freundlichem Lächeln auf mich. Maria ist in Portugal zur Welt gekommen und zum Zeitpunkt, als sie mit ihren Eltern in die Schweiz kam, 1988, war sie bereits vier Jahre alt. Im Verlaufe des Gesprächs über ihren Berufsfindungsprozess erzählt sie, wie ihre Mutter, der französischen Sprache nur einigermaßen mächtig, aus Portugal in die Schweiz gekommen sei und ohne eine Berufsausbildung Jahre lang in der Fabrik arbeiten müssen. Der Ratschlag und wohl auch Wunsch der Mutter bezüglich der Berufswahl ihrer Tochter war denn auch, auf keinen Fall ohne Berufsausbildung zu bleiben und nicht in der Fabrik zu arbeiten, sondern sie solle etwas Richtiges machen, das ihr gefalle, etwas fürs ganze Leben (S. 3). Zum Zeitpunkt des Interviews geht die Mutter keiner Erwerbsarbeit mehr nach. Ihr Mann, Marias Vater, ist gelernter Schweisser und zusätzlich Abwart in einer Firma. Als Abwärtsfamilie lebt die Familie Barreto denn auch auf dem Firmengelände und die Tochter hatte schon als Kind Einblick in einen spezifischen Teil dieser Arbeitswelt:

Und nachher habe ich, ah ja ich wohne eigentlich in einer Firma, mein Vater ist dort Abwart und dort im Büro habe ich so ein wenig mitgemacht, seit klein kenne ich alle Leute und in den Ferien bin ich jeweils dort arbeiten gegangen, habe ein wenig geholfen. Einmal habe ich sogar die Zentrale abgenommen, weil die Lehrstiftin war dann gerade weg gewesen, es ist nur ein ganz kleiner Betrieb und ich habe gerade dort die Zentrale abgenommen und es hat mir mega gefallen und so. (5, 1/39-44)

Gemäss ihren Schilderungen, die in die Kindheit zurückführen, scheint die Arbeit im Büro eine Faszination auf sie ausgeübt zu haben, und sie machte, lange bevor die Berufswahl zum Thema wurde, Erfahrungen in einem Berufsfeld, das sich als ihr zukünftiges herausstellen wird.

An verschiedenen Stellen kommt Maria im Gespräch auf die Tatsache zu sprechen, dass sie aufgrund ihrer portugiesischen Muttersprache, mit der deutschen Sprache Schwierigkeiten gehabt habe. In der Schule bereitete ihr das Unterrichtsfach Deutsch und bis heute die deutsche Rechtschreibung Mühe und war denn auch das einzige Schulfach, in dem sie nicht das

Sekundarniveau erreichte. Dies sei letztlich auch der Hinderungsgrund gewesen, weshalb sie nicht ins Gymnasium übertreten konnte, einen Schritt, den sie gerne gemacht hätte (S. 2), da sie gerne lerne und studiere (S. 3).

5.1.4.1.2 Chronologie des Berufsfindungsprozesses

Ihr innerster Berufswunsch, das stellt sie von Anfang an klar, sei nicht etwa kaufmännische Angestellte, sondern Stewardess. Dazu braucht sie jedoch vorgängig eine abgeschlossene Berufslehre. Auffallend ist, dass sie zur Bezeichnung ihres Wunschberufes den veralteten Begriff der Stewardess verwendet, welcher offiziell nicht mehr gebräuchlich ist. An dessen Stelle steht die Berufsbezeichnung der Flight Attendant, mit welcher auch eine veränderte Berufsauffassung verbunden wird. Auf die Idee, eine kaufmännische Lehre zu machen, habe sie, nebst ihrer Erfahrungen in der Kindheit, ihre Cousine gebracht, die bereits als kaufmännische Angestellte arbeitet. Dem kaufmännischen Bereich sei sie nicht abgeneigt gewesen, weil sie gerne mit Leuten kommuniziere, telefoniere und sehr gerne am Computer arbeite. Über Erfahrung in einem anderen Berufsfeld verfügt sie dank eines Nebenjobs, den sie in der 9. Klasse neben der Schule gemacht hatte: sie arbeitete als Aushilfsverkäuferin in einem Schuhladen. Die Tätigkeit dort beschreibt sie als anstrengend, immer auf den Beinen sein zu müssen, ebenso das Aufräumen und der Umgang mit dem Geld (S. 7) – die Arbeit in einem Büro sage ihr da schon mehr zu.

Sowie sie die eine Cousine als ein positives Leitbild darstellt, die ihr bei der Berufswahl auch aktiv beigegeben ist, wirkt eine andere Cousine als negatives Beispiel. Diese hat ohne eine Lehre zu machen nach der Schule zu arbeiten begonnen und arbeitet momentan in einem Call-Center. Von ihren Kollegen wurde sie wiederholt zu motivieren versucht, eine Lehrstelle zu finden. Die Suche bleibt ohne Erfolg, sie bekommt nur Absagen. Diese Cousine führt ihr vor Augen, was ihre Eltern, insbesondere ihre Mutter als Wunsch oder Anspruch an sie herangetragen haben: der Abschluss einer Berufsausbildung kommt einem Eintrittsticket gleich, welches die Türen zu interessanten und gut entlohnten Arbeitsstellen öffnet. Umgekehrt bleibt ohne abgeschlossene Berufsausbildung ein grosser Teil des Arbeitsmarktes verschlossen und die Gefahr, in eine sozial prekäre Situation zu geraten, ist gross. Maria verfügt denn auch über eine sensibilisierte Wahrnehmung gegenüber der Problematik von Jugendlichen ohne Berufsausbildung, die in der folgenden appellativen Äusserung zum Ausdruck kommt:

Mhm, aber ja, einfach dass man die ein wenig mehr motiviert, irgendwie eine Lehre zu suchen oder so. Weil es gibt viele Junge, die irgendetwas machen könnten oder machen wollen und gleichwohl jetzt einfach arbeiten gehen um jetzt verdienen zu können. Im Moment wo sie jung sind, ist es noch gerade viel, weil sie noch die Eltern haben und so, aber vielleicht nachher, wenn sie älter werden so, ist das einfach schade, das finde ich irgendwie. (5, 9/33-37)

Mit ihrer Abgrenzung von den „Jungen“, die unvernünftigerweise direkt ins Erwerbsleben einsteigen, macht sie nochmals deutlich, dass sie unter allen Umständen eine solide Berufsausbildung machen will. Die Aussicht auf einen Lohn im Falle eines direkten Einstiegs ins Erwerbsleben stellt sie zwar als verlockend dar, längerfristig jedoch als eine Falle. Den Erfolg in der Lehrstellensuche schreibt sie, vergleichbar mit der Philosophie des Hochbauzeichners, dem Willen und der Motiviertheit der Jugendlichen zu, den direkten Einstieg ins Erwerbsleben hingegen erklärt sie sich durch die Unwissenheit der Jugendlichen, die den Wert eines Abschlusses nicht erkennen, nicht erkennen können. Sie selber ist sich sehr wohl bewusst, dass Stewardess, ihr Traumberuf, dieser Anforderung einer soliden Ausbildung gerade nicht entspricht, einerseits weil es keine richtige Lehre darstellt und andererseits weil die Arbeit als

Flight Attendant auf einen kurzen Lebensabschnitt beschränkt ist. Dennoch hebt sie diesen als ihr eigentliches Berufsziel hervor.

In der Phase der konkreten Lehrstellensuche stellt sich für sie als entscheidend heraus, dass sie in einer Klasse war, die dem Pilotprojekt 9 angehörte (vgl. Kapitel 4.1.1). Ein kennzeichnendes Merkmal dieses Projektes ist gemäss ihrer Darstellung der grosse zeitliche Umfang, in welchem die SchülerInnen Zeit zur Verfügung haben, eine Schnupperlehre zu absolvieren.

Das ist irgendwie neu eingeführt worden, dass wir in der 9. Klasse, einfach die Schüler zweimal drei Wochen Zeit haben um irgendwo in einer Firma schnuppern zu gehen. Dass wir ein wenig Zeit haben zum ein wenig rumschauen, was wir haben, was wir eigentlich herausgesucht haben, welchen Beruf und schauen gehen ob es wirklich das ist. (5, 5/34-38)

Implizit deutet sie an, dass der Schnupperlehre eine Auseinandersetzung mit Berufswünschen und -möglichkeiten vorausgeht und das, was sich die einzelnen aus den vorhandenen Möglichkeiten ausgesucht haben, in einer Schnupperlehre einer Überprüfung unterzogen werden kann. Über ihren eigenen Prozess der Berufsfindung innerhalb der Schule erzählt sie nichts. Hingegen erwähnt sie die Leistung des Lehrers, der für alle seine SchülerInnen die erste Schnupperlehrstelle organisiert habe, dies als Teil seines Auftrages innerhalb des Pilotprojektes offenbar tun musste (S. 5). Die Suche der zweiten Schnupperlehrstelle wäre dann Aufgabe der einzelnen SchülerInnen gewesen. Bei Maria erübrigt sich dieser zweite Schritt, da sie am ersten Ort bereits eine Zusage für eine Lehrstelle bekommt. Der vom Lehrer vermittelte Schnupperlehrstellenplatz in einem Betrieb der Metallbranche, wo hauptsächlich Hartmetall-Werkzeuge hergestellt werden, bekommt damit eine nachhaltig wichtige Bedeutung. Ihr Eintreten auf das Angebot, die Lehre in diesem Betrieb zu absolvieren, macht Maria an folgenden Punkten fest:

Das ist gerade tiptop gegangen und damals habe ich noch keine Lehre gehabt und habe gedacht, ja das ist ein guter Betrieb und die Leute sind freundlich. Das ist mir auch ein wenig wichtig gewesen, dass die Leute freundlich sind, ja oder mit wem man arbeitet, nicht dass es ein wenig so ist: aha, ich mag nicht arbeiten gehen, weil jetzt der dort ist und so. Es hat mich gedünkt die Leute sind super und auch der Betrieb ist nicht schlecht, dann habe ich gesagt, ja warum nicht, doch. (5, 4/20-24)

In der Auflistung der Gründe, die zu einer Zusage geführt haben, fällt auf, dass sie hauptsächlich Aspekte des Arbeitsverhältnisses, des sozialen Umfeldes beschreibt. In der Umschreibung des Betriebes als „nicht schlecht“ deutet sie an, was sie im Verlauf des Gesprächs noch ausführt, nämlich dass ihr die Branche in welcher sie ihre kaufmännische Lehre macht, nicht entspricht. Sie muss sich viel Wissen aneignen über die von der Firma produzierten Werkzeuge, die sie nicht interessieren. Viel lieber wäre sie in der Telekommunikationsbranche tätig, da könnte sie mehr Interesse für die Branchenkunde aufbringen. Doch sie fügt an, dass ihr vor allem wichtig gewesen sei, überhaupt eine Lehrstelle zu haben. Dahinter steckt bei ihr die Angst, keine Lehrstelle zu finden oder zu spät dran zu sein. Deshalb nimmt sie das Angebot der Firma an und macht in der Folge auch die zweite Schnupperlehre im selben Betrieb. Diese zweite Schnupperlehre erfüllt ihre Funktion insofern nicht, als sie nicht noch einen erweiterten Einblick in mögliche Berufsfelder oder zumindest in eine kaufmännische Lehrstelle in einer anderen Branche eröffnete. Von derselben Firma wird ihr im Weiteren ein Nebenjob angeboten, das Büro eines Kadermitgliedes (S. 4) aufzuräumen. Maria ist durch die verschiedenen Einsätze vertraut mit dem Betrieb, insbesondere auch den dort angestellten Leuten und dank ihrer Cousine weiss sie bereits genau, was sie in der kaufmännischen Ausbildung alles erwartet. Ihre Vorstellungen entsprechen denn auch in weiten Teilen den tatsächlichen Bedingungen und sie hat sich auch keine Gedanken mehr gemacht über allfällige alternative Berufslehren. Auf die Frage, was sie

denn gemacht hätte, wenn es nicht geklappt hätte mit der Lehrstelle, meint sie, das habe sie sich nicht überlegt, wahrscheinlich ein 10. Schuljahr (S.6).

5.1.4.1.3 Zukunftsperspektiven

Auf die Frage bezüglich ihrer Zukunftspläne meint sie, dass sie lediglich wisse, dass sie die Lehre abschliessen wolle und zwar richtig, mit guten Noten (S. 8).

Ich möchte nicht zu fest so, also in die Zukunft denken, weil, ja vielleicht gerade über das Leben, das man jetzt lebt und ein wenig mehr, aber nicht zu weit, oder noch nicht (lacht). (5, 8/26-28)

Trotz dieser Offenheit gegenüber der Zukunft steht für sie bereits fest, dass sie, vorausgesetzt sie besteht die Aufnahmeprüfungen, die Berufsmatura machen will. Diesen Schritt hat sie geplant, ohne damit ein konkretes Ziel zu verfolgen, einfach zur Weiterbildung (S. 2). Sie geht davon aus, dass sich ihre Ziele ändern werden, dass sich mit fortschreitender Zeit immer neue und mehr Möglichkeiten eröffnen werden (S. 8). Jetzt im Moment sieht sie vor, nach abgeschlossener Berufsmatura die Schule für Flight Attendants zu machen, wobei sie sich auch hier noch nicht sicher ist, ob dies klappen wird. Eine andere Möglichkeit sähe sie darin, Lehrlingsausbildnerin zu werden, oder auf einem Flughafen zu arbeiten und dort viele Sprachen zu sprechen, oder sich eine Stelle im kaufmännischen Bereich in der Telematik-Branche zu suchen. Ebenfalls auf dem Plan möglicher Optionen steht ein halbes Jahr zu ihrer Tante nach Kanada zu gehen, um noch besser Englisch zu lernen oder ein wenig zu reisen. Dabei gibt sie unumwunden zu, dass sie sich noch nicht gross Gedanken gemacht habe, wie sie ihr Geld verdienen will. Sie geht aber selbstverständlich davon aus, nicht nur das Minimum zu verdienen, sondern einen „rechten Lohn“ zu haben, zumal sie einkaufssüchtig sei und entsprechend über Geld verfügen müsse (S. 8).

Auffallend ist, dass die zu Beginn des Gesprächs als Wunschberuf hervorgehobene Ausbildung zur Flight Attendant gegen Ende des Gesprächs unter zahlreichen anderen Möglichkeiten untergeht, bzw. nicht mehr so eindeutig hervorsticht. Das einzige was sie mit Gewissheit und wiederholt bezüglich ihrer Zukunftspläne sagen kann, ist, dass sie sich weiterbilden möchte.

5.1.4.2 Sophie Bürki: KV-Angestellte mit Berufswunsch Krankenschwester (Fall 6)

5.1.4.2.1 Biografisches

Sophie Bürki wächst in einem kleinen, abgelegenen Dorf, in der Nähe des Juras auf. Sie hat eine zwei Jahre ältere Schwester, die nach der DMS das Kindergartenseminar angefangen hat. Ihre Mutter arbeitet laut Aussage von Sophie „zur Abwechslung“ in einer Baumschule, hilft dort ein wenig aus (S. 3), ansonsten sei sie als Hausfrau tätig. Ursprünglich gelernt hat sie Chemielaborantin, war aber schon seit Jahren nicht mehr in ihrem Berufsfeld tätig, was unter Umständen einen Wiedereinstieg, falls sie den überhaupt in Erwägung gezogen hat, erschwert oder verunmöglicht haben könnte. Der Vater arbeitet in einer 100 Prozent Anstellung als Papiertechnologe.

Noch bis in die letzten Schuljahre der Sekundarschule, der BEZ, fand Sophie genügend Zeit um in drei Sportvereinen, dem Radfahrerverein, dem Turnverein und im Einrad-Verein aktiv zu sein und sich zusätzlich in der Pfadi als Leiterin zu engagieren.

5.1.4.2.2 Chronologie des Berufsfindungsprozesses

Was Sophie Bürki bereits als Kind auf die Frage, was sie denn später einmal werden wolle, antwortete, hat sich bis heute als ihr Berufswunsch halten können: sie will Krankenschwester werden.

Einfach in mir drin weiss ich, dass ich Krankenschwester werden möchte. (6, 7/19-20)

In ihrem näheren Umfeld findet sich sonst niemand, der in diesem Berufsfeld aktiv wäre. Ein möglicher Grund, wie sie zu diesem Wunsch gekommen sein könnte, liegt ihrer Meinung nach darin, dass ihre Mutter offenbar mehrmals längere Spitalaufenthalte machen musste und sie bereits als Kind fasziniert war von diesem Ort (S. 3). Was sie nachhaltig beeindruckt hat, ist die Atmosphäre im Spital, das Verhältnis der Krankenschwestern untereinander und die Tatsache, dass dies ein Ort ist, wo man sich untereinander hilft (S. 2), sowohl im Team wie auch gegenüber den hilfeschuchenden Menschen.

Um sich ihres lang ersehnten Berufszieles zu vergewissern, macht sie in den Schulferien ein Praktikum in einem Spital und findet sich in ihrem Wunsch bestätigt. Nur kann sie, was damals für die meisten Kantone galt, die Ausbildung zur Krankenschwester nicht unmittelbar nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit beginnen. Diese Bestimmung wurde durch die Aufnahme der Gesundheitsberufe⁶¹ in das schweizerische Berufsbildungssystem mittlerweile geändert, indem sie nun auch unter die Obhut des BBTs fallen.

Sophie muss sich nach einer Überbrückungslösung umsehen. Sie macht in der 8. Klasse in der zur Berufswahl freigestellten Zeit eine einwöchige Schnupperlehre im kaufmännischen Bereich, bei einer in der Region bekannten Firma, die so „technisches Zeug“ (S. 7) herstelle und wo es ihr „noch so“, das heisst einigermaßen gefallen habe. Einen weiteren Einblick verschafft sie sich mittels einer Schnupperlehre in einer Drogerie. Dort sagen ihr jedoch der Chef und seine Art den Laden zu führen, überhaupt nicht zu, womit sie die Option einer Berufslehre als Drogistin verwirft.

Ja und dann, ja das ist vielleicht ein Fehler gewesen, dann hätte ich vielleicht noch irgendwo anders hingehen sollen. aber ja, es hat mir immer nachher so den „Läck-mir“ gegeben und nachher habe ich gedacht, ja nein, nein.(lacht). (6, 7/41-43)

Eine häufig ergriffene gängige Möglichkeit, die Zeit bis zur Krankenschwester-Ausbildung zu überbrücken, stellt die Diplommittelschule DMS dar (vgl. Kapitel 2.4.3). Sophie, die diese Schule bereits indirekt von ihrer Schwester her kennt (S. 5), macht die zur Aufnahme vorausgesetzten Prüfungen, welche sie auch besteht. Gleichzeitig informiert sie sich in der Zeitung über offene Lehrstellen im kaufmännischen Bereich und schreibt eine Bewerbung an die Bank, wo sie jetzt ihre Ausbildung macht. Von dieser wurde sie zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen und bekommt eine Zusage. Im Gespräch stellt sie die Lehrstellensuche als ausgesprochen problemlos dar, als sei ihr aufgrund nur eines Versuchs der Erfolg beschert gewesen – in den Fragebögen hingegen spricht sie von 13, bzw. 14 abgeschickten Bewerbungen, von 12 Absagen und zwei Vorstellungsgesprächen – ein zu klärender Widerspruch, über den nur

⁶¹ Heute ist mittels einer dreijährigen Berufsausbildung zur „Fachangestellten Gesundheit“ ein Einstieg in einen Gesundheitsberuf unmittelbar nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit möglich. Diese neugeschaffene Ausbildung schliesst man mit einem eidgenössischen Fähigkeitszeugnis ab. Danach ist einerseits die Berufsausübung möglich und andererseits eröffnet sich der Zugang zu einer Diplomausbildung an einer höheren Fachschule im Gesundheitsbereich wie zum Beispiel Pflege (Pflegefachfrau/Pflegefachmann), Therapie oder Technik. Diese Möglichkeit stand Sophie Bürki zur Zeit ihrer Berufswahl noch nicht offen, da das Pilotprojekt an der Berufsfachschule Gesundheit am Bildungszentrum in Langenthal erst im Jahr 2001 angelaufen ist.

spekuliert werden kann. Hätte sie keine Lehrstelle gefunden, meint sie weiter, so wäre sie in die DMS eingetreten (S.5). Die Chronologie der Ereignisse, d.h. ob zuerst der positive Bescheid der DMS da war oder sie sich vorher schon für oder gegen ein Lehrstellenangebot entscheiden musste, wird weder aus dem Fragebogen noch aus dem Gespräch ganz klar. Deutlich wird einzig, dass die Zeitpunkte der Bekanntgabe der DMS-Prüfungsergebnisse und der Lehrstellenzusage nahe beieinanderlagen. Trotz der auftretenden Widersprüche stellt sie im Gespräch den Entscheid als aktiv getroffenen dar, wo sie pro und kontra gegeneinander abgewogen und sich letztlich für eine kaufmännische Lehre entschieden habe. Die Gründe, die sie nennt, sind einerseits mangelnde Lust, nochmals zwei weitere Jahre die Schulbank zu drücken und auf der anderen Seite die durch den Lehrlingslohn zunehmende Autonomie gegenüber den Eltern. Aus den Aussagen von Sophie über ihren Entscheidungsprozess tritt indirekt hervor, dass die Tatsache, nicht sofort machen zu können, was sie eigentlich will, nämlich Krankenschwester, für sie mit Motivationsproblemen verbunden ist.

In ihrem Berufswunsch, Krankenschwester werden zu wollen, hat sie ihr Lehrer unterstützt und scheint sie damit in ihrem Selbstbild bestätigt zu haben:

Ja also mein Klassenlehrer hat mich auch eher so gesehen, etwas Soziales und das hat er mir auch gesagt. Irgendwie dass ich so jemand bin für ins Spital und so und er hat es ein wenig schade gefunden, dass ich jetzt das KV mache, aber ja eben, das kann ich auch nach dieser Lehre noch machen. (6, 5/33-36)

Die Einstellung der Eltern stellt Sophie als ausgesprochen offen dar. Sie stehen dem Berufswunsch ihrer Tochter Krankenschwester zu werden, wie auch der kaufmännischen Lehre positiv gegenüber, in den Worten von Sophie

Ja sie stehen eigentlich hinter mir, egal was ich machen will. Also sie unterstützen es schon. Ja sie finden es halt nachher ein wenig schade, dass ich vielleicht nicht auf der Raiffeisenbank bleibe, aber es ist schon mein Entscheid, also ja. (6, 3/32-34)

Wie sich in ihrer Äusserung jedoch zeigt, stehen die Eltern dem Berufswunsch von Sophie, danach die Krankenschwesterausbildung zu machen, tendenziell etwas skeptisch gegenüber, geben ihr nicht die volle Unterstützung, sondern haben eine abwartende, pragmatische Haltung: sie solle zuerst einmal die eine Ausbildung fertig machen und dann sehe man weiter (S. 6). Das gesteckte Berufsziel, Krankenschwester zu werden, etwas Soziales zu machen, liegt in der Entscheidungsmacht von Sophie und ist zugleich abhängig von ihrem eigenen Willen und Durchhaltevermögen. Sie zeigt sich darin insofern idealistisch, als sie den Beruf auch ausüben will, wenn sie dort weniger verdienen wird als in einer Bank (S. 12). Was sie mit dem Berufswunsch verknüpft, ist die Hoffnung auf einen angenehmen Arbeitsort, wo sie sich wohl fühlt und sich das Gefühl einstellen sollte, dass sie das macht, was sie wirklich will (S. 11). Auf die Frage, ob sie denn nie in Erwägung gezogen habe, ein Medizinstudium zu machen und Ärztin zu werden, wehrt sie vehement ab. Das sei ihr noch gar nie in den Sinn gekommen, die Verantwortung sei ihr dort zu gross. Ihre ideale zukünftige Funktion, ihr Aufgabengebiet definiert sie somit als in einem sozialen Bereich helfende, mit einem abgegrenzten Verantwortungsbereich in einem Team arbeitende Angestellte (S. 12). Im Gegensatz zu ihrer idealistischen Einstellung bezüglich des Berufs der Krankenschwester, hat sie gegenüber der kaufmännischen Lehre eine pragmatische, vernünftige Einstellung, was sich oben in den erwähnten pro und contra Punkten gegenüber der Alternative der DMS deutlich zeigt. Die kaufmännische Lehre bezeichnet sie als eine gute Grundausbildung, die eine grosse Palette an Möglichkeiten eröffnet, in ihrem Fall eben den Zugang zu ihrem Wunschberuf. Zudem ist dies eine Berufslehre, die zahlreiche Kolleginnen ebenfalls gewählt haben, mit einer ehemaligen Schulfreundin ist sie nun wieder in der selben Klasse der Berufsschule (S. 6).

5.1.4.2.3 Zukunftsperspektiven

Erstes Teilziel von Sophie ist es, die kaufmännische Lehre abzuschliessen, konkret die Abschlussprüfung zu machen. Und dann erst steht dem Weg zur Krankenschwester nichts mehr im Wege. Auf die Frage, ob sie denn ein Leben lang auf diesem ihrem Wunschberuf werde bleiben wolle, meint sie:

Ja, das sehe ich dann, also wenn es mir dort auch gefällt und wirklich das mein Ziel ist, dann wahrscheinlich schon. Ja ich weiss auch nicht, was nachher in 20 Jahren ist. (6, 10/54-55)

Damit sie auf diesem Beruf bleiben wird, muss sich bewahrheiten, dass der Berufsalltag wirklich ihren Vorstellungen entspricht und am Arbeitsort muss sie sich wohl fühlen (S. 10). Vorausgesetzt dies trifft alles zu, wird sie beim Berufseinstieg möglichst eine Vollzeitstelle finden wollen.

Was ihre private Zukunft anbelangt, verfügt sie noch über keine konkreten Vorstellungen. Erst auf Nachfrage meint sie, wahrscheinlich schon einmal Kinder haben zu wollen.

Mh, ja vielleicht wahrscheinlich schon (lacht). Doch, einmal Kinder oder so, so vielleicht mal mit 30, zuerst mal die Karriere und dann schon. (6, 11/5-6)

Und wenn sie dann Kinder hätte, dann würde sie, solange sie im Kleinkindalter sind, zu ihnen schauen wollen, vorausgesetzt die nötigen finanziellen Mittel wären vorhanden. Darin drückt sich eine Sorge aus, einen Familienvater zu finden, der ein genügend hohes Einkommen hat, um eine Familie unterhalten zu können. Indirekt weist sie damit daraufhin, dass sie das ausschliessliche Muttersein als einen Luxus wahrnimmt, den man sich muss leisten können. Sobald die Kinder in das schulpflichtige Alter kommen, würde sie wieder nicht „nur Hausfrau“ sein wollen, sondern sich eine Teilzeitstelle suchen. Auf die Frage, ob sie sich das umgekehrte Modell auch vorstellen könne, meint sie:

Ja wieso nicht, also wenn man das, also wenn er nichts dagegen hat und einverstanden ist, dann würde ich das auch machen (lacht), ja. (6, 11/26-27)

Das Abweichen von der gängigen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung macht sie abhängig vom Einverständnis des zukünftigen Ehemannes, womit sie sich seinem Willen unterordnet oder aber indirekt zu verstehen gibt, dass eine Umkehrung der traditionellen Arbeitsteilung gar nicht ihren Ansprüchen entspricht.

5.1.4.3 Zusammenfassende Bemerkungen zu den auf Nummer sicher Gehenden

Die beiden jungen Frauen dieser Gruppe sind sich hauptsächlich in der Begründung der getroffenen Berufswahl ähnlich: beide absolvieren eine kaufmännische Lehre, nicht weil dies ihr Berufsziel wäre, sondern weil sie ihren gewünschten Beruf noch nicht erlernen können. In der kaufmännischen Lehre sehen sie eine vernünftige Zwischenlösung, welche ihnen das Feld von Möglichkeiten erweitert und an sich ein sicherer Wert darstellt, ohne jedoch das Ziel ihrer beruflichen Pläne darzustellen. Ansonsten sind sich die beiden Fälle sowohl im Begründungsmuster, wie auch im Verlaufsmuster der Berufsfindung nicht ähnlich, sondern lassen sich vielmehr den andern Gruppen zuordnen.

Maria gleicht in vielen Belangen den Jugendlichen der Gruppe 3, die sicherlich eine Lehre machen wollen. Sie weist ebenfalls durch das ganze Interview widersprüchliche und z.T. noch

diffuse Berufsorientierungen auf und betont mehrmals, wie wichtig es ihr sei, überhaupt eine Berufslehre zu machen. Ihre Freizeitbeschäftigungen weisen in keine konkrete berufliche Richtung, sondern sie wählt mit der kaufmännischen Lehre das Naheliegende, das Bekannte. Maria unterscheidet sich von den Jugendlichen der Gruppe 3 durch ihren Schulabschluss, obwohl sie nicht genau zu wissen scheint, was sie will, kann sie aufgrund ihres Sekundarschulabschlusses und dank der Unterstützung ihres Lehrers eine kaufmännische Lehre machen.

Ganz anders der Fall von Sophie, für die schon seit der Kindheit feststeht, dass sie Krankenschwester werden will. Dabei steht das berufliche Tätigkeitsfeld in einem engen Passungsverhältnis zu ihrer Person, indem sie sich selber als „sozial“ beschreibt und sie eine gute Arbeitsatmosphäre als wichtig hervorhebt. Ungleich der andern Fälle der Gruppe 1, die sich auch durch ihre Berufswahl selber verwirklichen wollen, ist in ihrem Berufsfeld die Selbständigkeit nicht möglich, von ihr jedoch auch nicht erwünscht.

5.2 Typenbildung

Ziel der Typenbildung ist es, die Voraussetzungen einer bestimmten Merkmalskombination herauszuarbeiten. Dabei sollen die Fragen beantwortet werden, ob durch die Merkmalskombinationen unterschiedliche soziale Strukturen repräsentiert werden und welche Faktoren eine bestimmte Merkmalsausprägung beeinflussen oder begünstigen. Bisher hat sich gezeigt, dass sich die Jugendlichen einer Gruppe durch ihr Begründungsmuster von anderen Gruppen unterscheiden und dass dieses in einem spezifisches Verhältnis zur individuellen Disposition steht. Die Begründungsmuster reichen von einer starken Identifikation mit dem Beruf in Gruppe 1, über eine relativ persönlichkeitsgebundene Begründung der Berufswahl der Gruppe 2, bis zu einer in dieser Hinsicht annähernd zufällig scheinenden Wahl eines Berufes der Gruppe 3, bei deren Begründung hauptsächlich die durch eine Lehre zu erreichende soziale Sicherheit betont wird. In Gruppe 4 erfolgt die getroffene Berufswahl aufgrund einer sachlichen, zweckrationalen Begründung. Im Weiteren unterscheiden sich die Gruppen im Verlaufsmuster des Berufsfindungsprozesses, welches entsprechend der Klarheit der Berufsziele entweder sehr strategisch und zielorientiert oder aber suchend, konkretisierend ist. Die unterschiedlichen Merkmalsausprägungen der Begründungs- und Verlaufsmuster des Berufsfindungsprozesses veranschaulicht das folgende Schema:

Tabelle 2: Merkmalsausprägungen der Begründungs- und Verlaufsmuster des Berufsfindungsprozesses

	individualistisches Begründungsmuster	sachliches Begründungsmuster
zielorientiert, strategischer Verlauf des Berufsfindungsprozesses	<p>(1) Die beruflich Ambitionierten Der Beruf ist zentral für Lebensentwurf, hohe Bindung Person – Beruf</p> <p><i>Sie wissen, was sie werden wollen</i></p>	<p>(4) Die auf Nummer sicher Gehenden eine vernünftige und sichere Übergangslösung</p> <p><i>Die kaufmännische Lehre als eine Zwischenlösung</i></p>
suchend, konkretisierender Verlauf des Berufsfindungsprozesses	<p>(2) Die Anspruchsvollen anspruchsvolle, für Person bedeutungs-</p>	<p>(3) Die Existenzsichernden Hauptsache eine Lehrstelle vs. arbeitslos</p>

prozesses	volle Tätigkeit Balance Freizeit – Beruf <i>Sie wissen, was sie machen wollen</i>	oder unqualifizierte Arbeit <i>Sicher eine Lehre</i>
-----------	---	---

Zur Erörterung der Voraussetzungen und Bedingungen, welche zu den vier Mustern unterschiedlicher Begründungen und Verläufe der Berufsfindung führen, werden die individuelle Disposition, die sozialen Ressourcen, sowie die situativen Bedingungen in ihrem Verhältnis zueinander näher bestimmt. Die Typenbildung soll eine Reflexion über kausale Beziehungen und Sinnzusammenhänge ermöglichen, welche für den Berufsfindungsprozess der hier untersuchten Jugendlichen bedeutsam waren.

5.2.1 Die beruflich Ambitionierten: glückliches Zusammenspiel

Werden die Bedingungen analysiert, welche den Berufsfindungsprozess der Jugendlichen ermöglichen, deren Berufswahl im Dienste der Selbstverwirklichung steht, so sticht das optimale Zusammenspiel zwischen der individuellen Disposition der Jugendlichen, ihren sozialen Ressourcen und den situativen Bedingungen ins Auge, welches ihnen die Verwirklichung ihres erklärten Zieles ermöglicht.

Die ausgesprochen stark ausgeprägte und gefestigte Berufsorientierung der Jugendlichen dieses Typs steht in einem engen Zusammenhang zu deren Neigungen und Interessen, welche bei allen drei Jugendlichen bereits in der Kindheit ausgebildet wurden. Bei den männlichen Jugendlichen wird deutlich, dass deren Väter eine entscheidende Rolle spielten, indem sie ihren Söhnen mittels ihrem sozialen und kulturellen Kapital direkt oder indirekt den Zugang zum Erwerb der berufswahlleitenden Fähigkeiten eröffneten. Sei dies durch gemeinsame Freizeitaktivitäten oder mittels ihrem sozialen Netzwerk. Die mit der Berufswahl angestrebte Selbstverwirklichung stellt bei den jungen Männern vor ihrem familiären Hintergrund denn auch eine Sicherung oder im Falle des ausländischen Jugendlichen, des Hochbauzeichners Hestet Elshai, eine Wiederherstellung des einstigen beruflichen Status des Vaters dar. Bei der ausländischen jungen Frau, Margita Nevzati hingegen handelt es sich vor dem Hintergrund ihrer kulturellen Herkunft und darin der traditionellen Position der Frau um eine Emanzipation bezüglich des elterlichen Herkunftsmilieus, indem sie eine Berufsausbildung entgegen den Absichten der Eltern macht. Zugleich wird sie mit ihrer Entscheidung, lediglich eine Anlehre als technische Assistentin bei einer Coiffeuse zu machen, dem Anspruch auf einen sozialen Aufstieg nicht gerecht. Ihr Berufsfindungsprozess ist von Widersprüchen durchsetzt, die einer weiterführenden Analyse bedürften, als dies hier möglich war. Vergleichbar mit den beiden männlichen Jugendlichen ist dennoch, dass sich ihr berufliches Interesse in der Kindheit aus einer geschlechtstypischen, traditionell weiblichen Tätigkeit herausgebildet hat.

Bei der Suche eines Ausbildungsplatzes müssen die Ausgangslagen der beiden Jugendlichen ausländischer Herkunft bezüglich der sozialen Ressourcen vom schweizerischen Fall deutlich unterschieden werden. Sie erhalten während der Lehrstellensuche von Seiten der Eltern, die nicht in der Schweiz aufgewachsen sind, keinerlei Unterstützung oder Vorteile, sondern sind stark auf sich selber, auf das eigene Durchhaltevermögen angewiesen. Hestet erwähnt in diesem Zusammenhang seinen Lehrer der 9. Klasse, der eine unterstützende Funktion übernommen hat, während bei Margita die Lehrmeisterin, die ihr zugleich eine mütterliche Freundin ist, eine

zentrale Rolle spielt. Ganz anders die Situation des schweizerischen Metallbauschlossers, der vor dem Hintergrund seines Familienbetriebs, dessen guten Rufs sowie der darin erworbenen Erfahrungen einen kaum zu übertreffenden Vorteil hat. Sein Familienname kommt in Metallbauschlosserkreisen einer guten Visitenkarte gleich.

Situative Bedingungen haben aufgrund der klaren Berufsorientierung, die in einem hohen Passungsverhältnis zu ihren Fähigkeiten steht und der zielorientierten Lehrstellensuche kaum einen Einfluss auf ihren Berufsfindungsprozess. Hervorzuheben ist dabei die Leistung des zukünftigen Hochbauzeichners und wahrscheinlich späteren Architekten Hestet Elshai. Aufgrund seiner Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache und der undifferenzierten Kategorisierung durch das dreigliedrige Schulsystem erfolgte eine in den für ihn relevanten Schulfächern letztlich falsche Zuordnung zum Schultyp mit Grundansprüchen. Diese vermochte er jedoch zu korrigieren, indem er entsprechend seinen tatsächlichen Fähigkeiten in den geforderten Fächern, sich den Zugang zu einem Beruf verschafft hat, der sonst in der Regel nur SekundarschulabgängerInnen offen steht. Den Erfolg ihres auf berufliche Selbständigkeit angelegten Berufsfindungsprozesses und der Lehrstellensuche schreiben die drei Jugendlichen denn alle in der Hauptsache ihrer Motivation und Leistung zu. In ihren Aussagen wird dennoch deutlich, dass einerseits die sozialisatorischen Bedingungen eine zentrale Rolle spielten, indem sie zur Ausprägung der berufswahlleitenden Fähigkeiten und Interessen beitrugen und andererseits ihnen erwachsene Personen in der Funktion als Gate-Keeper den Weg zum angestrebten Ziel öffneten oder ebneten. Bei den männlichen Jugendlichen ist das optimale Zusammenspiel zwischen der individuellen Disposition, den sozialen Ressourcen und der situativen Bedingungen, welches in den Interviews als „Glück“ bezeichnet wird, zu einem grossen Teil in Form von sozialem oder kulturellem Kapital in ihrer Herkunftsfamilie angelegt. Nicht so im Falle der ausländischen Jugendlichen Margita Nevzati, deren „Glück“ sich zugleich als das flüchtigste erweisen könnte, indem es auf der Basis einer Freundschaft, d.h. der Vermischung einer diffusen und rollenförmigen Beziehung gründet. Falls sie wider Erwarten den Coiffeurladen ihrer Chefin nicht übernehmen können, wird sich die Anlehre anstelle einer „richtigen“ Ausbildung als Nachteil erweisen.

5.2.2 Die Anspruchsvollen: solider Hintergrund

Die Berufswahl dieser Jugendlichen steht ebenfalls in enger Anbindung an ihre individuelle Disposition. Im Vergleich zu den Ambitionierten verfolgen sie jedoch ein anderes Ziel: sie wollen einen Beruf, der ihnen persönlich etwas bringt: eine anspruchsvolle berufliche Tätigkeit und genügend Freiraum für das Privatleben, um ihren persönlichen Freizeitbeschäftigungen nachgehen zu können. Damit wird implizit gesagt, dass sie in ihrer Kindheit und Jugend entsprechende Interessen auch ausbilden konnten und in familiären Verhältnissen aufwuchsen, die dies ermöglichten. Die Eltern stehen beim gesamten Berufsfindungsprozess auf unterschiedliche Art und Weise unterstützend im Hintergrund, sei es, dass sie in der Freizeit sich später als berufswahlrelevant herausstellende Fähigkeiten förderten, Wissen vermittelten, mögliche Wege aufzeigten und öffneten, oder auch nur, indem sie wohlwollend eine Offenheit gegenüber den Berufswünschen ihrer Kinder zeigten. Dabei stehen die in der Familie und Schule ausgebildeten Eignungen und Neigungen deutlich in einer geschlechtsspezifischen Tradierungslinie: weder wurde für den Automatiker das Gesundheitswesen, in dem seine Mutter tätig ist, zu einem möglichen Berufsfeld, noch lernte die Tochter des Informatikers den Beruf ihres Vaters, obwohl sie dies sogar in Erwägung gezogen hatte. Auffallend ist, dass es sich beim Typ der Anspruchsvollen ausschliesslich um Jugendliche handelt, deren Eltern schweizerischer

Herkunft sind – die Hypothese, dass nur sie eine solche Anspruchshaltung aufweisen und diese auch verwirklichen können, müsste einer Überprüfung anhand weiterer Fälle unterzogen werden.

Die Tatsache, dass sich diese Jugendlichen noch nicht auf einen bestimmten Beruf festgelegt haben, sondern innerhalb eines abgesteckten Feldes möglicher Berufe suchen, führt dazu, dass die sogenannten situativen Bedingungen, wie der Lehrstellenmarkt oder die Selektionskriterien der Schnupperlehren richtungsweisend auf die Berufsfindung einwirken können. Dabei sind die Wege zu einer Lehre und bereits zu einer Schnupperlehre mit entsprechend der Zukunftsträchtigkeit und dem Prestige eines Berufes unterschiedlich hohen Selektionshürden versehen. In ihrem Berufsfindungsprozess erhalten deshalb der Schulabschluss und damit indirekt die soziale Herkunft, wie auch die Geschlechtszugehörigkeit eine wichtige Bedeutung, da diese Faktoren zusammen die Grösse des Möglichkeitsraumes und dessen Position in der Berufswelt beeinflussen. So suchen die Jugendlichen mit einem Schulabschluss auf der Stufe der erweiterten Ansprüche ihren Beruf in mehr oder weniger gefragten, zukunftssträchtigen Berufsfeldern, d.h. sie verfügen über ein relativ grosses Spektrum möglicher, ihnen zur Auswahl stehender Berufe. Die einzige Jugendliche des Typs der Anspruchsvollen mit einem Abschluss des Schultyps mit Grundansprüchen hingegen sucht sich, nachdem sie von ihrem ursprünglichen Berufswunsch der Kleinkindererzieherin hatte absehen müssen, ihren Ausbildungsberuf in einer Nische, in einem handwerklichen Beruf. Diese im Sinne eines „cooling-out“ Prozesses deutbare Anpassung entspricht der sozialstatistischen Verteilung der Lehrlinge entsprechend ihres Schulabschlusses auf die verschiedenen Branchen und Berufe (vgl. Kp. 3.3). Die situativen Bedingungen können aber auch ganz unmittelbar und direkt auf den Berufsfindungsprozess einwirken, zum Beispiel in Form der Eignungstests, die zur Selektion der Lehrlinge eingesetzt werden. Am Beispiel der Polygrafin konnte aufgezeigt werden, wie die hohe Gewichtung mathematischer Fähigkeiten in diesen Tests für junge Frauen eine annähernd als diskriminierend zu bezeichnende Wirkung haben kann.

Obwohl der Einfluss situativer wie auch sozialisatorischer Bedingungen aus den Erzählungen der Jugendlichen heraus deutlich wird, besteht auch bei ihnen die Tendenz, den Berufsfindungsprozess als selbstgesteuerten darzustellen. Die Tatsache, dass ihnen der Zugang zu gewissen Berufen nicht ermöglicht wurde, wird nicht so sehr als Verhinderung gedeutet, sondern der von ihnen gewählte Beruf wird letztlich als der gewünschte dargestellt, zumal er auch in relativ grosser Übereinstimmung zu ihren Neigungen und Fähigkeiten steht.

5.2.3 Die Existenzsichernden: Angst vor unqualifizierter Arbeit und Arbeitslosigkeit

Die Jugendlichen dieses Typus zeichnen sich auf der Ebene der Berufsorientierung dadurch aus, dass sie diese noch gar nicht konkretisieren konnten. Ausschlaggebend für die konkrete Lehrstellensuche waren nicht wie bei den andern beiden Typen individuelle Ansprüche oder Wünsche, sondern die Angst vor Arbeitslosigkeit oder die Befürchtung, eine nicht genügend qualifizierende Ausbildung zu machen. Diese Befürchtungen liegen einerseits darin begründet, dass ihre Eltern als MigrantInnen gezwungen waren, unqualifizierte oder wenig angesehene Arbeiten zu verrichten und sich die Jugendlichen eine bessere Zukunft erhoffen, ein Anspruch oder Wunsch, den auch ihre Eltern äussern. Andererseits ist die Angst vor Ausgrenzung in der Tatsache begründet, dass Arbeitslosigkeit als ungelöstes gesellschaftliches Problem gilt und Arbeit zu einem knappen „Gut“ wird. Berechtigung erfahren ihre Befürchtungen zusätzlich durch die geringeren Chancen aufgrund ihres schulischen Abschlusses auf dem Niveau der Grundansprüche – wobei vor dem Hintergrund ihrer ausländischen Herkunft und der sozialen

Position der Eltern dieser nicht alleine ihrer individuellen Leistung zugeschrieben werden kann. Mit ihrem Schulabschluss eröffnet sich ihnen ein nur beschränktes Spektrum an Berufen, die weder besonders viel Einkommen noch Prestige versprechen.

Die Tatsache, dass auch nach dem erfolgten Eintritt in die Berufsausbildung ihre Berufsorientierung relativ diffus bleibt, verweist auf einen Unterschied zu den Jugendlichen der andern Typen: sie verfügen nicht über berufswahlleitende Freizeitaktivitäten und Interessen. In ihren Schilderungen kommen denn auch keine gemeinsame Aktivitäten mit ihren Eltern vor, Mehmed Aziz erwähnt lediglich an einer Stelle, dass er seinen Vater in der Firma, wo dieser gearbeitet hatte und er jetzt die Lehre macht, besucht habe. Die Eltern hatten wahrscheinlich aufgrund ihrer Berufstätigkeit kaum Zeit für gemeinsame Freizeitaktivitäten. Zudem sind sie aufgrund ihrer ausländischen Herkunft über die einzelnen Schritte in der Berufsfindung ungenügend informiert und verfügen auch nicht über die notwendigen Kontakte, um ihren Kindern auf der Lehrstellensuche Wege eröffnen zu können. Der Vater von Mehmed vermittelte ihm zwar zwei Schnupperlehrstellen, diese waren jedoch in Berufsfeldern, die weder von ihm, noch von seinem Sohn als ideal eingestuft wurden. Beide Jugendlichen heben hingegen die Bedeutung des Primarlehrers positiv hervor, im Gegensatz zu den schweizerischen Jugendlichen, die diese überhaupt nicht oder wenn, dann in negativer Hinsicht erwähnen. Im Weiteren wird auch bei diesen Jugendlichen ausländischer Herkunft deutlich, dass sie geschlechtsspezifische Rollenbilder mit entsprechenden Vorstellungen der Arbeitsteilung verinnerlicht haben, welche in den elterlichen Familien ihre Entsprechung finden und ebenfalls im Berufsfindungsprozess zum Tragen kommen.

Sowie beim Typ der Anspruchsvollen aufgrund ihrer noch nicht gänzlich gefestigten Berufsorientierung von einer Beeinflussung des Berufsfindungsprozesses durch die situativen Bedingungen gesprochen werden konnte, so wirken diese bei diesem Typus noch verstärkt. Die Lehrstellenknappheit und die steigende Arbeitslosenrate erhöhen den Konkurrenzdruck, setzen die Selektionsbedingungen wie auch den Qualifikationsdruck herauf und schränken den bereits engen Möglichkeitsraum noch weiter ein. Mehr als die andern müssen sie ihre Berufsvorstellungen dem ihnen offenstehenden Angebot von Lehrstellen anpassen. Das sich ihnen bietende Angebot einer Lehrstelle nehmen sie an, um sich ihre Existenz zu sichern, planen jedoch, den weiteren beruflichen Werdegang mit individuellen Ansprüchen in Einklang zu bringen.

5.2.4 Auf Nummer sicher: dank Sekundarschulabschluss

Die Wahl der sehr begehrten kaufmännischen Lehre wird bei den hier vorliegenden Fällen nicht im Sinne der Selbstverwirklichung, aufgrund eines Berufswunsches oder eines hohen Passungsverhältnisses von Person und Beruf getroffen, sondern es handelt sich in erster Linie um eine zweckrationale Entscheidung. Zu bemerken ist, dass ihnen dieser Zwischenschritt nur aufgrund eines Schulabschlusses des Schultyps mit erweiterten Ansprüchen möglich war. Umgekehrt müsste gefragt werden, ob es sich der kaufmännische Verband leisten kann, junge Leute auszubilden, die nicht die Absicht haben, in diesem Bereich zu arbeiten, sondern die Lehre sozusagen als gute Grundausbildung betrachten. Den Jugendlichen dieses Typs dient die kaufmännische Lehre als Sicherheit und verhilft ihnen zu einer gewissen Autonomie, indem sie sich eine solide Grundlage schaffen, auf welcher sie sich dem eigentlichen Ziel nähern wollen.

Dabei liegt bei der Jugendlichen ausländischer Herkunft, deren Eltern in der Fabrik arbeiten, die Entscheidung, eine kaufmännische Lehre zu machen auch in der Befürchtung begründet,

ansonsten unqualifizierte Arbeit verrichten zu müssen, wie seinerzeit ihre Mutter. Ihre Tochter vollzieht mittels ihrer schulischen Leistung und der dank der Vermittlungsarbeit des Klassenlehrers erhaltenen Lehrstelle im kaufmännischen Bereich gegenüber ihren Eltern einen sozialen Aufstieg. Der weitere Verlauf ihres beruflichen Werdeganges ist bei ihr noch relativ diffus, ihre Berufsorientierung scheint noch nicht wirklich gefestigt zu sein.

Ganz anders präsentiert sich die Situation der jungen Schweizerin, die einerseits über ein klares, ihr sogenannt „wahres“ Berufsziel verfügt und die kaufmännische Lehre nur als Zwischenlösung macht. Angst vor Arbeitslosigkeit oder unqualifizierter Arbeit erwähnt sie mit keinem Wort, sondern sie ihr berufsrelevantes Handeln ist ausgerichtet auf eine spezifische Art von Selbstverwirklichung in einem sozialen Berufsfeld: sie will Krankenschwester werden.

5.2.5 Zusammenfassende Bemerkungen zu den Typen

Aus einer Gegenüberstellung der verschiedenen Typen wird deutlich, dass sich die Berufsfindungsprozesse hinsichtlich des Verhältnisses der individuellen und sozialen Ressourcen sowie der situativen Bedingungen unterscheiden, woraus unterschiedliche Spektren von Möglichkeiten resultieren. Diese reichen vom Anspruch auf Selbstverwirklichung im Beruf, über ein ausbalanciertes Verhältnis von anspruchsvoller Arbeit und genügend Freizeit, der Sicherung der Existenz bis zur Möglichkeit, eine kaufmännische Lehre als sichere Zwischenlösung zu machen⁶².

Das Verhältnis der Typen untereinander lässt sich seinerseits auf die einfache Formel reduzieren, dass je schlechter die individuellen und sozialen Ausgangsbedingungen und Ressourcen, welche zueinander in Abhängigkeit stehen, umso kleiner gestaltet sich der Möglichkeitsraum und umso einschneidender können sich ungünstige situative Bedingungen wie Lehrstellenknappheit oder restriktive Selektionsbedingungen auf den Berufsfindungsprozess auswirken. Die Möglichkeit der Entwicklung eines subjektbezogenen Anspruchs auf Sinnhaftigkeit und Selbstverwirklichung in der Arbeit im Typus 1 der beruflich Ambitionierten, sowie das ausbalancierte Verhältnis von Arbeit und Freizeit des Typus 2 der Anspruchsvollen sind abhängig von einem günstigen Zusammenspiel der drei Faktoren, insbesondere einer ausgeprägten personengebundenen Berufsorientierung. Sind die Ausgangsbedingungen jedoch unvorteilhaft, wird gegenüber dem Motiv der Selbstverwirklichung oder der ausbalancierten Lebensführung das Motiv der Existenzsicherung vordringlich. Verringert sich die Wahlmöglichkeit aufgrund geringem sozialem und kulturellem Kapital, wird es auch schwieriger, einen mit individuellen Anforderungen zu vereinbarenden Beruf zu finden, beziehungsweise eine entsprechende Berufsorientierung überhaupt auszubilden. Diejenigen Jugendlichen mit den schlechtesten Ausgangsbedingungen äussern die Angst vor Arbeitslosigkeit oder die Befürchtung unqualifizierte Arbeit verrichten zu müssen am konkretesten – in Übereinstimmung mit sozialstatistischen Untersuchungen handelt es sich um jugendliche Migrantinnen mit schlechtem Bildungsabschluss. Diese hier kurz gefasste Zusammenfassung soll im Schlusskapitel nochmals differenzierter hinsichtlich einzelner Faktoren, die auf den Berufsfindungsprozess wirken, diskutiert werden.

⁶² Dabei lassen sich die Jugendlichen des vierten Typus hinsichtlich der Ansprüche und Motiviertheit der noch offenen Berufswünsche dem Typus 1 der Selbstverwirklichung beziehungsweise dem Typus 3 der Existenzsicherung zuordnen.

5.3 Themen des Übergangs und der Zukunftsperspektiven

5.3.1 Veränderungen und Belastungssituationen beim Übergang

Was sich durch die Darstellungen der Jugendlichen bezüglich des von ihnen erlebten Übergangs von der Volksschule ins Berufsbildungssystem zieht, ist der zeitliche Druck vor Abschluss der obligatorischen Schule zu einer Entscheidung zu kommen und eine Lehrstelle gefunden zu haben. Zwischenjahre werden zwar vom einen oder der andern in Erwägung gezogen, ebenso wird der Wunsch nach Reisen geäußert, nicht aber im Sinne einer tatsächlich realistischen Option, sondern vordringliches Ziel ist es, eine Lehrstelle zu finden. Als belastend wurde beim Übergang in die Berufsausbildung das Schreiben von Bewerbungen während der Schulzeit erlebt, inklusive der dazu notwendigen Vorabklärungen. Ebenso wurde während der Suche einer Lehrstelle die Ungewissheit als unangenehm hervorgehoben ebenso die Tatsache, dass Entscheidungen häufig unter Zeitdruck gefällt werden mussten. Die Fälle, in denen sich zwei Möglichkeiten gleichzeitig boten und unter Abwägung von pro und kontra eine Entscheidung getroffen werden konnte stellten die Ausnahme dar, häufiger musste eine Zu- oder Absage in Unkenntnis des weiteren Verlaufs, der weiteren sich eröffnenden Chancen getroffen werden.

Nach dem Übertritt ins Berufsbildungssystem, darin sind sich alle befragten Jugendliche einig, beginnt ein neuer Lebensabschnitt, der durch die doppelte Belastung der Arbeit im Betrieb und den Anforderungen der Berufsschule wenig persönlichen Freiraum mehr lässt. Aufgrund dieser Belastungen erstaunt es wenig, dass diejenigen Jugendlichen, die während der Schulzeit zahlreiche Freizeitaktivitäten ausübten, diese auf ein Mindestmass reduzieren mussten.

Eben, weniger Freizeit sozusagen, es geht viel schneller vorbei als früher, weil man kommt irgendwie um fünf mal heim, nachher hast du noch drei, vier Stunden, nachher musst du wieder schlafen gehen, damit du am nächsten Tag überhaupt arbeiten kannst. (7, 7/47-49)

Viele Jugendlichen verlieren die ehemaligen SchulkollegInnen aus den Augen und beklagen die knapp bemessene Zeit, um neue Freundschaften aufbauen zu können. Dennoch erleben die Jugendlichen ihren Alltag in der Berufslehre, wo sie immer wieder mit neuen Herausforderungen konfrontiert werden, grundsätzlich als positiv. Kritik gegenüber den Bedingungen in der Lehre wird bei denjenigen Jugendlichen laut, die aus Angst vor Arbeitslosigkeit oder keine Lehrstelle zu finden, sich für eine Lehrstelle entschieden haben, die ihnen nicht wirklich entspricht. So bringt Mehmed bezüglich seinem beruflichen Tätigkeitsfeld gesundheitliche Bedenken vor und meint, vielleicht doch lieber einen ruhigeren Bürojob haben zu wollen, während Aida explizit sagt, dass sie aufgrund der schlechten Entlohnung, der strengen Arbeitszeiten und anstrengender Putzarbeiten sicher nicht Verkäuferin bleiben wolle. Ebenso bekundet Sophie, die eigentlich Krankenschwester werden möchte, am meisten Mühe, sich in der Lehrmeister-Lehrlings-Hierarchie in der Bankfiliale, wo sie ihre Lehre macht, unterzuordnen und empfindet es als unangenehm, ständig am Gängelband der Lehrmeisterin zu sein. Dabei gilt festzuhalten, dass die Verhältnisse je nach Grösse des Lehrbetriebes und nach Branche sehr unterschiedlich sind. Was auffällt, ist dass mit Ausnahme der Verkäuferin Aida, alle Lehrlinge über ihren Betrieb in der „wir-Form“ sprechen und damit einer Identifikation mit dem Lehrbetrieb Ausdruck geben. Eine wichtige Bedeutung kommt dem in seiner Höhe eher symbolischen Lehrlingslohn zu, indem die Jugendlichen diesen als positiv werten, weil er ihnen ein Gefühl der Autonomie und der erhöhten Selbständigkeit gibt.

Nicht thematisiert wird von den Jugendlichen die sogenannte zweite Schwelle, der Übergang in den Arbeitsmarkt. Sei dies, weil sich aufgrund der beruflichen Qualifikation auf dem berufsfachlichem Teilarbeitsmarkt in einer gewissen Sicherheit wähnen, oder aber aufgrund der

hohen Belastung und des Absorbiert-Seins keine Zeit haben, sich konkret über den Eintritt in den Arbeitsmarkt Gedanken zu machen.

Während mit Ausnahme des Hochbauzeichners die befragten Jugendlichen die Frage, ob sich ihre Vorstellungen mit dem erlebten Alltag in der Berufsausbildung decken, kaum zu beantworten vermochten, gab dieser einen differenzierten Bericht über die verschiedenen Phasen seit dem Beginn der Lehre. Zu Beginn der Lehre sei er euphorisch gewesen und habe sich durch den ersten Auftrag enorm gefordert gefühlt. Diese erste Begeisterung wich einer Phase der Ernüchterung, er will es nicht gerade „Enttäuschung“ nennen. Er musste langweiligere Arbeiten erledigen und merken, dass der Alltag nicht ganz seinen Vorstellungen entspricht. Dennoch ist er mit seinem gewählten Beruf zufrieden (S. 13). Grundsätzlich äusserten die Jugendlichen mit Ausnahme von Mehmed, Aida und Sophie Zufriedenheit mit ihrer jetzigen Situation. Dies kann auch an einer gewissen Zwangsläufigkeit liegen, nebst der Tatsache, dass sie tatsächlich zufrieden sind und sich herausgefordert fühlen, befinden sie sich in einem Abhängigkeitsverhältnis, in welchem sie kaum Rechte geltend machen können. Zudem fehlt ihnen auch weitgehend die Vergleichsmöglichkeit, nicht nur aufgrund der für jede Entscheidungssituation charakteristischen Ungewissheit über die Qualität alternativer Wege, sondern auch durch die enge Einbindung der Berufsausbildung in einen Betrieb. Im Weiteren steht die Zufriedenheit auch in einem Verhältnis der Wahrnehmung der Berufswahl als individueller Entscheid: je mehr diese dem einzelnen Individuum zugeschrieben wird, umso mehr ist die Zufriedenheit Indikator für einen richtige oder schlecht getroffene Wahl.

5.3.2 Zukunftsperspektiven

Wovon in keinem der hier untersuchten Fälle die Rede sein kann, ist, dass mit dem Abschluss der Berufslehre der Berufsbildungsprozess als beendet betrachtet würde. Ausnahmslos alle Jugendlichen sprechen von einer bereits geplanten oder allenfalls beabsichtigten Weiterqualifikation. Das Spektrum der geplanten Schritte reicht von einer Weiterqualifikation innerhalb des gewählten Berufes zum Beispiel im Falle der Sattlerin, die sich spezialisieren und innerhalb ihres Berufsfeldes positionieren will. Ebenso zieht der Multimediaelektroniker eine Spezialisierung in Erwägung, zumal er sich in seinem Berufsfeld des ständigen und raschen Wandels bewusst ist. In Übereinstimmung mit seiner Devise „offen sein, offen für alles“ (S. 1) kann er sich aber auch einen späteren Berufswechsel vorstellen. Diese Absicht äussert die Verkäuferin ganz dezidiert, unmittelbar nach Abschluss ihrer zwei jährigen Lehre will sie sich auf die Suche nach einer ihr entsprechenden Berufsausbildung machen, ohne jedoch bislang konkrete Schritte geplant zu haben. Eine Nachqualifikation zieht die Coiffeuse in Erwägung, indem sie sich vorstellen kann, das eidgenössische Fähigkeitszeugnis nachzuholen, da sie im Moment nur eine Anlehre macht. In jedem Fall will sie sich in Kursen weiterbilden, bzw. hat damit bereits begonnen, mit der Absicht ständig auf dem neusten Stand zu sein und den KundInnen ein breiteres Angebot bieten zu können. Die Begründungen dieses ständigen Weiterbildens und -qualifizierens reichen von einem Drang, auf dem neusten Stand sein zu wollen, motiviert aus einer unternehmerischen Sicht, über konkrete Zukunftspläne wie z.B. diejenigen des Hochbauzeichners, der Architekt werden will, oder der kaufmännischen Angestellten, deren Berufsziel Krankenschwester ist, über einen eher durch existentielle Ängste geprägten Druck zur Weiterqualifikation, weil nach Aussage von Mehmed eine Lehre alleine heute ja keinen Stellenwert mehr habe. Über die Hälfte der Jugendlichen gibt an, die Berufsmaturität machen zu wollen, während die einen bereits den Vorkurs für die BMS

besuchen, stellt dies für andere eine noch nicht weiter konkretisierte Möglichkeit dar. Auffallend ist, wie fest die Bereitschaft der Jugendlichen sich weiterzubilden und zu qualifizieren mit dem Wandel in der Arbeitswelt und der veränderten Anforderungen übereinstimmt. Somit ist es möglich, dass es sich dabei auch um eine Anpassung an die aufgrund der Dynamisierung in der Arbeitswelt verlangte Flexibilisierung und die gestiegenen Qualifikationsansprüche handeln kann, die sich in den in den Plänen der Jugendlichen spiegeln. Dahingestellt bleibt im übrigen bei allen, was von den beabsichtigten Plänen die Jugendlichen auch tatsächlich umsetzen werden, zumal bei der Beanspruchung durch den Berufsalltag die Weiterqualifikation einen nicht zu unterschätzenden Energieaufwand darstellt.

Der Beruf, dies wurde bei allen Jugendlichen deutlich, nimmt einen zentralen Stellenwert in ihrem Lebensentwurf ein. Entgegen der These eines neuen kulturellen Modells ist eine subjektive Bindekraft zum Beruf bei allen hier befragten Jugendlichen, unabhängig von Geschlecht, sozialer, nationaler Herkunft in starkem Masse vorhanden. Sie formulieren alle einen Anspruch auf abwechslungsreiche, anspruchsvolle Arbeitstätigkeiten, die sie jedoch entsprechend ihrer Ausgangsvoraussetzungen unterschiedlich gut verwirklichen konnten.

Sowie sich die Bedeutung des Berufes im Lebensentwurf, wie auch die Bestrebungen zur Weiterbildung bei weiblichen und männlichen Jugendlichen in gleichem Masse manifestieren, so treten in der Thematisierung der Familienplanung, insbesondere der Vereinbarkeit von Beruf und Familie deutliche Geschlechterunterschiede zu Tage. Dieser Befund entspricht in weiten Teilen den Theorien der doppelten Vergesellschaftung, gemäss denen bei Frauen ein wechselseitiger Bezug des beruflichen und privaten Bereichs zu erwarten ist, während die Männer die Familienplanung oder allgemein den privaten Lebensbereich kaum oder weniger stark in ihrem Entwurf der beruflichen Laufbahn miteinbeziehen (vgl. Geissler; Oechsle 1996). Diese Untersuchung stützt diese Theorien insofern, als das Thema der Vereinbarkeit, wie auch der Familienplanung allgemein von den Frauen häufiger spontan, ohne auf gezielte Fragen der Interviewerin zu reagieren, erwähnt wird. Die jungen Frauen haben diese Themen, wie sich herausstellte, zum Teil auch schon in den Prozess der Berufsfindung, insbesondere der Skizzierung der beruflichen Zukunft miteinbezogen. Dabei plant keine der jungen Frauen ihren Beruf ganz aufzugeben, sondern mit einer Ausnahme stellen sich alle vor, ihre Arbeitszeit lediglich reduzieren zu wollen. Die kaufmännische Angestellte, die Krankenschwester werden will, geht davon aus, ihre Berufsarbeit zu unterbrechen, bis die Kinder gross seien, doch zuerst wolle sie die Karriere machen. Eine eigene Form stellt sich die Sattlerin vor, die vorübergehend, bis die Kinder ins Schulalter kommen, in Heimarbeit erwerbstätig bleiben will. Deziert gegen die Aufgabe der Berufsarbeit äussert sich die Coiffeuse, für sie steht die Berufsarbeit an erster Stelle, allenfalls müsse ihr Partner zu Gunsten der Kinder auf die Erwerbsarbeit verzichten. Die zukünftige Flight Attendant, jetzige kaufmännische Angestellte hat sich diesbezüglich noch keine Gedanken gemacht. Im Unklaren darüber ob sie einmal Familie will, ist sich die Polygrafin, die sich jedoch auch mit dem Thema auseinandersetzt.

Bei den männlichen Jugendlichen fallen die Antworten diesbezüglich deutlich kürzer aus, womit sie zu verstehen geben, dass sie sich über Familie noch gar keine oder nur wenige Gedanken gemacht haben. Der Multimediaelektroniker meint auf die Frage, ob er einmal eine Familie gründen wolle, ja vielleicht, dies sei für ihn noch überhaupt nicht konkret vorstellbar. Der Automatiker antwortet auf dieselbe Frage mit: Ja, wieso nicht. Ebenso wenig Gedanken macht sich der Hochbauzeichner, klar ist für ihn, dass bevor er an Familiengründung denkt, er das Diplom im Sack haben wolle. Bezüglich der Perspektive auf Familie und eigenes Haus meint der zukünftige Inhaber der Metallbauschlosserei, vorher wolle er noch das Leben und die Freiheit

geniessen. Der einzige, der sich auch im Hinblick auf seine berufliche Weiterentwicklung in Zusammenhang mit einer zukünftigen Familie auseinandersetzt, ist der Anlage- und Apparatebauer Mehmed, der sich genügend qualifizieren will, um einmal gut für eine Familie sorgen zu können. Seine Angst, nicht genügend qualifiziert zu sein steht bei ihm auch in Zusammenhang zur von ihm angestrebten Erfüllung der Ernährerrolle. Mit seiner Äusserung wird die traditionelle Auffassung der Rolle des Mannes als Familiernährer deutlich, ein Bild das auch der Automatiker und der Metallbauschlosser verinnerlicht haben.

Mit diesem anhand einzelner Jugendlichen sichtbar gewordenen Selbstverständnis geschlechtsspezifischer Rollenteilung wird die Frage nach dem gewählten Beruf, bzw. der Branche im Hinblick auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf akut. Da sich die gewählten Berufe mit Ausnahme der Polygrafin in geschlechtstypischen Bereichen befinden, ist zugleich gesagt, dass die Frauen in ihren Berufen bereits über eine etablierte Praxis von Teilzeitarbeitsverhältnissen verfügen, wohingegen in den klassischen Männerberufen dieses ein noch zu etablierendes wäre. Die Krankenschwester oder die Verkäuferin werden problemlos eine teilzeitliche Anstellung finden, der Automatiker hingegen wird mit der Begründung von Vaterpflichten Mühe haben, sein Arbeitspensum reduzieren zu können. Dabei gilt anzumerken, dass die hier befragten männlichen Jugendlichen auch gar nicht die Absicht hegen, teilzeitlich arbeiten zu wollen, mit Ausnahme des Hochbauzeichners, der zwar seine Arbeitszeit reduzieren möchte, jedoch nicht im Hinblick auf Kinderbetreuung. Es drängt sich dabei die Frage auf, inwieweit die Vereinbarkeit des getroffenen Berufes mit einer Familie auch ein berufswahlleitendes Kriterium gewesen sein könnte. In jedem Fall reproduzieren die hier rekonstruierten Fälle die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, bzw. werden aufgrund ihrer Aussagen in den Interviews die Männer nicht Vorreiter sein im Einfordern von Teilzeitarbeit aufgrund von Vaterschaft, und ebenso wenig werden die jungen Frauen sich für ein anderes Modell stark machen, da sie von vornherein davon ausgehen, die doppelte Belastung auf sich zu nehmen.

6 Schlussbemerkungen

Wie Jugendliche den Übergang von der obligatorischen Schule ins Berufsbildungssystem erleben und bewältigen, wie sie zu einem Beruf und einer entsprechenden Lehrstelle finden, konnte anhand der Rekonstruktion einzelner Fälle veranschaulicht werden. Die einzelnen Phasen der Berufsfindung, von einer diffusen Berufsorientierung, deren Konkretisierung, der Suche nach einer oder mehrerer Lehrstellen, dem Abschluss des Lehrvertrags bis zum Eintritt ins Berufsbildungssystem wurden unterschiedlich durchlaufen. Die hier vorliegenden Fälle konnten vier Gruppen zugeordnet werden, die sich in ihren Begründungs- und Verlaufsmustern unterscheiden und woraus mittels einer Verortung der Einzelfälle in ihren jeweiligen Kontextbedingungen Typen gebildet werden konnten. Ohne hier auf einzelne Fälle oder die Typen nochmals einzugehen, sollen die den Berufsfindungsprozess massgeblich beeinflussenden Faktoren der individuellen Disposition, der sozialen Ressourcen und situativen Bedingungen diskutiert werden, auch im Hinblick auf mögliche weiterführende Fragestellungen.

Für den Berufsfindungsprozess aller hier befragten Jugendlichen sind die individuellen Interessen und die bereits erworbenen Fähigkeiten, die in Richtung eines bestimmten Berufes oder eines Berufsfeldes weisen, von grundlegender Bedeutung. Eine Schlüsselrolle insbesondere in der Entwicklung einer Berufsorientierung spielen die Freizeitaktivitäten, welche häufig in Zusammenhang mit dem sozialen und kulturellen Kapital der Herkunftsfamilie stehen. Dieser Befund stimmt im Wesentlichen mit der sozialen Lerntheorie von Mitchell und Krumboltz überein, welche den Eltern als Rollenmodelle, wie auch den Freizeitaktivitäten eine zentrale Bedeutung für den Berufsfindungsprozess zuschreibt. Bei den hier untersuchten Fällen weisen die Jugendlichen mit stark ausgeprägten Interessen, die gemeinsame Aktivitäten mit ihren Eltern schildern oder diese als für den Berufsfindungsprozess und die Lehrstellensuche wichtige Personen erwähnen, eine klar ausgebildete Berufsorientierung auf und ihnen gelang es auch, durch die Berufswahl ihre Vorstellungen und Ansprüche zu verwirklichen. Demgegenüber bekundeten Jugendliche, denen diese Voraussetzungen fehlten, am meisten Mühe, einen geeigneten Beruf zu finden.

Trotz dem raschen Wandel der Berufswelt und den zahlreichen neuen Berufen und obwohl die Berufswahl als eine individuell zu bewältigende Aufgabe aufgefasst wird, stellt sich die Unterstützung der Eltern als wichtiger Faktor im Berufsfindungsprozess der hier befragten Jugendlichen heraus. Diese Unterstützung muss jedoch hinsichtlich der Kategorie Geschlecht und der nationalen Herkunft differenziert werden. Grundsätzlich kommt den Vätern eine sehr wichtige Bedeutung zu, indem sie durch gemeinsame Freizeitaktivitäten Wissen und Fähigkeiten vermittelten, welche später bei der Berufswahl relevant werden. Zusätzlich vermögen die Väter während der Lehrstellensuche mittels ihrer sozialen Netzwerke Wege zu öffnen und haben vor allem für ihre Söhne Vorbildcharakter. Im Berufsfindungsprozess der jungen Frauen spielen deren Mütter ebenfalls eine wichtige Rolle, weil sie ihren Töchtern berufswahlleitende Fähigkeiten vermittelten, sie mental im Berufsfindungsprozess unterstützten oder sich die Töchter an den Tätigkeiten ihrer Mütter orientierten. Von den jungen Männern werden die Mütter in Zusammenhang mit dem Berufsfindungsprozess nicht erwähnt. Indem die Väter, die alle in sogenannten „Männerberufen“ tätig sind, vor allem ihren Söhnen ein Vorbild sind und diese indirekt mittels gemeinsamer Freizeitaktivitäten in ähnliche Berufsfelder lenken, was in abgeschwächter Form auch für die Mütter hinsichtlich ihrer Töchter gilt, kann als Konsequenz die sich reproduzierende geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes abgeleitet werden.

Die Unterstützung der Eltern ist nicht nur hinsichtlich der Kategorie Geschlecht zu differenzieren, sondern die Situation Jugendlicher ausländischer Herkunft ist von derjenigen der schweizerischen Jugendlichen zu unterscheiden. Erstere sind in einer benachteiligten Situation, da ihre Eltern sich am Berufsfindungsprozess ihrer Kinder weniger beteiligen können, sei dies aufgrund ihres Bildungsabschlusses, ihrer beruflichen Position, vor allem aber wegen der geringen Kenntnisse des schweizerischen Berufsbildungssystems. Bei den ausländischen Jugendlichen ist die Unterstützung durch ihre Väter deutlich geringer als diejenige schweizerischer Väter. Auffallend ist, dass mit einer Ausnahme, die Mütter ausländischer junger Frauen, die alle in niedrig qualifizierten Arbeitsverhältnissen angestellt sind, ihre Töchter mit Nachdruck bestärken, eine Lehre zu machen.

Die Jugendlichen ausländischer Herkunft heben die Primarlehrkräfte, die BerufsberaterInnen, wie auch andere in der Schweiz lebende Verwandte als für ihren Berufsfindungsprozess bedeutsame Personen hervor. Die Lehrperson wird von ihnen in einem positiven Sinne erwähnt, als wichtige Bezugsperson, die am Berufsfindungsprozess aktiv teilnahm. Enttäuscht hingegen fühlten sich einige Jugendliche vom Beitrag der BerufsberaterInnen, da diese scheinbar nicht ihre Anliegen vertreten haben, sondern vielmehr entsprechend ihrer Erfahrungen und ihres Wissens die Berufsorientierungen der Jugendlichen den realen Möglichkeiten anzupassen versuchten. Aussagen, die sicherlich einer Stellungnahme der BerufsberaterInnen bedürften.

So wie die Sozialisationsbedingungen der Herkunftsfamilie und deren soziale Positionierung bzw. Ressourcen auf den Berufsfindungsprozess einen Einfluss haben, kommt der Volksschule als weitere Sozialisationsinstanz eine berufswahlrelevante Bedeutung zu. Nicht nur durch den direkten, persönlichen Einfluss der Lehrkraft, welcher ausschliesslich von ausländischen Jugendlichen als positiv hervorgehoben wurde, sondern durch die Vergabe von Bildungsabschlüssen und den damit verbundenen unterschiedlichen Chancen auf dem Lehrstellenmarkt. Neben der formalen Qualifikation, welche, wie sich hier erneut bestätigen liess, in Abhängigkeit zur sozialen und auch nationalen Herkunft der Jugendlichen steht, verlassen die jungen Männer und Frauen die Schule mit dem Wissen, dass ihnen bestimmte Fächer besser liegen als andere, was mit ein Erklärungsfaktor der geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Wahl von Branchen und Berufen ist. Diese in Abhängigkeit von sozialer Herkunft und Geschlecht sich vollziehende Eingrenzung des Feldes möglicher Berufe deckt sich mit der Theorie von Gottfredson, die den Berufsfindungsprozess als Anpassungs- und Kompromissprozess beschreibt, in dessen Zuge sich teilweise auch die soziale Ordnung reproduziert.

Entsprechend den Befunden anderer Jugendstudien werden die situativen Faktoren als beeinflussende Momente auch von den hier befragten Jugendlichen ausgeblendet. Die Schilderung des Berufsfindungsprozesses wird als möglichst stimmig und die getroffene Berufswahl als passend dargestellt. In den Interviews wurden jedoch Aussagen gemacht, die widersprüchlich sind oder Fragen aufwerfen und vermuten lassen, dass es sich bei Teilen der Erzählung um biografische Konstruktionen handelt. Dabei soll nicht in Abrede gestellt werden, dass die Berufsfindungsprozesse tatsächlich bis zu einem gewissen Grad selbstbestimmt und einem relativ hohen und angestrebten Passungsverhältnis von Person und Beruf entsprechen. Sichtbar wurde lediglich die Tendenz, strukturelle Momente zu personalisieren. In den ansonsten in sich stimmigen Schilderungen des Berufsfindungsprozesses tauchen Stolpersteine auf, beispielsweise Engpässe auf dem Lehrstellenmarkt, aufgrund von erhöhten Selektionsbedingungen verunmöglichte Zugänge zu Schnupper- bzw. zu Lehrstellen, oder wegen des schulischen Abschlusses als unerreichbar erachtete Berufsfelder. Diese Hürden werden von den Jugendlichen

als normal hingenommen, als läge es in der Natur des Lehrstellenmarktes, dass sie nicht zu allen Berufen Zugang haben.

Wenn aus dieser Untersuchung ein Handlungsbedarf in der Praxis oder weiterführende Fragestellungen abgeleitet werden soll, so springt als erstes die benachteiligte Situation Jugendlicher, deren Eltern nicht selber in der Schweiz aufgewachsen sind und über eine geringe Kenntnis des Berufsbildungssystems verfügen, ins Auge. Dabei liegen Hinweise vor, dass die Lehrpersonen anstelle der Eltern eine wichtige Funktion übernehmen oder übernehmen könnten. Zu überlegen wäre, ob sie in dieser Aufgabe nicht noch zusätzlich zum Beispiel durch BerufsberaterInnen systematisch unterstützt werden sollten. Ein solches Angebot besteht bereits auf freiwilliger Basis, die Frage ist, ob die betreffende Gruppe auch tatsächlich von diesem Gebrauch macht. Eine Untersuchung der Beratungen, wie auch des professionellen Selbstverständnisses von BerufsberaterInnen wäre insofern von Interesse, als sie in Zusammenarbeit mit den Lehrkräften gerade bei Jugendlichen mit geringen sozialen Ressourcen und wenig ausgeprägten berufswahlleitenden Interessen und Neigungen von Bedeutung sind oder sein könnten.

Der Schule kommt nicht nur auf der Ebene der Interaktion mit der Lehrkraft, sondern als System eine wichtige Bedeutung im Berufsfindungsprozess zu. Die Schulabschlüsse auf den zwei Niveaus haben in der Verschränkung mit der Selektionspraxis der Betriebe eine für die Berufswahl richtungsweisende Wirkung. Dabei vermag das Bildungssystem die Chancen von Jugendlichen, die aufgrund ihrer sozialen Herkunft über schlechte Ausgangsbedingungen verfügen, nicht wesentlich zu verbessern. Zusätzlich zur formalen Qualifikation und dem daraus ableitbaren Spektrum an Möglichkeiten vermittelt die Schule Wissen, welches für die Berufsorientierung entscheidend ist. Diese inhaltliche Qualifikation weist in der Regel entsprechend der Geschlechtszugehörigkeit andere Schwerpunkte auf. In diesem Bereich bestehen bereits zahlreiche Studien und es wurden auch auf verschiedenen Ebenen Massnahmen ergriffen.

Ein weiterer für die Berufswahl bedeutsamer Bereich ist derjenige der Freizeitbeschäftigungen, der direkten Massnahmen nicht ohne weiteres zugänglich ist. Auch hier wäre der Frage nachzugehen, ob bestehende Freizeitangebote auch von denjenigen Jugendlichen genutzt werden, die wenig eigene Aktivitäten haben. In diesem Zusammenhang ist für mich bedenkenswert, dass die hier befragten Jugendlichen mit einer Ausnahme in der Berufslehre aufgrund der Belastung ihre bisherigen Freizeitaktivitäten ganz oder teilweise aufgeben mussten. Dies scheint mir, auch im Vergleich mit gleichaltrigen GymnasiastInnen, ein möglicherweise folgenreicher Einschnitt, zumal die Freizeitaktivitäten für die Ausbildung individueller Interessen nachweislich wichtig sind und diese auch gesellschaftlich integrierend wirken. Interessant wäre im Weiteren zu überprüfen, ob sich die Eltern ihrer Bedeutung im Berufsfindungsprozess ihrer Kinder und ihrer Vorbildfunktion mit den häufig geschlechtstypisierenden Folgen bewusst sind.

Wer in meiner Arbeit ausgeschlossen blieb, sind diejenigen Jugendlichen, die keine Lehrstelle gefunden haben, die von sogenannten „Brückenangeboten“ Gebrauch machen, direkt ins Erwerbsleben eingestiegen sind oder arbeitslos sind. Anhand der Rekonstruktion ihrer Schicksale liessen sich einige Tendenzen aus der vorliegenden Untersuchung überprüfen. Und sie machen auch deutlich, was vielleicht in den Hintergrund gerückt ist, nämlich dass der Übergang auch Risiken in sich birgt. Die Lehrstellensuche ist nebst der Auseinandersetzung mit persönlichen Neigungen auch ein Konkurrenzkampf, bei dem nicht alle die gleich guten Karten haben.

7 Literatur

- Arendt, Hannah (1994): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München: Piper Verlag.
- Arnold, Brigitte; Borkowsky, Anna (1998): Tendenzen in der Berufswahl von Frauen und Männern. In: *Frauenfragen 2.*, S. 41-44.
- Baethge, Martin (1994): Arbeit und Identität. In: Beck, Ulrich, Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 245-262.
- Baethge, Martin; Hantsche, Brigitte; Pelull, Wolfgang; Voskamp, Ulrich (1989): *Jugend: Arbeit und Identität. Lebensperspektiven und Interessenorientierungen von Jugendlichen. Eine Studie des Soziologischen Forschungsinstituts Göttingen (SOFI)*. Opladen: Leske + Budrich.
- Barmettler, Hugo: Die Revision des Berufsbildungsgesetzes: Die wichtigsten Neuerungen. In: *Die Volkswirtschaft. Das Magazin für Wirtschaftspolitik*. Hrsg.: Eidgenössisches Volkswirtschaftsdepartement (EVD), Staatssekretariat für Wirtschaft (seco) S. 4-9.
- Bauer, Tobias (2000): *Die Familienfalle. Wie und warum sich die Familiensituation für Frauen und Männer unterschiedlich auf die Erwerbsbiographie auswirkt – eine ökonomische Analyse*. Chur/Zürich: Rüegger.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1997): *Kinder der Freiheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beinke, Lothar (1999): *Berufswahl. Der Weg zur Berufstätigkeit*. Bad Honnef: Verlag K.H. Bock.
- Bell, Daniel (1991): *Die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt am Main, New York: Camus Verlag.
- Blossfeld, Hans-Peter; Shavit, Yossi (1993): *Persistent inequality: changing educational attainment in thirteen countries*. Westview Press: San Francisco.
- Borkowsky, Anna (2001): *Frauenberufe – Männerberufe? Die am häufigsten gewählten Berufe 1999/2000*. Bundesamt für Statistik, Bildung und Wissenschaft.
- Borkowsky, Anna (2000): Frauen und Männer in der Berufsbildung in der Schweiz. In: *Geschlecht und Berufsbildung. Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften*, 22. Jhrg., Nr. 2, S. 279-294.
- Borkowsky, Anna; Ley, Katharina; Streckeisen, Ursula (1985): *Strukturelle und subjektive Aspekte von Arbeitsbiografien, Erwerbsverläufen und Berufslaufbahnen von Frauen*. Bern. Schlussbericht an den Schweizerischen Nationalfonds.
- Borkowsky, Anna; Gonon, Philipp (1996): *Berufsbildung in der Schweiz. Beteiligung gestern und heute – neue Herausforderungen*. Bundesamt für Statistik, Bildung und Wissenschaft. Bern.
- Bourdieu, Pierre (2001): *Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik*. Hamburg: VSA-Verlag.
- Bourdieu, Pierre; Boltanski, Luc; de Saint Martin, Monique; Maldidier-Pargamin, Pascale (1981): *Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Bourdieu, Pierre; Passeron, Jean-Claude (1971): *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs*. Stuttgart: Klett.
- Brater, Michael (1997): Schule und Ausbildung im Zeichen der Individualisierung. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): *Kinder der Freiheit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, 1997, S. 149-194.
- Brose, Hanns-Georg (Hrsg.) (2000): *Die Reorganisation der Arbeitsgesellschaft*. Frankfurt/New York: Campus Verlag.

- Brown, Duane (1994): Entscheidungstheoretische Modell. In: Brooks, Linda; Brown, Duane (Hrsg.): Karriere-Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 425-454.
- Brunner, Jo (2002): Pilotprojekt 9. Schuljahr. Ergebnisse der kantonalen Schlussevaluation 2002. Bern: Amt für Bildungsforschung der Erziehungsdirektion des Kantons Bern.
- Buchmann, Marlies; Kriesi, Irene; Pfeifer, Andrea; Sacchi Stefan (2002): halb drinnen – halb draussen. Analysen zur Arbeitsmarktintegration von Frauen in der Schweiz. Chur/Zürich: Rüegger Verlag.
- Buchmann, Marlies; Eisner, Manuel (1998): Arbeit und Identität – von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In: Geiser, T; Schmid, H.; Walter-Busch, E. (Hrsg.): Arbeit in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Wirtschaftliche, rechtliche und soziale Perspektiven, Bern: Haupt, S. 111-133.
- Busshoff, Ludger (1998): Berufsberatung als Unterstützung von Übergängen in der beruflichen Entwicklung. In: Zihlmann, René (Hrsg.) : Berufswahl in Theorie und Praxis. Zürich: sabe, S. 9-84.
- Busshoff, Ludger (1984): Berufswahl: Theorien und ihre Bedeutung für die Praxis. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer.
- Combe, Arno; Helsper, Werner (Hrsg.) (1991): Hermeneutische Jugendforschung. Theoretische Konzepte und methodologische Ansätze. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Coradi Vellacott, Maja; Wolter, Stefan C. (2002): Soziale Herkunft und Chancengleichheit. In: Für das Leben gerüstet? Die Grundkompetenzen der Jugendlichen – Nationaler Bericht der Erhebung PISA 2000. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik (BFS) und Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK), S. 90-112.
- Dettling, Warnfried (2000): Diesseits und jenseits der Erwerbsarbeit. In: Kocka, Jürgen; Offe, Claus (Hrsg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 202-214.
- Dietz, Gehrhard-Uhland; Matt, Eduard; Schumann, Karl F.; Seus, Lydia (1997): Lehre tut viel...“ Berufsbildung, Lebensplanung und Delinquenz bei Arbeiterjugendlichen. Münster: Votum-Verlag.
- Durkheim, Emile (1977/ [1893]): Über die Teilung der sozialen Arbeit. Eingeleitet von Niklas Luhmann. Frankfurt a.M.
- Flick, Uwe (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Friebel, Harry (Hrsg.) (1983): Von der Schule in den Beruf. Alltagserfahrungen jugendlicher und sozialwissenschaftliche Deutung. Bd. 1: Jugend zwischen Familie, Bildung, Beruf und Freizeit. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Friebertshäuser, Barbara (1997): Interviewtechniken – ein Überblick. In: Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Juventa Verlag, S. 371-395.
- Galley, Françoise; Meyer, Thomas (September 1998): Schweiz. Übergänge (Transitionen) zwischen Erstausbildung und Erwerbsleben. Länderbericht zuhanden der OECD. Bericht im Auftrag der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK), Bern, http://agora.unige.ch/csre/oecd/transition/d_rap.html (8.11.2002).
- Geissler, Brigit; Oechsle, Mechtild (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Geser, Hans (2001): Zwischen Abwehr und Aufbruch: Die Einstellung der Schweizer Unternehmen zu Reformen in der Berufsbildung. In: Die Volkswirtschaft. Das Magazin für Wirtschaftspolitik. Hrsg.: Eidgenössisches Volkswirtschaftsdepartement (EVD), Staatssekretariat für Wirtschaft (seco) S. 10-15.
- Goffman, Erving (1962): On Cooling the Mark out: Some Aspects of Adaptation to Failure. In: Rose, Arnold M. (Hrsg.): Human Behavior and Social Process. Boston: Houghton Mifflin. S. 482-505.
- Gottfredson, Linda S. (1996): Gottfredson's Theory of Circumscription and Compromise. In: Brown, Duane; Brooks, Linda (Hrsg.): Career choice and development. San Francisco: Jossey-Bass Inc., S. 179-232.

- Graf, Martin A.; Graf, Erich O. (1997): Der Angriff der Bildungselite auf die Volksbildung. Bildungssoziologische Anmerkungen zur aktuellen Reformdiskussion. Zürich: Widerspruch 17. Jg./Heft 33, S. 23-38.
- Grossenbacher, Silvia (2000): Frauen in der beruflichen Aus- und Weiterbildung. Konsequenzen für die Geschlechterfrage in der Berufsbildung. In: Geschlecht und Berufsbildung. Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften, 22. Jhrg., Nr. 2, S. 295-308.
- Häfeli, Kurt; Gasche, Mark (2002): Beruf und Berufsfeld: konzeptionelle Überlegungen zu kontroversen Begriffen. Schweizerisches Institut für Berufspädagogik (SIBP), Forschung und Entwicklung, BBT.
- Hantsche, Brigitte (1990): Veränderte Sozialisationsmuster in der Adoleszenz – welchen Stellenwert hat Arbeit für die Identität von Jugendlichen? In: Du Bois-Reymond, Manuela; Oechsle, Mechtild (Hrsg.): Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandeln der Jugendphase. Opladen: Leske + Budrich, S. 59-76.
- Heinz, Walter R. (1995): Arbeit, Beruf und Lebenslauf. Eine Einführung in die berufliche Sozialisation. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Heinz, Walter R.; Krüger, Helga; Rettke, Ursula; Wachtveitl, Erich; Witzel, Andreas (1987): „Hauptsache eine Lehrstelle“. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Heinz, Walter R. (1983): Bremer Jugendstudie: Berufsfindung und Arbeitsmarkt. Sozialisation für die Arbeit. Zum Übergang von Schule in Beruf. In: Friebe, Harry: (Hrsg.): von der Schule in den Beruf: Alltagserfahrungen Jugendlicher und sozialwissenschaftliche Deutung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 147-175.
- Heintz, Bettina; Nadai, Eva; Fischer, Regula; Ummel, Hannes (1997): Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes, Frankfurt: Campus.
- Herzog, Walter; Neuenschwander, Markus; Wannack, Evelyne; Pfäffli, Madeleine (2003): Berufswahlprozesse bei Jugendlichen. Forschungsbericht Nr. 24, Dokumentation der 2. und 3. Erhebung. Bern: Institut für Pädagogik und Schulpädagogik, Abteilung Pädagogische Psychologie.
- Herzog, Walter; Neuenschwander, Markus; Wannack, Evelyne (2002): Berufswahlprozess bei Jugendlichen. Nationales Forschungsprojekt 43 „Bildung und Beschäftigung“. Zwischenbericht, Projekt Nr.4043-058310, Laufzeit 2000-2003. Bern: Institut für Pädagogik und Schulpädagogik, Abteilung Pädagogische Psychologie.
- Huber, Ursula; Christen, Helgard (1998): Die Ausbildung in einem „Männerberuf“: Noch immer ein Hürdenlauf. In: Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (Hrsg.): Berufswahl und Berufsbildung von Frauen. Frauenfragen 2, S. 61-64.
- Imdorf, Christian (2003): Die Bedeutung formaler und inhaltlicher Bildungsqualifikationen für die berufliche Platzierung von in- und ausländischen Jugendlichen – unter besonderer Berücksichtigung des Geschlechts. In: Lehre Forschung in Gender Studies an der Universität Bern, Nr. 2, Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung, Universität Bern, S. 19.
- Kelle, Udo; Kluge, Susann (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Keller, Carmen (1998): Warum wählen Frauen mathematische-naturwissenschaftliche Berufs- und Studienrichtungen weniger oft als Männer? In: Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (Hrsg.): Berufswahl und Berufsbildung von Frauen. Frauenfragen 2, S. 69-72.
- Knapp, Gudrun-Axeli: Arbeitsteilung und Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen (1987). In: Beer, Ursula (Hrsg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld: AJZ-Verlag, S. 267-308.
- Kocka, Jürgen; Offe, Claus (Hrsg.) (2000): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt: Campus-Verlag.

- Krais Beate, (1996): Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland. In: Bolder, A.; Rodax, K.: Jahrbuch ,96, Bildung und Arbeit: Die Wiederentdeckung der Ungleichheit. Aktuelle Tendenzen in Bildung für Arbeit. Leske + Budrich, Opladen, S. 118-146.
- Krüger, Helga (1999): Doing Gender - Geschlecht als Statuszuweisung im Berufsbildungssystem. In: Brock, Ditmar; Hantsche, Brigitte; Kühnlein, Gertrud u.a.: Übergänge in den Beruf: Zwischenbilanz zum Forschungsstand. München: Deutsches Jugendinstitut, S. 139-169.
- Krüger, Helga (1995): Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, Regina; Knapp Gudrun-Axeli (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Frankfurt am Main: Campus, S. 195-219.
- Kühn, Thomas; Witzel, Andreas (2000, Juni): Biografiegestaltung junger Fachkräfte in den ersten Berufsjahren – Methodologische Leitlinien und Herausforderungen im Zuge einer qualitativ-prospektiven Längsschnittstudie. Forum Qualitative Sozialforschung /Forum Qualitative Social Research (Online-Journal), 1(2). Abrufbar über: <http://qualitative-research.net/fqs-d/2-00inhalt-d.htm> (22.September 2002).
- Kühnlein, Gertrud; Paul-Kohlhoff, Angela (1996): Die Entwicklung von Berufswahlorientierungen und Lebenskonzepten bei Mädchen und jungen Frauen. In: Schober, Karen; Gaworek, Maria (Hrsg.): Berufswahl: Sozialisations- und Selektionsprozesse an der ersten Schwelle. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit, S. 113-126.
- Kutscha, Günter (1992): „Entberuflichung“ und „Neue Beruflichkeit“ – Thesen und Aspekte zur Modernisierung der Berufsbildung und ihrer Theorie. In: Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik, 88, S. 535-548.
- Lalive d'Epina, Christian (1992): Vom Ethos der Arbeit zum Ethos der Selbstverwirklichung. Der soziokulturelle Wandel in der Schweiz im zwanzigsten Jahrhundert. In: Zoll, Rainer (Hrsg.): Ein neues kulturelles Modell: Zum soziokulturellen Wandel in Gesellschaften Westeuropas und Nordamerikas. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 160-177.
- Lamnek, Siegfried (1989): Qualitative Sozialforschung. Methoden und Techniken. Bd.2. München: Psychologie Verlags Union.
- Lamprecht, Markus; Stamm, Hanspeter (1997): Chancengleichheit im Schweizer Bildungssystem? Zürich: Widerspruch 17. Jg./Heft 33, S. 39-44.
- Lange, Elmar (1978): Berufswahl: Eine empirische Untersuchung der Berufswahlsituation von Hauptschülern, Realschülern und Abiturienten. München: Fink.
- Lauterbach, Uwe; Wettstein, Emil (1991): Internationales Handbuch der Berufsbildung. Schweiz. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Maruani, Margaret (1997): Die gewöhnliche Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt. In: Dölling, Irene; Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 48-74.
- Mayer, Karl Ulrich (2000): Arbeit und Wissen: Die Zukunft von Bildung und Beruf. In: Kocka, Jürgen; Offe, Klaus (Hrsg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt: Campus-Verlag, S. 383-409.
- Mayring, Philipp (1993): Einführung in die qualitative Sozialforschung. 2. Auflage. Weinheim: Psychologie-Verl.-Union.
- Miller-Tiedemann, Anna; Tiedemann, David V. (1994): Laufbahn- und Berufsentscheidungen: Eine individualistische Perspektive. In: Brown, Duane; Brooks, Linda (Hrsg.): Karriere-Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 329-362.
- Mitchell, L.K.; Krumboltz, J.D. (1994): Krumboltz learning theory of career choice and counselling. In: Brooks, Linda; Brown, Duane (Hrsg.): Karriere-Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 233-280.

- Moser, Urs (2002): Kulturelle Vielfalt in der Schule: Herausforderung und Chance. In: Für das Leben gerüstet? Die Grundkompetenzen der Jugendlichen – Nationaler Bericht der Erhebung PISA 2000. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik (BFS) und Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK), S. 113-135.
- Nadai, Eva; Seith, Corinna (2001): Frauen in der Forstwirtschaft. Hürden, Chancen, Perspektiven. Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft (BUWAL) (eds.), Schriftenreihe Umwelt Nr. 324, Bern, Schweiz.
- Offe, Claus (1984): „Arbeitsgesellschaft“. Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Pawlowsky, Peter (1986): Arbeitseinstellungen im Wandel. Zur theoretischen Grundlage und empirischer Analyse subjektiver Indikatoren der Arbeitswelt. Beiträge zur Sozialökonomik der Arbeit. München: Minerva Publikation.
- Pollmann, Thomas (1994): Berufsrelevante Faktoren bei jugendlichen Pflichtschulabgängern. In: Gittler, Georg (Hrsg.): Die Seele ist ein weites Land: aktuelle Forschung am Wiener Institut für Psychologie. Wien: WUV-Universitätsverlag, S. 155-164.
- Ried, Renate (2001): Testlauf für das neue Berufsbildungsgesetz. Arbeitsgruppe Informatik Berufsbildung Schweiz (I-CH). In: Die Volkswirtschaft. Das Magazin für Wirtschaftspolitik. Hrsg.: Eidgenössisches Volkswirtschaftsdepartement (EVD), Staatssekretariat für Wirtschaft (seco) S. 24-25.
- Rodax, Annelie; Rodax, Klaus (1996): Bildungschancen und Bildungswege von Frauen: eine bildungssoziologische Untersuchung über den Zusammenhang von sozialen Herkunft und Bildungsbeteiligung. Berlin: Duncker und Humblot.
- Schallberger, Peter (2002): Soziologische Zeitdiagnosen. Zur Kulturbedeutung der Globalisierung. In: Bühler, Caroline; Honegger, Claudia; Schallberger, Peter: Die Zukunft im Alltagsdenken. Szenarien aus der Schweiz. Konstanz: UVK-Verlag, S. 21-48.
- Scharmann, Theodor (1977): Wesen, Entstehung und Wandlung der Berufe. In: Seifert, Karl Heinz: Handbuch der Berufspsychologie. Göttingen, Toronto, Zürich: Verlag für Psychologie. S. 29-68.
- Scheele, Brigitte; Groeben, Norbert (1988): Dialog-Konsens- Methoden. Tübingen: A. Francke Verlag.
- Schmid; Günther (2000): Arbeitsplätze der Zukunft: Von standardisierten zu variablen Arbeitsverhältnissen. In: Kocka, Jürgen; Offe, Claus (Hrsg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 269-292.
- Schroer, Norbert (1997): Wissenssoziologische Hermeneutik. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske + Budrich, S. 109-132.
- Seifert, Karl Heinz (1977) (Hrsg.): Handbuch der Berufspsychologie. Göttingen, Toronto, Zürich: Verlag für Psychologie.
- Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag.
- Stratmann, Karlwilhelm (1999): Berufserziehung und sozialer Wandel. Hrsg. von Pätzold, Günter; Wahle, Manfred; Gesellschaft zur Förderung arbeitsorientierter Forschung und Bildung, Frankfurt a.M.
- Strub, Silvia (2003): Teilzeitarbeit in der Schweiz. Eine Untersuchung mit Fokus auf der Geschlechterverteilung und der familiären Situation der Erwerbstätigen. Im Auftrag des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Frau und Mann. Bern: Büro Bass. www.fairplay-at-work.ch/d/u-set-bestellen.htm
- Super, Donald E. (1994): Der Lebenszeit-, Lebensraumansatz der Laufbahnentwicklung. In: Brown, Duane; Brooks, Linda: Karriere-Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 211-280.
- Toth, St.; Waerz, B.(1983): Berufliche Orientierung, Berufswahl und erste Arbeitserfahrungen: Umwandlung des Menschen in Arbeitskraft. In: Friebe, Harry (Hrsg.): von der Schule in den Beruf:

- Alltagserfahrungen Jugendlicher und sozialwissenschaftliche Deutung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 51-66.
- Wahler, Peter; Witzel, Andreas (1996): Berufswahl – ein Vermittlungsprozess zwischen Biographie und Chancenstruktur. In: Schober, Karen; Gaworek, Maria (Hrsg.): Berufswahl: Sozialisations- und Selektionsprozesse an der ersten Schwelle. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit, S. 9-36.
- Weber, Max (1988 / [1904]): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrsg. von Winckelmann, Johannes, 7. Auflage, Tübingen: Mohr, S. 146-214.
- Weber, Max (1995 / [1904-05]): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. In: Schriften zur Soziologie. Hrsg. von Sukale, Michael, Stuttgart: Reclam.
- Wetterer, Angelika (1993): Professionalisierung und Geschlechterhierarchie. Vom kollektiven Frauenausschluss zur Integration mit beschränkten Möglichkeiten. Kassel.
- Wilkinson, Helen (1997): Kinder der Freiheit. Entsteht eine neue Ethik individueller und sozialer Verantwortung. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, 1997, S. 85-123.
- Witzel, Andreas (2000, Januar): Das Problemzentrierte Interview. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research (Online-Journal), 1(1). Abrufbar über: <http://qualitative-research.net/fqs> (22. September 2002).
- Zihlmann, René et al. (1999): Berufswahlbuch mit Berufekatalog 2000/2001. Zürich: sabe.
- Zimmermann, Adrian (1998): Wem nützt welche Bildung? Ein Überblick über 150 Jahre Berufsbildung im Spannungsfeld zwischen Wirtschaftsförderung und allgemein menschlicher Bildung. Bern, <http://www.sgb.ch/juko/pdf/history.pdf> (6. Januar 2003).
- Zoll, Rainer (Hrsg.) (1992): Ein neues kulturelles Modell: zum soziokulturellen Wandel in Gesellschaften Nordeuropas und Nordamerikas. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Zoll, Rainer (Hrsg.) (1984): „Hauptsache ich habe meine Arbeit“. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

7.1 Internetadressen

- BBT (2002): Berufsberatung. <http://www.berufsberatung.ch/> (8.11.2002).
- BBT (2002) Die Hit-Berufe der Frauen. Die Hit-Berufe der Männer. www.bbt.admin.ch/aktuell/medien/2002/d/hitberufe.pdf (8.11.2002).
- BBT (2002): Lehrstellenbörsen. <http://www.berufsberatung.ch/ausb/lehr/kant/index.htm> (8.11.2002).
- BBT (30.10.2002): Das neue Berufsbildungsgesetz nBBG. Dossier. www.bbt.admin.ch/nbbg/d/main.htm (8.11.2002).
- BBT (21.02.2003): Berufsmaturität. <http://www.bbt.admin.ch/berufsbi/grund/berufmatur/d/main.htm> (5.3.2003).
- BBT (4.7.2002): Stabilisierung des Lehrstellenangebots – Rückgang der Nachfrage. Medienmitteilung. www.bbt.admin.ch/aktuell/medien/2002/d/20020704.htm (9.7.2002).
- BBT (3.9.2002): Berufsbildungssystem Schweiz. Dossier. www.bbt.admin.ch/berufsbi/system/d/main.htm (15.1.2003).
- BBT (18.10.2002) :Der Lehrstellenmarkt bleibt weiterhin stabil. Medienmitteilung. www.bbt.admin.ch/aktuell/medien.htm (8.11.2002).
- BFS (2.10.1998): Stark veränderte Branchenstruktur. Arbeit und Erwerb, 3, Neuchâtel, Betriebszählung 1995. www.statistik.admin.ch/stat_ch/ber03/bz/dbz04.htm (28.9.2001).

- BFS (2001): Erwerbstätigen- und Beschäftigungsstatistik. Neuchâtel. (8.11.2002).
- BFS (28.5.2002): Die Berufslehre in der Schweiz. Statistik Schweiz, 15 Bildung und Wissenschaft. www.statistik.admin.ch/stat_ch/ber15/lehrvertr.htm (9.7.2002).
- ERZ (2002): Berufsberatung Kanton Bern. <http://www.erz.be.ch/berufsberatung/> (8.11.2002).
- ERZ (2002) : Lehrstellennachweis „Lena“. <http://www.erz.be.ch/berufsausbildung/lena/suche/> (9.7.2002).
- Gewerkschaftsjugend (März 2002): Übersicht Lehrlingslöhne. <http://www.gewerkschaftsjugend.ch/download/uebersicht-loehne-lehrlinge.doc>. (8.11.2002).
- Lehrstellenbund. Mittelschul- und Berufsbildungsamt, Berufs- Studien- und Laufbahnberatung und „Bund“(2002): <http://www.lehrstellenbund.ch> (8.11.2002).

7.2 Zeitungsartikel

- Der Bund (18.08.2001): „Das Motivationssemester schlägt eine Brücke zur Lehre“. Lehrstellenbund, Autoren: Widmer, Manuel C.; Marti, Rolf.
- Der Bund (25.08.2001): „ Mal oben, mal unten: Berufe auf der Imageschaukel“. Lehrstellenbund, Autorin: Nussberger, Cornelia.
- Der Bund (19.01.2002): „Lehrvertrag: Der Start für Jugendliche in die Berufswelt. Lehrstellenbund, Autor: Lehmann, Christian.
- Der Bund (23.02.2002): „Plätze zum Schnuppern – eine heiss begehrt Sache. Lehrstellenbund, Autor: Brand, Peter.
- Der Bund (27.8.2002): „Basislehrjahr mit baldiger Vorreiterrolle?“ Neues Basislehrjahr für Informatiker „come-2-it“ startete vor zwei Wochen mit 14 Lehrlingen. Bund, S. 21.
- Der Bund (28.2.2003): „Eine lange Durststrecke“ Informatik. Kommentar. Autor: Galli, Hans.
- Der Bund (29.3.2003): „Der Streit um die Lehrlinge“. Im Dickicht der Studien zum Lehrstellenmarkt – sieben Wochen vor der Abstimmung zur Lehrstelleninitiative. Autor: Schöchli, Hansueli.
- NZZ Online (24.10.2001): „Das neue Berufsbildungsgesetz als Investition. Ein Expertengespräch über die Berufsbildung von morgen. www.nzz.ch/2001/10/24/il/page-article7Q7KM.html (8.11.2001).

7.3 Amtliche Publikationen

- BFS (1999) Bundesamt für Statistik: Bildungsindikatoren, Neuchâtel.
- BFS(2001a): Bildungsstatistik. Neuchâtel.
- BFS (2001b): Bildungsabschlüsse 2000. Sekundarstufe II und Tertiärstufe. Bildung und Wissenschaft. Autor: Rudin, Anton.
- BFS (2002): Die Berufslehre in der Schweiz. Bildung und Wissenschaft, 15, Neuchâtel. Autor: Rudin, Anton.
- BIZ Bern (2002a): Berufsbildungssystem Schweiz. Informationsblatt.
- BIZ Bern (2002b): „Tipps und Tricks für die Lehrstellensuche“. Informationsblatt.
- BIZ Bern (2002c): „Berufswahl: Anregungen für Eltern“.
- BIZ Bern (2002d): „Alles über die Schnupperlehre“. Informationsblatt.
- BIZ (9.12.2002): Übergangsmatrix 2000-2001. Schulische Herkunft der 1. LehrjahrschülerInnen. Quelle BFS.

- BIZ (10.1.2003): Gespräch mit Anton Simonett, Berufsberater BIZ Bern.
- Duden (1997): Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, Bd.7.
- ERZ (2002): Tests in der Lehrlingsselektion. Zentralstelle für Berufs- Studien- und Laufbahnberatung, August 2002.
- lipa (2002a): Lehrstellenmarkt 2002. Probleme bleiben. Pressemitteilung. Autor: Siegerist, Peter.
- lipa (2002b): Vom kleineren Übel der Abstimmung. In: lipa News, Nummer 2, November 2002. Siegerist, Peter.
- LINK (2001): Lehrstellenbarometer April 2002. Ergebnisbericht zur Umfrage bei Jugendlichen und Unternehmen. Luzern, im Auftrag des BBT.
- PISA (2000): Bildungsmonitoring Schweiz: Für das Leben gerüstet? Die Grundkompetenzen der Jugendlichen – Nationaler Bericht der Erhebung PISA 2000. OECD – PISA Programme for International Student Assessment. Neuchâtel, EDK, BfS 2002.
- SAJV (2002) Schweizerische Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände: Opinion. Berufsbildung im Wandel. Nr. 3/02, Bern.
- SAKE (2002): Die Schweizerische Arbeitskräfteerhebung. Kommentierte Ergebnisse und Tabellen 2001. Bundesamt für Statistik (012-0100), Neuchâtel.
- SGB (2001): Finanzierung der beruflichen Grundausbildung: Die Lehrstelleninitiative (lipa) und das neue Berufsbildungsgesetz im Vergleich. Eine Studie im Auftrag des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes. Autor: Jans, Armin.

8 Anhang

8.1 Interview-Leitfaden

Einstiegsfrage: **Du machst also eine Lehre als ...? In welchem Betrieb machst du die Lehre? Wie gross ist dieser? Wo und wann besuchst du die Berufsschule?**⁶³

(1) Fragen zum Berufswahlprozess:

*Um sich ein Bild zu machen, rückblickend auf den Berufswahlprozess: **Welches waren entscheidenden Momente ?*** (auf Kärtchen stichwortartig festhalten)

Wie es dazu kam, dass du den Beruf x lernst? Was oder wer spielte eine entscheidende Rolle? Wann hast du begonnen, dich mit der Berufswahl auseinander zusetzen? Wann kam es zu Entscheidungen? (Ordnen der Kärtchen, zeitlich, Zusammenhang der einzelnen)

(1a) *Persönliche Disposition:* **Weshalb hast du diesen Beruf gewählt?**

Persönliche Interessen, Neigungen, Freizeitbeschäftigungen, Erfahrungen? Beruf der Eltern? KollegInnen? Vorbilder?

Welche Aspekte des gewählten Berufs sind wichtig? Inhaltliche Kriterien, Prestige, Einkommen, Sicherheit, Geschlechtstypik, Weiterbildungsmöglichkeiten?

Bei klarem Berufswunsch: Wie kommst du dazu, eine so klare Vorstellung zu haben? Was unterscheidet dich von anderen, die keinen so klaren Berufswunsch haben?

Welche Alternativen hast du in Betracht gezogen ? (andere, auch geschlechtsatypische Berufe, Lehrstellen, Lehrbetriebe, weiterführende Schulen)

(1b) *Soziale Ressourcen:* **Welche Personen aus deinem Umfeld waren dir bei der Berufswahl behilflich?**

Wer unterstütze dich auf der Suche nach einem geeigneten, dir entsprechenden Beruf?

Welcher Art war die Hilfe? Was war hilfreich im Entscheidungsprozess? (Eltern, LehrerInnen, KollegInnen, Schnupperlehren, Berufswahl in der Schule, BAM, persönliche Vorbilder?) Wie reagierte dein Umfeld auf die getroffene Wahl?

Welche Rolle spielten deine Eltern beim Finden eines Berufs?

Boten dir die Mutter und/oder der Vater Unterstützung an, wenn ja, welche? Welche Berufe üben *sie* aus? Welche *hätten* sie vielleicht gerne ausgeübt? Wie stehen sie zu deiner getroffenen Berufswahl? Gibt es jemanden in deiner Verwandtschaft, der oder die denselben Beruf ausübt oder ausgeübt hat?

(1c) *Fragen zu situativen Bedingungen:* **Als Jugendliche(r) bist du mit Anforderungen der Arbeitswelt und einem Angebot auf dem Lehrstellenmarkt konfrontiert, später mit dem Arbeitsmarkt. wie hast du diese neue Situation erlebt, wie hast du dich**

⁶³ Die in fetten Buchstaben geschriebenen Fragen sind diejenigen, die allen gestellt werden, die Fragen in Normalschrift dienen dem Nachfragen, Präzisieren, Klären und werden je nach Gesprächsverlauf gestellt oder nicht.

verhalten, was hast du unternommen? Stelle sie dich vor Schwierigkeiten? Wenn ja, welche?

Woran denkst du, liegt es, dass du eine Lehrstelle gefunden hast? Stimmen deine Chancen auf dem Lehrstellenmarkt mit deinen Wünschen, Vorstellungen überein? (Benachteiligung/Bevorzugung bezüglich Geschlecht, Nationalität, schul. Abschluss)

Wie hast du dich auf die Suche nach einer Lehrstelle gemacht? Was hast du alles unternommen? (Anzahl Bewerbungen, Vorstellungsgespräche, Telefonate, Abklärungen)

Wie war das Ergebnis deiner Bemühungen? (wichtige Erlebnisse, Erfahrungen)

Gab es im gesamten Prozess Belastungen, die schwer zu ertragen waren? Fühltest du dich in gewissen Situationen und Druck, Stress? Gab es kritische Momente?

Was hättest du gemacht, wenn du keine Lehrstelle gefunden hättest?

(2) Fragen zum Übergang in die Berufsausbildung – Situation heute:

Einstiegsfrage: **Du bist nun seit .. Monaten in einer Berufsausbildung. Was hat sich seither in deinem Leben verändert? Wie erlebst du die neue Lebensphase?**

(2a) Fragen zum Übergang: Welche Veränderungen stellst du fest, seit du die Berufslehre angefangen hast?

Nimmst du dich, dein Leben anders wahr? Hat sich in deinen Beziehungen zu den Eltern und FreundInnen etwas verändert?

Wie erlebst du den Übergang von der Schule in die Berufslehre, Berufsschule? War der Wechsel schwierig, gar ein Schock oder hat sich dein Lebensgefühl nicht merklich verändert? Was ist anders als in der Schulzeit? Wie ist es, Lehrling zu sein vs. SchülerIn?

(2b) Fragen zur Befindlichkeit: In welchen Bereichen bist du mit der getroffenen Wahl zufrieden, in welchen Bereichen weniger oder gar nicht?

Inwiefern stimmt die getroffene, sich realisierende Wahl, der Alltag mit deinen Vorstellungen, mit deinem Bild überein? Warst du gut informiert?

Was findest du, wenn du deine Berufswahl im Nachhinein betrachtest, hätte besser laufen können, was war gut so wie es lief?

Wenn der gewählte Beruf \neq Wunschberuf: warum hast du deinen Wunschberuf aufgegeben? Ist der gewählte Beruf eine Art "Notlösung"? Oder ist dir anderes wichtiger geworden? Oder hast du andere Wunschvorstellungen?

(3) Blick in die Zukunft:

Einstiegsfrage: **Wie stellst du dir deine weitere Zukunft vor? in 5 und in 10 Jahren?**

Was ist dir wichtig, wenn du jetzt in die Zukunft schaust?

Was möchtest du unbedingt erreicht haben, wenn du einmal 30 Jahre alt bist? (Pläne, Visionen, Ängste z.B. vor Arbeitslosigkeit, allg. Einstellung gegenüber der Zukunft)

(3a) Fragen zur Arbeitsorientierung: Welche Bedeutung hat für dich die Arbeit, der Beruf in deinem Leben?

Wie sieht deine berufliche Zukunft aus? Nächste Schritte, geplante, gewünschte berufliche Tätigkeit(en) und Anstellungsverhältnisse, berufliches Fernziel
 Kriterien einer “guten” und “schlechten” oder “idealen” Arbeit, Beruf als Lebenssinn stiftend?

(3b) Fragen zum Verhältnis des beruflichen zum privaten Bereich: Wie stellst du dir dein Privatleben idealer weise vor? Hast du schon Pläne? In welchem Verhältnis steht das Privat- zum Berufsleben?

Stellenwert der Freizeit, Hobbys, Freundschaften, Partnerschaft? Stellst du dir vor, einmal Familie zu haben? Wie stellst du dir dabei die Arbeitsteilung vor?

Abschliessende Frage: Gibt es etwas, was dir wichtig ist, das du noch anfügen möchtest, etwas das vergessen wurde?

8.2 Kodierleitfaden

Nr.	Die Kategorien der 4 Themen	Nr.	Subkategorien	Bemerkungen
1	Berufswahl			
10	individuelle Disposition	101 102 103 104	Interessen, Hobby Kindheit Vorerfahrungen im Berufsfeld Schlüsselgeschichte	nicht SL oder Praktika
11	soziale Ressourcen	110 111	Personen Institutionen	
12	Aspekte des Berufes	120 121	Berufsbild, Berufsfeld Tätigkeiten im Beruf	Beruf mit Zukunft
13	Spektrum der Möglichkeiten	130 131	Alternativen Grenzen des Spektrums	Mögl. Berufsoptionen kommt n. in Frage
2	Lehrstellensuche			
20	indiv. Disposition	201 202	Strategien Persönliche Ressourcen	Vorabklärungen
21	soziale Ressourcen	210 211	Personen Institutionen	aus privatem Umfeld LehrerIn, BerufsberaterIn
22	Chancen auf LS-Markt	220 221 222	Anpassungs- Kompromissprozesse Darstellung der Chancen/Anforderungen/Aufwand Eignungstests	
23	Funktion der Schnupperlehre	230 231	Konfrontation mit Berufswunsch Schritt auf dem Weg zur LS	
24	Optionen bei Absage	240 241	Alternativen Zwischenlösungen	andere Lehren

<i>Nr.</i>	<i>Die Kategorien der 4 Themen</i>	<i>Nr.</i>	<i>Subkategorien</i>	<i>Bemerkungen</i>
3 Übergang				
30	Veränderungen	301	Belastungen	
		302	Veränderungen	
31	Darstellung des Berufsalltags	310	Anforderungen im Lehrbetrieb	
		311	Konfrontation mit Vorstellungen	
4 Zukunft				
40	berufliche Perspektiven	401	berufl. Laufbahnplanung	
		402	Stellenwert der Arbeit	
		403	allg. Sicht auf Zukunft: Berufsfeld, Gesellschaft	
41	allg. Perspektiven	411	Stellenwert der Familie, Verh. berufl./private Perspektiven	
		412	allg. Ideale im Leben	
		413	Geschlechterbilder Beruf/Familie	